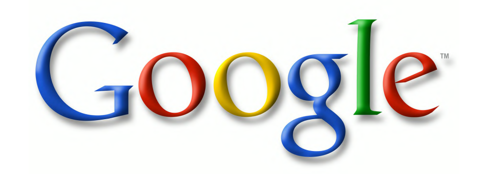
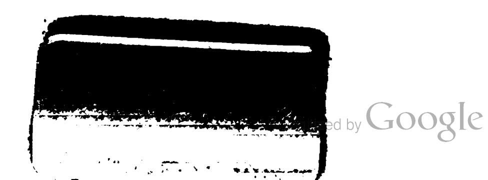
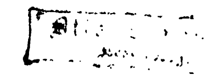










Friedrich Perthes Leben

nach dessen

schriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,

ordentlichem Professor der Rechte an der Universität in Bonn.

Zweiter Band.

Fünfte Auflage.

Gotha.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

1861.

Vorrede.

Der erste Theil des Lebens meines Vaters hat einem weit größeren Kreise, als ich erwarten konnte, Freude und auch Stärkung in schwerer Zeit gebracht; ich fürchte nicht, daß dieser zweite Theil dem ersten nachstehen werde. Den vielen Bekannten und Unbekannten in allen Theilen Deutschlands, welche das, was meine Eltern ihnen gewährt haben, auch mir zu schulden glaubten, sage ich für die freundlichen Zuschriften, die einzeln zu beantworten unmöglich war, meinen herzlichen Dank. Behalte ich Kraft und Gesundheit, so hoffe ich später in einem dritten und letzten Theile die reichen Erfahrungen auch der letzten zwanzig Lebensjahre meines Vaters mittheilen zu können.

Bonn, im Mai 1851.

Perthes.



Inhalt.

Drittes Buch.

Die Versuche zur Wiedereinrichtung in Haus und Stadt und Staat seit der Befreiung Deutschlands. 1814—1816.

Viertes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über die politischen und religiösen Fragen von der Zeit des Wartburgsfestes bis zur Zeit der europäischen Congresse in Troppau und Laibach. 1817—1822.

Seite

Fünftes Buch.

Perthes' Familienleben bis zur Verlegung seines Wohnsitzes von Hamburg nach Gotha im Jahre 1822.

Drittes Buch.

Die Versuche zur Wiedereinrichtung in Haus und Stadt und Staat

seit der Befreiung Deutschlands.

1814—1816.

Rücktritt in die früheren Verhältnisse.
Sommer 1814.

Als Perthes am 31. Mai 1814 die Stadt und die Wohnung wieder betrat, die er ein Jahr zuvor verlassen hatte, konnte dem Danke für die kaum gehoffte Heimkehr schweres Sorgen für die nächste Zukunft nicht ferne bleiben. Gott sei gelobt für so weit, für seinen Beistand und seine Nähe in diesem schweren und ernsten Jahr! schrieb Caroline am Tage der Ankunft ihren Eltern nach Wandsbeck. Ich will mich freuen und will alles vergeben und will alles vergessen, nur meinen lieben Bernhard nicht. Unserer wartet, fügte sie hinzu, wenn es am glücklichsten geht, eine mühselige Zeit. Gott erhalte mir nur Perthes und gebe ihm Muth und Kraft zu seinem schweren Tagewerke!

Die Wiederanknüpfung des alten, durch ein Jahr voll Noth und Angst unterbrochenen Lebens war in der That nicht leicht. Schon die Wohnbarmachung des Hauses hatte ihre Schwierigkeiten: die schönen, freundlichen Räume zur ebenen Erde hatten Monate hindurch französischen Soldaten als Wachtstuben gedient; mitten in dem größten Zimmer stand ein mächtiger Ofen; zum Fenster hinein waren Baumstämme geschoben, deren Ende dem Feuer im Ofen zur Nahrung diente; alles irgend ablösbare Holzwerk im ganzen Hause war heruntergerissen und verbrannt; Rauch und Qualm hatte seinen Weg durch die Fenster suchen müssen. Die oberen Stockwerke waren zuletzt vom General Loison bewohnt gewesen, aber auch hier hatten die Soldaten in einer solchen Weise gehaust, daß das ganze Haus einem einzigen großen Schmutzhaufen glich. Aller Mobilien war dasselbe völlig beraubt; theils hatten Freunde sie hier und da versteckt, theils

der französische Präfect sich ihrer bemächtigt. Nirgends war eine Stelle zum Ausruhen, überall mußte der fußhohe Unrath fortgeschafft, überall für die Einrichtungen zum Sitzen und Liegen, zum Kochen und Essen gesorgt werden, und dennoch mahnte der Mangel an Geld und der herzzerreißende Anblick der vielen bleichen, halbverhungerten Jammergestalten heimkehrender Flüchtlinge daran, auch die kleinste, irgend vermeidliche Ausgabe zu scheuen. Es war ein harter Wiederanfang für Caroline. In unserem alten Hause wohnen wir, schrieb sie im Juli, und streben danach, auch wieder in das alte Geleise zu kommen; ob das aber gehen wird, weiß Gott. — Es ging, wenn auch nicht ohne viele Arbeit und Sorge. Noch vor Eintritt des Winters war das Hauswesen geordnet und in seinen früheren Gang zurückgeführt. Mit ungleich größeren Schwierigkeiten war freilich die Herstellung des Geschäfts verbunden, welches ungeachtet seiner völligen Auflösung eine zahlreiche Familie erhalten und bedeutende Schulden tilgen sollte.

Jede politisch stark aufgeregte Zeit bringt außer den Abenteurern, den Beutelustigen und Revolutionsmenschen auch die bedeutenderen und thatkräftigeren Männer in Bewegung, entzieht sie ihrem eigentlichen Lebensberufe und entführt sie in das allgemeine Gewirre, wo die außergewöhnlichen Zustände auch außergewöhnliche, nicht der hergebrachten Ordnung angehörende Kräfte fordern. Wenn nun die wilden Gewässer sich wieder verlaufen haben, so sollen diese Männer aus einem bewegten, durch tausend Reizmittel immer neu angeregten und mit den größten Verhältnissen zusammenhängenden Leben wieder zurück in den ruhigen, einförmigen und engen früheren Beruf. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten vielen und wackeren Naturen schwer geworden, und oft hat sich aus denselben Männern, die in der bewegten Zeit Dankenswerthes leisteten, später nach hergestellter Ruhe ein Geschlecht von geistig vornehmen Vagabunden gebildet, welche, in keinem Berufe zu Hause, hier und da umher hantieren und, mit sich und der Welt unzufrieden, sich und anderen zur Qual werden. Für Perthes, der seit Jahr und Tag, ungeachtet so mancher schweren Stunde, nicht ohne Behagen in den gewaltsam durcheinander geworfenen Verhältnissen gelebt und gehandelt hatte, war, wenn er nicht

einer solchen Gefahr unterliegen sollte, mit der Befreiung Hamburgs der Augenblick gekommen, in welchem er sich wieder mit voller und ganzer Kraft seinem Lebensberufe hingeben mußte, und er hatte Tüchtigkeit genug, diesen Entschluß zu fassen und durchzuführen. Die Lage freilich, in welcher er sein Geschäft vorfand, machte ihm den Uebergang zu den Sorgen und Mühen des täglichen Lebens doppelt schwer. Es graut mir, schrieb er an Villers, aus der Poesie meines bisherigen Lebens wieder in die Prosa des gewöhnlichen Lebens zurückzukehren, besonders da ich auf Jahre hin Sorgen und Arbeit schwerster Art haben werde.

Als Hamburg ein Jahr zuvor, am 30. Mai 1813, von den Franzosen wieder besetzt worden war, hatte Davoust gleich am folgenden Tage Perthes' Bücherlager und Handlung versiegeln lassen und bald darauf bekannt gemacht, daß die Schuldner der Handlung nicht an Perthes, sondern an die französischen Behörden zu zahlen hätten. Davoust's erster Anordnung gemäß sollten die brauchbaren Bücher des Lagers an die Bibliotheken, Schulen und Behörden vertheilt und der Ueberrest öffentlich versteigert werden. Ein großer Theil des bedeutenden Landkartenlagers wurde auch wirklich dem topographischen Büreau und verschiedenen Generalen überwiesen und manches werthvolle Buch kam in die Hände einzelner Officiere; aber für das Bücherlager im großen und ganzen ward die Ausführung jener Anordnung hintertrieben. Perthes zwar hatte auf seinem Wanderleben keine Sorge für das Geschäft tragen können; aber Besser, obgleich gleichfalls aus Hamburg geflüchtet, verlor dasselbe nie aus den Augen. Mit rastloser Thätigkeit und besonnener Aufmerksamkeit benutzte er jeden Umstand, um zu retten, was zu retten war, und wurde an Ort und Stelle durch die bewegliche Gewandtheit und den treuen Eifer eines sehr rührigen Dieners, d'Haspe mit Namen, unterstützt. Zunächst gelang es, das große Commissionslager, weil es nicht Perthes', sondern fremder Buchhändler Eigenthum sei, von dem übrigen Lager zu trennen: es wurde der Handlung von Hoffmann und Campe zum treuen Verwahr übergeben. Sodann bezahlte der gewandte Diener Schlächter, Bäcker, Buchbinder und andere Handwerker, welche an Perthes zu fordern hatten, nicht mit baarem Gelde, sondern gab

ihnen zum Eintreiben von den Handlungsschuldnern kleine Rechnungen, die er selbst bei der Auflösung aller Ordnung schwerlich bezahlt erhalten hätte. Endlich wurde nicht ohne Erfolg der Versuch gemacht, unter der Firma der Handlungen von Hammerich in Altona und Michelsen in Lübeck den Faden des Geschäfts fortzuspinnen, und durch persönliche Zusprache oder durch Freunde und Bekannte die Schuldner der Handlung in den benachbarten Gegenden zu bewegen, ihre Schuld ungeachtet des Verbotes der französischen Machthaber an Besser zu bezahlen. Die schwierigste Aufgabe aber war gewesen, die befohlene Vertheilung und Versteigerung des eigenen Lagers in Hamburg zu verhindern. Zu diesem Zwecke waren die Gläubiger der Handlung unter der Hand angeregt worden, sich an Davoust mit der Behauptung zu wenden, daß, bevor zu einer Vertheilung der Bücher geschritten werden könne, ihnen aus denselben Befriedigung für ihre Forderungen werden müsse. Da sie sich zur Begründung dieser Behauptung auf bestimmte Gesetzesstellen berufen konnten, so gab Davoust, welcher der Angelegenheit wiederholt persönliche Aufmerksamkeit zuwandte, nach, ordnete die Versteigerung des ganzen Lagers an und befahl, daß von dem Erlöse zunächst die Handlungsgläubiger befriedigt werden sollten. Da nun, bevor zur Versteigerung geschritten werden konnte, ein Katalog aller vorhandenen Bücher angefertigt werden mußte, so machte Besser, in Erwartung einer baldigen Befreiung von der französischen Herrschaft, den Versuch, die Anfertigung desselben möglichst in die Länge zu ziehen. Der Versuch gelang, obschon Davoust einigemale drohte, die Bücher bei längerer Verschleppung pfundweise verkaufen zu lassen. Die dreißigtausend Bände, welche das Lager etwa zählte, waren, um Platz zu gewinnen, von den französischen Beamten auf Blockwagen in ein anderes Haus geschafft und bei dieser Gelegenheit sämtlich durcheinander geworfen worden. Demungeachtet wurde die Aufzeichnung sofort begonnen. Sie sollten da die Wirthschaft sehen, mein wohlgeborner, hochgeehrtester Herr, schrieb im August 1813 der an strenge kaufmännische Ordnung gewöhnte d'Haspe: Landkarten, Kriegskunst, Classiker, Campe's Robinson, das Gebetbuch für gute Christen, Goethe's Werke, Band sieben, der dritte Theil einer Reise in die Südsee, die Anleitung einer erfahrenen Kö-

chin, alles liegt wild durcheinander und so wird es numeriert, und das Lustigste ist, daß sie auf die Bücher nur die Einer und Zehner jeder Zahl setzen, aber nicht dazufügen, zu welchem Hundert oder Tausend dieselbe gehört. Wenn sie fertig sind, müssen sie natürlich wieder von vorne anfangen. Darum kümmern sie sich aber nicht, sondern setzen Tag für Tag ihre unkluge Arbeit fort; es ist unmöglich, daß es vor Neujahr zur Versteigerung kommen kann. — Als endlich der Katalog fertig war, hatten die Verbündeten bereits den Rhein überschritten und Davoust hütete sich sorgfältig vor jedem Schritte, der nun unter veränderten Umständen einen Anspruch an sein Privatvermögen hätte begründen können. Die Bücher blieben ungeachtet des Katalogs unversteigert und wohlverschlossen aufbewahrt.

Diese Lage ihres Geschäftes fanden die beiden Freunde Besser und Perthes vor, als sie seit Ende Februar 1814 zuerst in Kiel, dann in Blankenese zusammentrafen und über das, was zu thun sei, beriethen. Obschon das ganze bisherige Publicum der Handlung zersprengt war, hatten doch beide die Ueberzeugung, daß unter den gegebenen Umständen die Wiederaufnahme des Geschäfts ohne strafbaren Leichtsinn gewagt werden könne und daß sie gewagt werden müsse, weil nur auf diesem Wege die Möglichkeit gegeben werde, die Gläubiger der Handlung vor Schaden zu bewahren. Von dieser Ansicht aus erließ Perthes im April 1814 ein Circular, in welchem er den deutschen Buchhandlungen die Absicht, sein Geschäft wieder zu eröffnen, bekannt machte. Mir würde, heißt es in demselben, wohl niemand zumuthen wollen, meine Verpflichtungen ganz zu erfüllen, und ich weiß, daß ein großer Theil meiner Collegen dem Anerbieten eines Accords entgegensieht. Da mir aber durch die Stellung des Vaterlandes gestattet wird, mein Haus wieder aufzurichten, so habe ich die Hoffnung zu Gott, daß er mir die Kräfte schenken werde, enden zu können, wie ich begonnen habe, und jedem gerecht zu werden. Kann ich auch jetzt nicht mit so jugendlichem Muthe wie vor achtzehn Jahren beginnen, habe ich auch jetzt ein zahlreiches Haus zu ernähren, so besitze ich doch Erfahrungen, die manches Lehrgeld ersparen, besitze die Gunst meiner Mitbürger, einen großen Kreis von Gönnern und Freunden und bedeutende Verbindungen im Auslande. Getrost und mit guter Hoff-

nung und im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Collegen will ich also wieder anfangen und erkläre, daß ich entschlossen bin, alles Schuldige zu bezahlen und niemand etwas verlieren zu lassen. Das Wie und Wann der Zahlung muß ich bitten mir zu überlassen, doch soll innerhalb dreier Jahre alles berichtigt sein. — Zugleich erklärte Perthes in demselben Circular, daß von nun an Besser, welcher der That nach schon lange Gesellschafter der Handlung gewesen sei, sich auch in der Firma nennen und derselben dadurch eine noch größere Gewährleistung in der Handelswelt geben werde.

Die großen Schwierigkeiten, welche sich dem Gelingen entgegenstellten, verhehlten sich die beiden Freunde nicht und beide stimmten darin völlig überein, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, keck zu wagen, sondern besonnen sich und andere vor Schaden zu bewahren. Wir hätten wohl noch den jugendlichen Muth, schrieb Perthes am 5. März an Besser, und auch wohl noch die jugendliche Kraft, um im Vertrauen auf unser Glück wiederum ein Geschäft im großen Umfange zu beginnen; aber besinnen wir uns recht, so muß dennoch bei unseren Jahren und in unseren Verhältnissen unser zweites Etablissement sich lediglich auf die Erfahrung, die wir besitzen, gründen. Sieh, ganz still und einfach fangen wir unser Wesen wieder an, legen immer nur einen Stein nach dem andern und halten uns auch still und einfach. Das Publicum ist uns günstig, viele Freunde sind thätig für uns, und die Menschen, die uns aus augenblicklicher Noth helfen, finden sich gewiß. — Auf Hamburg und seine nächste Umgebung schien damals für die Wiederbelebung des Geschäftes gar nicht, auf das übrige Deutschland nur wenig gerechnet werden zu können, weil zu erwarten stand, daß die Folgen der langen Noth noch auf Jahre jede Lebendigkeit des literarischen Verkehrs verhindern würden. Die Aufmerksamkeit beider Freunde wendete sich daher nach England, wo in Folge der Freiheitskriege die Theilnahme an Deutschland größer als seit Jahrhunderten geworden war. Der damalige Zeitpunkt schien überaus geeignet, um durch kräftige und nachhaltige Thätigkeit eine allgemeinere Verbreitung der deutschen Literatur in England hervorzurufen und namentlich die Blicke der vielen und reichen Sammler mehr als bisher auf deutsche Philologie und classische Werke aller Art zu

leiten. Die mangelhafte Einrichtung des englischen Buchhandels konnte sogar die Hoffnung erwecken, daß es möglich sein werde, die Gesamtvermittelung zwischen England und der nicht englischen Literatur in die Hand des deutschen Buchhandels zu bringen. Besser war schon früher längere Zeit in England gewesen und war der Sprache völlig mächtig; die besten Empfehlungen an einflußreiche Männer aller Art standen zu Gebote. Beide Freunde beschlossen daher, daß Besser nach England gehen und versuchen solle, das schon immer dorthin betriebene Geschäft weiter und weiter auszudehnen. Bald waren die Vorbereitungen geendet und am 4. Mai ging Besser von Ritzebüttel aus in See.

Perthes traf inzwischen die nöthigen Anstalten, um möglichst bald nach dem Abzuge der Franzosen aus Hamburg die Handlung eröffnen zu können. Am 9. Mai zeigte ihm der Maire adjoint schriftlich an, daß die Beschlagnahme seines Bücherlagers aufgehoben sei und daß er dasselbe gegen Erstattung der von den französischen Behörden für Inventur, Miethe u. s. w. aufgewendeten Kosten in Empfang nehmen könne. Gestern ließ mich der Herr Präfect einladen, schrieb Perthes an Villers, in die Stadt zu kommen, weil der Herr Marschall beschlossen hätte, das Sequester von meiner Büchersammlung zu nehmen; zugleich wollte man aber 700 Francs für einen angefertigten Katalog. Sie sehen daraus, daß diese Leute auch unter der weißen Cocarde sich gleich bleiben. Dafür, daß sie mich bildlich an den Galgen genagelt, mich von Haus und Hof gejagt, meine Handlung vernichtet, meine Bücher um die Hälfte bestohlen, meine Möbeln verbrannt haben, wollen die Kerls noch 700 Francs. — Da indessen Perthes kurz und bestimmt erklärte, daß er die Mühe, welche die Behörden sich mit Aufbewahrung, Inventur u. s. w. gegeben hätten, durchaus nicht beansprucht habe und deshalb auch nicht gesonnen sei, die Auslagen derselben zu ersetzen, so wurde das Lager am 19. Mai ohne weitere Bedingungen seinem Bevollmächtigten Runge übergeben. Nachdem die Franzosen abgezogen waren, traf Perthes am 30. Mai in Hamburg ein. Aus unserem alten Wohnort biete ich Dir, schrieb er an Besser, die brüderliche Hand. Der Worte, um auszudrücken, was mich bewegt, bedarf es nicht; es ist eine völlige

und förmliche Auferstehung von den Todten. Genug davon. — Die Arbeiten zur Wiedereröffnung der Handlung wurden sofort begonnen und mit höchster Anstrengung fortgesetzt. Glauben wirst Du es, heißt es in einem andern Briefe an Besser, aber vorstellen kannst Du es Dir dennoch nicht, was für eine Arbeit das ist, so ein Wesen wieder herzustellen und auseinander zu wirren; und wenn mir nur noch jemand helfen könnte, aber das geht nicht. Gottlob, daß ich gesund bin und heiteren Geistes dazu und dankbar gegen Gott und Menschen. Ein schlimmes Ding freilich bleiben die augenblicklichen Geldzahlungen. Uns bezahlen nur wenige, aber Tag für Tag gehen größere und kleinere Rechnungen von Peter und Paul, von Buchbindern und Handwerkern und von aller Welt ein; die armen Leute sind in schrecklicher Noth und bitten und quälen, und das thut weh. Auch von außen laufen jetzt die größeren Anweisungen und Wechsel auf uns ein. Durchhelfen will ich mich schon, aber es kostet Angstschweiß. — Durch dieses Arbeiten, Mühen und Sorgen wurde indessen Muth und Hoffnung in Perthes nicht gebrochen und manches günstige Ereigniß half ihm leichter über die bösen Stunden fort. Vor allem aber ist mir, heißt es in einem Briefe an Besser, das Zutrauen, die Liebe und Güte rührend, welche unsere Mitbürger in so vielfältiger Weise gegen uns äußern. Unser Credit ist nicht allein erhalten, sondern befestigter als jemals. Auch auf unser Circular sind nun die Antworten der Buchhändler eingelaufen. Sie sind sämtlich, nur eine einzige Handlung ausgenommen, mit unseren Vorschlägen zufrieden und sprechen das größte Zutrauen aus. Fest kannst Du Dich darauf verlassen, daß unsere Handlung sehr bald wieder in voller Blüte sein wird. Man sehnt sich ordentlich nach uns. — Ende Juni eröffnete Perthes den Geschäftsbetrieb in Hamburg selbst und wenige Tage später konnte er schon schreiben: Hier ist Gottes Segen mit uns und alles, wirklich alles schlägt zum Guten aus; aber ich kann allein nicht mehr durchkommen und es wird hochnöthig, daß Du wieder kommst. Eines geht vor dem andern; allenthalben ist eben nichts in Ordnung; jeder will seine Freundschaft bezeigen, Aufträge kommen von allen Seiten und die öffentliche Unruhe macht auch nicht grade ruhig; kurz, ich bin sehr im Gedränge und wünsche Dich herbei.

Besser's Aufenthalt in England war ursprünglich auf längere Zeit berechnet gewesen, aber Besser faßte die dortigen Geschäftsverhältnisse in einer Weise auf, welche ihm eine weitere Anwesenheit als unnöthig erscheinen ließ. Der erste Eindruck, welchen London und seine Bewegung in jenen Monaten unmittelbar nach dem Sturze Napoleon's auf ihn gemacht hatte, war außerordentlich gewesen. Hier bin ich, heißt es in seinem ersten Briefe aus London, um in dieser Riesenstadt, in diesem wunderlich schönen Lande eine Zeit zu durchleben, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat; schon in den nächsten Tagen werden die gekrönten Häupter erwartet. Aber mehr als auf diese ist alles auf General Blutscher gespannt. Es ist nicht zu sagen, in welchem Maße dieses Ungeheuer des lebendigen und des mechanischen Lebens den Menschen ergreift und überwältigt; aber bei dem Volke ist man trotz aller seiner Unliebenswürdigkeiten wie zu Hause, wenn man nur seine Sprache und sein Wesen versteht. — Mit Menschen aller Art und jeden Standes nähere oder fernere Verbindung anzuknüpfen, lag in Besser's Reisezweck, und seine ausgedehnten Empfehlungen öffneten ihm den Eingang in die verschiedensten Kreise. Deutsche und Engländer, gentlemens und Matadore der city sah er; heute verkehrte er mit recht klugen und brauchbaren Menschen, morgen mit guten und liebenswürdigen, bald mit Methodisten und Quäkern, bald mit Leuten, die nichts kannten als die schlechten Seiten des Lebens. Es ist ein gefährliches Ding für ein schwaches Menschenkind, rief er in einem seiner Briefe aus, Metier von dem Kennenlernen so vieler anderer Menschenkinder zu machen; mag man wollen oder nicht, man muß sich dabei mehr oder weniger über die Personen stellen, die zu beurtheilen man nicht lassen kann. Ich bin recht müde und mürbe davon und verlange Abends oftmals recht sehnlich nach meinem Kämmerlein, um in Gedanken wenigstens mit Euch dort drüben zu leben. — Um auszuruhen und um sich zu erfrischen, wußte er nichts Lieberes als den Besuch in den großen Museen und den vielen Privatsammlungen Londons. Wie freue ich mich, schrieb er einmal, bei allen diesen herrlichen Dingen einen Mitgenossen an Häns Lappenberg zu haben. Ein junger Mensch ist doch etwas Herrliches, mit ihm wird man selbst wieder jung. — Durch die

freundliche Theilnahme so vieler und verschiedener Menschen an der deutschen Literatur glaubte Besser sich zu den größten Hoffnungen berechtigt und entwarf umfassende Pläne für die Zukunft. Durch Schwabe, schrieb er, der ein durch und durch vortrefflicher Mann ist und im größten Ansehen steht, durch einige andere Geistliche und durch Graf Münster, sobald er hier ankommt, will ich es zur Sprache zu bringen suchen, daß auf den hiesigen Schulen die deutsche Sprache eben so wie die französische gelehrt wird; das heißt die Sache, lache nur nicht, an der Wurzel angreifen und soll schon gehen. Sodann müssen wir hier ein deutsches Journal, nach Art der englischen Miscellen, zwar nicht selbst unternehmen, aber doch veranlassen, deutsche Miscellen mit einem literarischen Anzeiger. Die rechten Männer, das Innere und Aeußere dieses Unternehmens zu betreiben, habe ich schon im Auge. In enger Verbindung mit diesem Journal ließe sich wohl die Gründung einer deutschen Bibliothek auf Subscription in London versuchen, welche die Liebhaber der deutschen Literatur miteinander in Verbindung brächte und die Zahl derselben vermehren würde. Befinden sich doch gegenwärtig auf den zwanzig verschiedenen Bibliotheken Oxfords gar keine deutschen Werke. Mit großer Wärme sind meine Vorschläge von unseren Freunden und Bekannten aufgefaßt. Habe nur guten Muth, ich kann Dir mit Gewißheit sagen, daß meine Reise hierher von bedeutenden Folgen für uns sein muß.

Nach einigen Wochen stimmten sich jedoch die anfänglichen Hoffnungen Besser's bedeutend herab. Man muß hier, äußerte er bedenklich, oftmals auf einen Fleck schlagen, bis es hilft. Am Schlagen lasse ich es nun zwar nicht fehlen, aber der Ausführung meiner Pläne bin ich noch nicht näher gerückt. — Besser hatte, wie es in der Natur der Sache lag, in der ersten Zeit seines Aufenthalts vorzugsweise hervorragende Deutsche und Engländer, welche deutsche literarische Bildung und Liebhaberei besaßen, gesehen und die Meinung bekommen, daß diese Männer nur einzelne Spitzen eines bedeutenden stark für deutsche Literatur angeregten Kreises seien. Bald aber mußte er durch diese Männer selbst erfahren, daß sie eine vereinsamte Stellung einnähmen. Leider äußern mir, schrieb Besser, nicht nur die Deutschen, sondern auch die Engländer, welche mit der deutschen Literatur gründ-

lich bekannt sind, ihre Ueberzeugung unverhohlen, daß die Engländer als Volk nicht fähig seien, die deutsche Literatur aufzufassen. Goethe und Herder verstehen sie nicht, Klopstock misverstehen sie völlig. Ich selbst begreife es immer mehr, wie es dem Original-Engländer immer unmöglich bleiben wird, Sinn für die deutsche Literatur zu bekommen. Ich will gar nicht von den Männern der City reden, die freilich nichts weniger als Beschützer der Literatur und wirklich quill-drivers, wie Robinson sie nennt, sind; ich will auch nicht von meinen Methodisten-Freunden reden, für die Goethe ein wicked fellow ist: aber der insularische Charakter des Volkes bleibt auch geistig abgeschlossen für sich, kann nicht aus sich heraus und kann nichts Fremdes aufnehmen. Männer wie Robinson werden stets eine sehr seltene Erscheinung in England bleiben. Einen bessern Vertreter als diesen merkwürdigen und anziehenden Mann kann Deutschland nicht haben, und unwillkürlich stelle ich ihn in meinen Gedanken neben Villers, und dann tritt die Verschiedenheit des Einflusses, welchen gründliche deutsche Bildung auf den Franzosen und auf den Engländer hat, mir in sehr scharfen Zügen hervor. — Wiederum einige Wochen später erklärte Besser an Perthes: Gründlich habe ich jetzt gelernt, daß versprechen, wollen und können drei verschiedene Dinge sind, und daß wir des ersten und des zweiten von vielen Menschen gewiß sein können, ohne deshalb auf das dritte rechnen zu dürfen. Mich quält der Gedanke, Dir im Anfange zu große Hoffnungen von den Ergebnissen meines hiesigen Aufenthaltes gemacht zu haben, doch sind die einzelnen Vortheile desselben in jedem Falle sehr groß. Wir wissen nun bestimmt, was wir nicht thun dürfen, und wenn wir auch neue große Unternehmen auf England nicht gründen können, so werden doch die einzelnen positiven Vortheile nicht unbedeutend sein. Auf eigentlich gelehrte Werke, namentlich naturhistorische und medicinische, müssen wir unser Augenmerk richten; dagegen wird der Gebrauch der deutschen Ausgaben von Classikern abnehmen, wie es scheint. Ein längerer Aufenthalt in London ist unter diesen Umständen unnöthig und Anfang August hoffe ich wieder in Hamburg zu sein. — Deine Klagen erschrecken mich nicht, antwortete Perthes. Sei nur zufrieden, auch von England her wird uns der Segen nicht ausbleiben. Wir stehen

dort in gutem Andenken, und die Ruhe, die nach und nach in der Welt wieder eintritt, wird auch jenseits des Kanals neue Quellen eröffnen.

Nach Besser's Rückkehr aus London, im August 1814, arbeiteten beide Freunde nun mit vereinten Kräften an der Belebung und Ausdehnung des Geschäfts. Nähere und fernere Bekannte halfen ihnen gerne die immer noch wiederkehrenden Geldverlegenheiten überwinden. Kann ich Ihnen, schrieb z. B. der edle Jakob Oppenheimer an Perthes, von Ihren kleinen Sorgen, die Sie eigentlich gar nicht haben sollten, um kräftig für alles Gute und Edle wirken zu können, etwas abnehmen, so thue ich es sehr gerne. Besonderen Papieres bedarf es dazu nicht; ein Billet von Ihnen genügt völlig, und ich bitte Sie, bei der Rückzahlung keine andere Rücksicht als die Ihrer Convenienz zu nehmen. — Schon Ostern 1815 konnten Perthes und Besser anzeigen, daß die Handlung noch vor Ablauf der ausbedungenen dreijährigen Frist alle Verpflichtungen erfüllt haben werde. Sehr rasch nahm von jetzt an die Handlung die bedeutende Stellung ein, welche sie seitdem behauptet hat.

So dringend Perthes auch in dem ersten Jahre nach der Wiederbefreiung Hamburgs durch die Lage des Geschäfts genöthigt ward, seine Kräfte zusammenzunehmen und auf die Ausfüllung seines nächsten Berufs zu verwenden, so war es ihm in den heftigen Bewegungen jener Monate doch nicht möglich, theilnahmlos den Versuchen zuzusehen, durch welche Verfassung und Verwaltung der freien Stadt in die neue Zeit hinübergeleitet werden sollten. Auch gab er niemals zu, daß in der lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, so fern sie nur nicht weit gesucht, sondern nahe gebracht sei, eine Gefahr für den tüchtigen und ernsten Betrieb der eigenen Angelegenheiten liege. Lachen habe ich müssen, schrieb er einem Freunde, daß Sie Ihre Kräfte nicht verpuffen wollen. Sollten Sie wirklich so wenig Munition haben? Hat nichts zu bedeuten: geistig mehren sich die Kräfte, je mehr man ihrer von sich gibt.

Die von den großen Mächten vielfach zur Sprache gebrachte Frage, ob Hamburg künftig eine Festung werden sollte oder nicht, setzte damals zunächst alles in Bewegung. Nach den verschiedensten

Orten hin, an denen er Einfluß und ein empfängliches Ohr vermuthete, wendete sich Perthes, um die drohende Gefahr abwenden zu helfen. Für sich selbst, für Deutschland, für die europäischen Völker hat Hamburg die Bestimmung, schrieb er einmal, einen Punkt der Communication, der Circulation, des Vertriebes, des Erwerbens und Verbreitens abzugeben. Kann man, will man einen solchen Punkt nicht haben, oder hält man Hamburg nicht für den rechten, oder weiß man einen besseren? Findet sich ein anderer Ort als deutsch-europäischer Communicationspunkt und erfordert es die Sicherheit Deutschlands, daß gerade der Ort Hamburg ein fester Ort sein muß, so wird sich das finden; befehlen läßt sichs nicht. Das kann niemand meinen, daß ein solcher Handelsplatz und eine Festung zusammen bestehen würde. Trotz der Montalembert'schen Thürme würden unsere Waarenlager und Banken den Congreve'schen Raketen bald zum Raube werden. — Was soll doch eigentlich Festung werden? schrieb Perthes ein anderesmal. Soll auch Altona, soll auch Harburg und sollen die Elbinseln befestigt und demgemäß ihren bisherigen Herren entzogen und in das Hamburgische Festungsgebiet gezogen werden? Wer die großen Pläne gesehen hat, die unter Aufsicht des Generals Bertrand entworfen und vom General Haxo verbessert sind (einer derselben befindet sich jetzt in Händen des Generals Wallmoden), der wird eine Vorstellung von dem Riesenhaften des Unternehmens haben, Hamburg in eine Festung zu verwandeln. Hält Deutschland etwas auf Hamburg, sieht es in ihm wirklich den Verbindungspunkt zwischen Mitteleuropa und dem Norden, erkennt es in der Hamburger Bank das große Werkzeug eines freien gewaltigen Geldumlaufs, so wird es dieses Hamburg nicht zur Festung machen wollen. Wie könnte Sicherheit des Handelseigenthums sich mit der Herrschaft militärischer Nothwendigkeit vertragen? Können Geschäfte großer, lebendiger Art geführt werden an einem Orte, wo Soldatenehre und Soldatenstrenge auch im Frieden das erste sein muß? Hamburg kann die große Besatzung der Festung nicht stellen, also muß es ein anderer. Zwar eine fremde Garnison wird es nicht oder doch wenigstens nicht lange haben; denn dem Staate, der sie gibt, wird Hamburg nichts weniger als fremd bleiben, sondern binnen wenigen Jahren sein Fleisch und

Blut sein. Kommt es zu einem Kriege, so muß alles Eigenthum Hamburgs und das ihm von Fremden anvertraute Gut dem wirklichen oder vermeintlichen Interesse der Vertheidigung dienen. Alle Geschäfte werden augenblicklich stocken; die fremden Kaufleute der ganzen Welt werden augenblicklich Gelder und Waaren der bedrohten Festung entziehen, um sie niemals wiederzubringen. Hamburgs und seiner Schwesterstädte Stellung wird um so bedeutender für Europa sein, je ferner sie jedem nur politischen Kriege bleiben können. Gilt es einstens wieder dem deutschen Vaterlande, so wird Gott unsern Kindern Sinn und Kraft geben zu thun, was ihre Pflicht ist. Hat er doch auch uns nicht ganz ohne seine Gnade gelassen!

Die Gefahr, in eine Festung verwandelt zu werden, ging schnell vorüber, aber im Innern der Stadt lagen Gefahren mancher Art verborgen, wohl geeignet, schwere Besorgnis für die Zukunft zu erwecken. Am 27. Mai 1814 hatte die Bürgerschaft, als sie zum erstenmale nach Beseitigung der französischen Herrschaft wieder zusammentrat, auf Antrag des Senates eine Deputation von zwanzig Mitgliedern für einen Zeitraum von drei Monaten gewählt, welche gemeinschaftlich mit dem Senate die durch die französische Herrschaft beseitigte Verfassung und Verwaltung der Stadt zu neuem frischen Leben erwecken sollte. Die anfangs gehegten großen Erwartungen auf eine großartige politische Wiederbelebung wollten sich aber nicht erfüllen. Der in den Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten waren sehr viele, der Senat und die bürgerschaftlichen Collegien waren noch nicht wieder vollständig besetzt und bestanden zum größten Theil aus alten wohlwollenden, noch zur Reichszeit gewählten Männern, welche sich in die neue Bewegung nicht finden konnten und vor jedem entscheidenden Schritte scheu zurückwichen. Kaum vermochten sie die dringenden Anforderungen, welche das tägliche Leben brachte, zu befriedigen, und für die Neugestaltung der alten Verfassung und Verwaltung war wenig geschehen, als am 29. August das Mandat der Zwanzigerdeputation ablief. Perthes, welcher glaubte, daß Monate, so wie die gegenwärtigen, geeignet zur Herstellung eines frischen politischen Lebens, nicht wiederkehren würden, sah dieselben mit Schrecken ungenutzt vorübergehen. Schon im Juli klagte er bitter über die Armseligkeit und

Erbärmlichkeit der Männer, die zum Handeln und Schaffen berufen wären, und als im September der Senat mit einer neuen Geldforderung vor der Bürgerschaft erschien, trat er als Mitglied derselben auf und sprach: Seit drei Monaten ist unsere Stadt wieder frei und noch ist der Senat nicht wieder vollständig besetzt und läßt, wie wir soeben gehört haben, die wichtigsten Geschäfte liegen, weil er zu viele Geschäfte hat. Das Oberaltencollegium tritt meistens nur mit fünf Mitgliedern zusammen; die Kammer ist unvollständig, die Hundertundachtziger haben sich nicht wieder versammelt und die Sechziger sind gelähmt. Die Entscheidungen aber der Bürgerschaft können nur dann wahr und richtig ausfallen, wenn die an sie gebrachten Propositionen von einem kräftigen, zuverlässigen Senate entworfen, von erfahrenen Oberalten geprüft, von den Sechzigern zur Verhandlung vorbereitet und durch die Hundertundachtziger einer großen Zahl einzelner Bürger bereits vor der eigentlichen Berathung bekannt geworden sind. Von alledem aber geschieht jetzt nichts, und ob die versammelte Bürgerschaft zu den ihr vorgelegten Propositionen ja oder nein sagt, ist — das wissen wir alle — so ungewiß wie das Spiel in der Lotterie. Solch ein heilloser, unverantwortlicher Zustand in dieser tobenden Zeit muß und wird uns alle ins Verderben bringen. Es ist hohe Zeit, daß wir uns selbst helfen; wo nicht, so wird uns von außen geholfen werden, und dann ist es um unsere Stadt geschehen. Schweigen hat seine Zeit, aber Sprechen hat auch seine Zeit, und jetzt schweigend zuzusehen, ist eine Sünde, die wir und unsere Nachkommen schwer büßen würden. Ich erkläre, daß ich heute zum letztenmale auf einen Antrag des Senats mich bei meiner Abstimmung aus Gründen, die in der Sache liegen, bestimmen lasse; künftig werde ich auf jede Proposition des Senates mit nein antworten, bis der Senat ergänzt und das Collegium der Oberalten durch vollständige Besetzung in den Stand gesetzt ist, seine Pflicht zu erfüllen.

Wie durch diese Worte in der Bürgerschaft, suchte Perthes auch unter einflußreichen Mitgliedern des Senates seiner eigenen Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit entschlossener Schritte zur Belebung der Verfassung und der Verwaltung Geltung zu verschaffen. In einer sehr offenen und unumwundenen Zuschrift wendete er sich an

Abendroth, ohne Zweifel den muthigsten und kräftigsten Mann im damaligen Senat. In den ersten Wochen nach der Befreiung, äußerte er in diesem Briefe, als es noch möglich schien, daß heftige Bewegungen von innen und von außen die Stadt erschüttern könnten, begehrte der Senat die Ernennung der Zwanziger-Deputation und gab zu verstehen, daß dieselbe den wesentlichsten Einfluß auf die Erneuerung der öffentlichen Angelegenheiten haben sollte. Unbewußt hatte der Senat damals wohl die Absicht, sich hinter die Deputation zu verstecken, wenn innere Unruhen ausbrechen sollten. Die Bürgerschaft war einfältig genug, nicht auf bestimmte und umfassende Vollmachten der Deputation zu dringen, und deshalb konnte dieselbe, weil keine inneren Unruhen entstanden, in schmählicher Ohnmacht gehalten werden. Eben so ordnete der Senat, so lange er noch Unruhen fürchtete, eine Bürgerbewaffnung an, entzog ihr aber, da sich die Sicherheit von Tage zu Tage erhöhte, Schritt für Schritt die Mittel ihres Bestehens. Der Senat machte die vortreffliche Proposition zur Umgestaltung unserer höchsten Finanzbehörde, konnte aber den wichtigsten Theil derselben, die Einsetzung des Generalcassierers, nicht durchbringen, weil er die nöthigen Vorbereitungen versäumt hatte. Die sehr gut ausgearbeitete Umbildung der Baubehörde wurde vom Senate proponiert und wurde angenommen, aber auch hier wieder zeigte sich der Krebs, weil man krebsartig verfuhr. Die Kirchenbauten und Klosterbauten nemlich wurden durch die Bürgerschaft von der Oberaufsicht der Baubehörde ausgenommen und so aufs neue der Staat im Staate gegründet, weil der Senat nicht den Muth hatte, gleich in den ersten Wochen die Aufhebung dieser inneren Wechselbälge bei der Bürgerschaft zu beantragen. Dann kam es zur Verhandlung über die Handelskammern. Senat, Bürgerschaft, Publicum waren dafür und sie wären trotz aller Gegenanstrengung der Advocaten eingeführt worden, wenn der Senat seinen Vorschlag nicht heimlich, künstlich und unter der Hand hätte durchsetzen wollen. Hierauf folgte das Religionsproject, bei welchem die Intoleranz des Senates, der keine anderen Christen als Lutheraner in seiner Mitte haben will, die Intoleranz der Bürger bei weitem übertrifft, die keine Juden mit gleichen Rechten unter sich dulden wollen. Doch dieses alles ist nur weniges von vielem. Hätte der Senat in den ersten Wochen die Gleichheit der

christlichen Religionsparteien durchgesetzt und sich selbst vervollständigt, so durfte er auf vollständige Bürgerschaften zu seiner Unterstützung rechnen. Statt dessen aber blieb der Senat drei Monate hindurch unvollständig besetzt in überhäuften Geschäften stecken und verschmähte in stolzer Einengung alle Hilfe in Rath und That. Ihm fehlt es an Freiheit des Geistes, an Kraft des Willens, an Weltumsicht. Die Geschäfte beginnt er nicht aus einem Gesichtspunkt und nach einem Plan, sondern führt sie abgerissen, tumultuarisch, und dieses Verfahren pflanzt sich durch alle Verwaltungen fort. Alles soll von allen gemacht und so zu sagen aus der Tasche gespielt werden. Fruchtlos scheint die Zeit an dem Senate vorübergegangen zu sein, und ist ein Mitglied in ihm, welches sich besinnt und gründlich die Lage der Dinge ansieht, nun so ergeht es ihm, wie es Ihnen ergangen ist. Daher ist es gekommen, daß alle Verbesserungen nur stückweise, nur am letzten Ende beginnen konnten, und was ist alles liegen geblieben — die Justiz, das Hypothekenwesen, die Armenanstalten! Was mag in London und in Wien vom Senate versäumt sein, und was man angriff, geschah im letzten Augenblick, in Hast und Unsicherheit und mit der Angst, sich nicht zu compromittieren. Zu allem Guten mußte der Senat erst durch das Publicum genöthigt werden. Ich ahne Unglück von außen und Verfall im Innern.

Ob diese Worte, die Perthes hier schrieb, dort sprach, ob die vielen Aufsätze, die er in jenen Tagen über einzelne städtische Angelegenheiten ausarbeitete, eine Einwirkung auf den Gang der Dinge geübt haben, ist nicht zu entscheiden. Wie viele aus wahrem warmem Herzen geschriebene und geredete Worte verwehen in der Luft, aber wie oft auch hat ein einziges Wort, am rechten Tage und in der rechten Stunde geredet, viel Böses verhindert und viel Gutes gefördert!

Die politischen Stimmungen während des Wiener Congresses und des zweiten Befreiungskrieges. Herbst 1814 bis Herbst 1815.

Während zahllose Menschen aus allen Ständen und in allen Theilen Deutschlands ähnlich wie Perthes daran arbeiteten, nach den Stürmen des Krieges ein abgerissenes Leben wieder anzuknüpfen, sollten sich die Könige und Fürsten, die Minister und Diplomaten Europa's in Wien versammeln, um auf einem großen Congreß die europäischen Verhältnisse neu festzustellen und um insbesondere die deutschen Staaten, welche seit Auflösung des Reiches vereinzelt nebeneinanderlagen, wieder in einen Zusammenhang zu bringen.

Die unerhörten politischen Widersprüche, an denen Deutschland seit Jahrhunderten schwer gelitten hatte, waren nothdürftig verdeckt geblieben, so lange die träge Macht einer langen Gewöhnung allen alles erträglicher als die Mühe politischer Bewegung erscheinen ließ. Ein politisches Leben hatte Deutschland freilich im vorigen Jahrhundert nicht gehabt, aber doch eine politische Existenz. Napoleon löste die altüberlieferten Widersprüche nicht, aber er zerhieb den Knoten. Er zerstörte das deutsche Reich, und nun konnten die deutschen Einzelstaaten widerspruchlos als souveräne Staaten dastehen; er machte Oestreich und Preußen ohnmächtig, und nun war jede Gefahr beseitigt, die aus deren Zusammenstoß hätte entstehen können: aber freilich Deutschland entbehrte jetzt nicht allein des politischen Lebens, sondern auch der politischen Existenz. Napoleon's Herrschaft wurde vernichtet und in dem Augenblick der Vernichtung traten die alten politischen Schwierigkeiten in unberechenbar erhöhtem Grade aufs neue hervor. Deutschland mußte ein Ganzes bilden, und dennoch mußte eine Mehrzahl selbständiger deutscher Staaten auch künftig sich finden; Deutschlands Zukunft hatte das feste Zusammenhalten Oestreichs und Preußens zur Voraussetzung, und dennoch war der eifersüchtige Gegensatz beider Mächte eine gegebene Thatsache. Keine Möglichkeit bestand, die harten Widersprüche des Lebens wieder wie zu der Väter Zeit in die träge Gewohnheit des politischen Vegetierens zu begraben: eine Gewohnheit ist oder wird, aber

niemand kann sie befehlen, niemand kann sie machen, und einmal beseitigt, ist sie für immer beseitigt. Im grellen Lichte lagen die alten Schäden, die alten Schwierigkeiten vor: wer hätte die Augen gegen sie verschließen, wer sie dahin gestellt sein lassen können? Es gab keinen Ausweg; der Congreß konnte seine Aufgabe nicht verkennen und nicht umgehen; er mußte eine politische Gestalt Deutschlands, welche die im Leben vorhandenen Widersprüche nicht ignorierte, aber erträglich machte, suchen, mußte sie finden, mußte sie bestimmt und deutlich aussprechen und bindend feststellen. Wenn dieser Bau, dessen Errichtung in Wien versucht werden sollte, mislang, vielleicht schon während des Bauens zusammenbrach, so wurde Deutschland, so wurden alle jene einzelnen, die sich so emsig um Herstellung ihrer besonderen Verhältnisse bemühten, zugleich mit allen ihren Sorgen und Arbeiten unter den Trümmern begraben.

Ein Gefühl von der für Gegenwart und Zukunft unermeßlich großen Bedeutung des Congresses ging zwar durch unser ganzes Volk, aber während der ersten Sommermonate 1814 hatte die Hoffnung das Uebergewicht, daß die Staatsmänner in Wien, so bald sie nur zusammengetreten seien, der Nation eine große politische Zukunft als fertiges Geschenk überreichen würden. Bald jedoch nach Eröffnung des Congresses im Herbste 1814 zeigte sich zuerst den Eingeweihten, dann auch den Außenstehenden, daß die Kraft der versammelten Diplomaten weniger im Wollen als im Nichtwollen bestand. Jede politische Form, welche für die nationale Einheit und den Zusammenhang der einzelnen Staaten in Vorschlag kam, wurde eifrig bekämpft, aber die sachlichen Schwierigkeiten zu überwinden und eine Verfassung für Deutschland mit schöpferischem Geiste zu zeugen, wollte nicht gelingen. Die Gewalt der Dinge indessen war stärker als die Weisheit der Menschen; immer von neuem warf sie die Bundesform, als Form der nationalen Einheit, in das Gewirre der Meinungen hinein. Indem nun die verneinenden Geister des Congresses an der Bundeseinheit die Einheit möglichst beseitigten, kam es endlich dahin, daß am 8. Juni 1815 die deutsche Bundesacte unterzeichnet ward. Sie überließ es den ausführenden Staatsmännern des künftigen Bundestages, die Einheit wirklich ins Leben zu

führen, welche die feststellenden Staatsmänner des Congresses nur anzudeuten vermocht hatten.

Perthes war von Hamburg aus dem Gange der Verhandlungen mit lebhafter Theilnahme gefolgt; unter den wissenden und auch unter den handelnden Personen besaß er nahe Freunde und viele Bekannte, mit denen er in schriftlichem Verkehre stand, und manche vertraute, merkwürdige Nachricht über die Stellung der Persönlichkeiten und über die wechselnde Lage der Verhältnisse findet sich in den Briefen, die er während des Congresses aus Wien und während des Krieges aus Frankreich empfing.

Schon seit Mai und Juni 1814 wurde er mit den großen in den gegebenen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten bekannt, welche sich der politischen Gestaltung Deutschlands entgegenstellten; schon früh erhielt er Kunde von dem Ringen Oestreichs und Preußens und sah das unruhige Arbeiten Baierns nach einer Stellung, die für voll nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa gelte; er hörte von der Sorge Würtembergs, nicht hinter Baiern zurückzubleiben, und von dem Mistrauen Hannovers, welches sich vieles gefallen lassen wollte, nur nicht das Ansehen Preußens; er kannte die rathlosen Anstrengungen der minder mächtigen deutschen Staaten, die ihren Fortbestand durch ein deutsches Kaiserthum Oestreichs gesichert glaubten, sofern dasselbe nur ihrer Souveränetät nicht zu nahe trete; er erfuhr, wie Baden und Hessen schwankten, ob sie sich Baiern und Würtemberg oder den kleineren Fürsten anschließen sollten, und er wurde von dem Widerwillen der europäischen Mächte gegen jeden Schritt unterrichtet, welcher die Bedeutung Deutschlands oder einer deutschen Macht verstärken könne.

Lebendiger noch trat aber aus jenen Briefen die Gewißheit hervor, daß die in den Verhältnissen liegenden Gegensätze durch die Leidenschaft der sich bekämpfenden Parteien über alles Maß hinaus verschärft und erweitert wurden. Erbittert griffen Bekannte, welche Perthes auf dem Congresse besaß, die Haltung Oestreichs an und eiferten in heftigen Worten gegen Metternich. Metternich will, schrieb ihm ein Freund, nicht lassen von den alten Künsten böser Politik, und um für Oestreich Gewinn zu ziehen, begünstigt er am Rhein und in Schwaben das Drängen nach einer kaiserthümlichen Republik, in Baiern die Souveränetäts-

sucht ehrgeiziger Minister und in den kleineren Staaten das Streben der Fürsten nach einem patriarchalischen Kaiserthum, zugleich aber unterhält er mit Talleyrand Verbindungen, welche Deutschland und Europa ins Verderben stürzen können. — Die östreichischen Staatsmänner sind, schrieb ein anderer, dem schlechtesten Dienste politischer Bequemlichkeit verfallen und wollen mit abscheulichem Hasse gegen alles, was nicht hochgeboren ist, ganz Oestreich nur als Mittel für die Zwecke der Diplomaten gebrauchen. — Das Wiener Cabinet hält, heißt es in einem anderen Briefe, jede Gefahr für beseitigt, weil Napoleon besiegt ist, und ahnet nicht, was unten laut wird und von unten zur Entscheidung drängt. Dieses Oestreich, in fremder Meinung geschwächt, an eigenem Geiste verarmt und jeden Geist, der sich ihm hingibt, unglaublich schnell verzehrend, kann nie und nimmer an der Spitze Deutschlands stehen. Soll Deutschland dem Schicksale Italiens, eine große Entschädigungsmasse für die Nachbarn zu bilden, entgehen, so müssen sich alle schwächeren deutschen Kräfte der stärksten deutschen Kraft, also Preußen unterordnen; es hat in seiner neuesten Heldenperiode wiederum gezeigt, daß es alles daran setzen kann und will, um Deutschland frei und selbständig zu machen.

Nicht weniger heftig als die Angriffe gegen Oestreich waren die Angriffe gegen Preußen, welche andere Bekannte in ihren, damals aus Wien an Perthes geschriebenen Briefen laut werden ließen. Während Oestreich zwanzig Jahre hindurch, sagte einer derselben, unaufhörlich für Deutschland gekämpft hat, ohne je damit zu prahlen, während Oestreichs Kaiser, unser eigentlicher Kaiser, mit allen seinen Brüdern und seinem ganzen Cabinette deutsch gesinnt ist durch und durch, lebt in ganz Preußen kein anderer Gedanke als der des eigenen Vortheils und der eigenen Vergrößerung. Wie ein Keil hat Preußen sich in Deutschland hineingeschoben und die Splitter, welche es selbst hat abfallen machen, reißt es nun unter dem Vorwande an sich, daß dieselben ihre Unfähigkeit zu leben ja längst gezeigt hätten. Die Preußen kommen nicht los von der fixen Idee, daß Preußen Deutschland und jede Vergrößerung Preußens eine Verstärkung Deutschlands sei; sie meinen, die Deutschen könnten nur, wenn sie Preußen würden, zur rechten Deutschheit kommen. — Von tiefer Unredlichkeit ist der ganze

preußische Staatskörper durchzogen, schrieb ein anderer; der Rath des Königs besteht zum großen Theil aus höchst unmoralischen Menschen und fast alle Beamte tragen etwas von der Politik des Staates an sich, nach welcher jedes Mittel „Staatsweisheit" heißt, so bald es nur geeignet ist, andere zu hintergehen. — Des Franzosenthums sind wir, schloß ein Brief vom December 1814, Herr geworden, Gott bewahre uns vor dem Preußenthum. Helfen auch Sie, mein lieber Freund, Deutschland vor diesen Raubthieren schützen, die, um sich zu vergrößern, kalt und herzlos alles zerreißen wollen.

Die gehässige Bitterkeit, welche in den Gemüthern der Menschen zu dem thatsächlich begründeten Gegensatze zwischen Oestreich und Preußen hinzugetreten war, blieb selbst den Verhandlungen der Cabinette nicht fremd und wurde für Perthes schon früh aus manchen brieflichen Andeutungen erkennbar. Das, was in Oestreich, und das, was in Preußen gährt, heißt es schon in einem Briefe vom August 1814, ist durchaus entgegengesetzter Art und wird feindlich zusammenstoßen müssen. Noch freilich berühren sich die entgegengesetzten Strömungen nicht, oder doch nur in den Köpfen einiger wenigen Menschen; aber ereignisvoll wird die nächste Zeit sein. — Fortwährend werden Noten gewechselt, schrieb im October ein Freund aus Wien, und sie sind abwechselnd gelinde und heftig; daher glaubt man einen Tag bestimmt an den Frieden, den anderen Tag an den Krieg. Alles ist gerüstet und die Allianzen sind geschlossen; die Parteien hassen sich genugsam, um loszuschlagen; aber noch hält die Furcht sie vor dem Beißen zurück und gestattet nur das Bellen. Wie bei der überall hervortretenden Selbstsucht und Erbärmlichkeit irgend etwas Würdiges und Dauerndes zu Stande kommen soll, ist nicht abzusehen und leicht könnte der Krieg das einzige Mittel sein, durch welches der ewige Schöpfer eine neue Ordnung der Dinge hervorbringen will.

In den Briefen, die Perthes seit dem November 1814 empfing, trat der fortschreitende Zerfall der großen Congreßmächte immer deutlicher hervor. Neue Ursachen zum Groll und Haß zeigen sich täglich, heißt es in denselben, aber neue Mittel, sie zu beseitigen, wollen nicht erscheinen. Man weiß in der entsetzlichen Lage weder Weg noch Ziel, und die großen Mächte gebrauchen in dem heftigen Kampfe, den sie

gegeneinander führen, wieder die alten Waffen der früheren Unterhandlungskunst mit allen ihren Ränken, Ueberlistungen, Vorspiegelungen und Rückhalten, welche durch die letzte große Zeit für immer beseitigt schienen. Wahrlich die Sachen sind hier so gestellt, daß man sich schämen muß, sie in einem anderen als in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Wehe dem, der seine Hoffnungen auf diesen Haufen Diplomaten setzt, welche, der Wahrheit nach, nichts anderes wissen als die Schwierigkeiten hinauszuschieben, zum Scheine aber doch, bevor sie auseinander gehen, eine Art von Schluß des Congresses zusammensetzen werden, der mit dem Trugbilde einer Beendigung tröstet! Noch nie ist das Herrschen und die Staatskunst so gänzlich aller Würde entblößt erschienen, aber wahrscheinlich wird sie auch nie so erfolglos gewesen sein. — Die Beschlüsse, nach zufälligen Launen und wechselnden Bequemlichkeiten anmaßender Menschen gefaßt, schrieb ein anderer, können und werden nichts Bleibendes erzeugen und eine fremde Gewalt, der revolutionäre Zeitgeist, wird über kurz oder lang den ganzen Plunder über den Haufen werfen, aber was dann? Einen Mann, der der bedeutenden Zeit gewachsen wäre, haben wir nicht.

Im schroffen Gegensatze zu dem erfolglosen Abmühen des Congresses und zu den Aengsten und Nöthen der Diplomaten wurde die Nation von einer bis zur Begeisterung erhobenen politischen Stimmung beherrscht, welche aus dem Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte langsam seit einigen Menschenaltern erwachsen war. Es ist nicht möglich, Männer richtig zu würdigen, welche, wie Perthes, die auf die Freiheitskriege folgenden Jahre mit lebendiger Theilnahme durchlebten, wenn man nicht die mächtige Bewegung sich vergegenwärtigt, von welcher die Nation damals geistig ergriffen war.

Nach langer Selbstvergessenheit hatten bereits etwa ein halbes Jahrhundert früher die Deutschen sich plötzlich in dem poetischen Bilde erblickt, welches Klopstock und das ihm folgende jüngere Dichtergeschlecht von ihnen entwarf. Zu ihrer eigenen Verwunderung hatten sie durch die Dichter in Erfahrung gebracht, daß sie nicht nur ein Volk seien, sondern auch ein Volk, dem an Kraft und Herrlichkeit nicht leicht ein anderes verglichen werden könnte. Der Glaube an das Dasein eines idealisirten deutschen Volkes war während der letzten Jahrzehende

des vorigen Jahrhunderts ungehindert durch die kleinliche Wirklichkeit tiefer und tiefer in das geistige Volksleben gesenkt und hatte eine neue Färbung durch jene in Schiller verkörperte Richtung erhalten, welche für das Ideale eine Wirklichkeit zu schaffen strebte. Dann hatte die Romantik, Werth und Wesen der Dinge und Verhältnisse fast ausschließlich in deren poetischem Gehalt erblickend, des Poetischen gar viel im deutschen Volke aufgefunden und eben um dieses poetischen Kernes wegen die nationale Herrlichkeit aufs neue hoch gepriesen. Als nun der Druck Napoleon'scher Herrschaft die Besten des Volkes in einer früher unbekannten Weise fest aneinander drängte, mußte wohl inmitten der politischen Zersplitterung deutsche Sitte und Sprache, deutsche Wissenschaft und Kunst als ein großes nationales Gut in hellem Glanze leuchten und die außerordentlichen Anstrengungen und Erfolge der Freiheitskriege fügten diesem nationalen Schatze eine große kriegerische That hinzu. Nicht mehr die Dichtung allein, sondern das Leben selbst lobte nun die Deutschen und mit staunender Bewunderung sahen die Fremden auf die neu sich erhebende europäische Kraft. Die Nation trat aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an die eigene Größe hervor, der aus der Dichter Poesie, aus Idealismus und Romantik, aus der Freude an deutscher Wissenschaft und Kunst und aus dem Stolze auf das vollbrachte große kriegerische Werk erwachsen war. Unmöglich konnte das mächtig überschwellende Nationalgefühl wieder eingehäuft werden in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts, aber eben so wenig konnte es zertheilt werden in eine Vielheit vereinsamt nebeneinander liegender Staaten, wie zur Napoleon'schen Zeit. Eine Form, welche die sich ihrer aufs neue bewußt gewordene Nation ganz umschloß und als politischer Ausdruck für die nationale Einheit gelten konnte, war Nothwendigkeit, und das Bewußtsein dieser Nothwendigkeit bemächtigte sich der Gemüther so ausschließlich, daß alles Streben und Hoffen nur auf die deutsche Einheitsform gerichtet war. Wie es künftig in den einzelnen deutschen Staaten aussehen werde, daran dachten zunächst nur wenige und der mit der ganzen Kraft des Neuen hervorbrechende Jubelruf der Nationalität drängte schnell die Regungen des Selbstgefühls zurück, die sich hier und da, namentlich in Hannover, Baiern und Sachsen, dem Trieb nach

Einheit entgegenstellen wollten. Darüber war die öffentliche Meinung völlig einig, daß dem deutschen Volke in seiner Einheit eine herrliche Zukunft zu Theil werden müsse; über deren Natur aber waren bekanntlich nicht gerade die deutlichsten Vorstellungen verbreitet. Der Mangel derselben machte indessen nur wenigen Sorge; die meisten hielten es für kleinlich und der großen Zeit nicht würdig, sich mit so untergeordneten Fragen wie der nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit bestimmter Verfassungsformen Deutschlands zu beschäftigen oder dem Widerstande, welchen die wirklichen Verhältnisse und thatsächlichen Zustände dem Wünschen und Hoffen entgegenstellten, ein aufmerksames Auge zu leihen.

Indem das Streben nach einem der nationalen Einheit entsprechenden politischen Ausdruck sich des Blickes auf die Wirklichkeit entschlug, trat durch ganz Deutschland ein dunkles, ungeordnetes und deshalb um so heftigeres Drängen hervor nach einem unbekannten Etwas, welches bald deutsche Einheit oder deutsche Ehre, bald deutsche Freiheit oder deutsche Herrlichkeit, zuweilen auch wohl deutsches Kaiserthum genannt ward. Dieses Etwas wollten die Deutschen im Jahre 1814 mit eben dem Eifer erstürmen, wie im Jahr 1813 die Befreiung von der französischen Herrschaft; aber die Volksbewegung beider Jahre hatte durch die Verschiedenheit des Zieles, auf welches sie gerichtet war, eine durchaus verschiedene Natur angenommen. Im Jahre 1813 war sie auf ein einziges, fest bestimmtes Ziel: die Vernichtung der Herrschaft Napoleon's, gerichtet gewesen; jeder hatte gewußt, was er wollte, und niemand beschäftigte sich mit den Dingen, die er etwa nicht wollte. Im Jahre 1814 dagegen war allerdings das nationale Bedürfnis nach Einheit als ein wahres und wirkliches vorhanden, aber das Drängen und Arbeiten im Volke zur Befriedigung desselben entbehrte jedes gemeinsamen Zieles; in tausend Richtungen, Hoffnungen, Bestrebungen war das vor wenigen Monaten noch in sich fest geschlossene Volk auseinander gesprengt; jeder wußte, was er nicht wollte, und machte dieses Nichtwollen leidenschaftlich geltend, aber was er wollte, wußte in einer bestimmt gedachten und der Ausführung fähigen Form niemand. Denn das unter dem glänzenden Namen: deutsche Freiheit oder deutsche Einheit oder deutsches Kaiserthum, von vielen scheinbar gemeinsam

verfolgte Ziel gehörte nicht der Wirklichkeit an, sondern dem wogenden Meere eines unbestimmten Ahnens und Sehnens; es glich einem Wolkenbilde, welches, selbst gestaltlos, seine Gestalt von dem beschauenden Auge empfängt und deshalb so viele Gestalten besitzt, als es beschauende Augen gibt. Zwar versuchte es wohl dieser oder jener, das Gebilde seines Auges festzuhalten und in Worte oder Paragraphen gebannt anderen vorzulegen; aber durch solche Versuche ward das Gestaltlose nur fixiert, aber so wenig gestaltet wie ein Wolkengebilde, wenn es zu Eis erstarrt.

Die auf ein Grenzenloses hinarbeitende Bewegung im deutschen Volksleben mußte nothwendig mit jenem Congresse in Wien auf das heftigste zusammenstoßen, der vor allem mit den Schwierigkeiten des Augenblicks sich abmühte und das Ziel aus den Augen verlor, indem er um die Wege und Mittel stritt. Der Congreß sah in den späteren Monaten seines Zusammenseins auf die Bewegungen im Volke hin wie auf eine unheimliche, gefahrdrohende Macht, und die Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland bestand vom Frühsommer 1814 bis zum Frühsommer 1815 in dem Uebergange von der Hoffnung zum Zweifel, vom Zweifel zur Misachtung, von der Misachtung zum bittersten Haß gegen die Congreßthätigkeit der Regierungen und zum Theil schon gegen die Regierungen selbst.

In diesem großen, zwischen Staat und Volk, zwischen Politik und Nationalität hervorgetretenen Gegensatze mußten die Männer, welche politisch fühlten, sich ihre Stellung wählen, hier oder da. Perthes neigte sich dem natürlichen Zuge seines Herzens nach auf Seiten der Nationalität. Von Jugend auf hatte er mehr Sinn für Wesen und Werth des Nationalen als für Wesen und Werth des Staates gehabt, war mehr national als politisch entwickelt gewesen. Wie groß und bedeutend ihm damals die Macht der Nationalität vor der Seele stand, spricht sich unter anderm in einem Briefe lebendig aus, den er an Fouqué schrieb, als Chamisso, bekanntlich ein geborener Franzose, in Hamburg gewesen war. Es hat mir leid gethan, heißt es in diesem Briefe, daß Du über diesen wunderbaren und wunderlichen Mann mir nichts Näheres gesagt hast. Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich, sehr verstandvoll gefunden; aber sehr unglücklich ist der Mann: er hat

kein Vaterland. Seine Natur gehört ganz seinem französischen Mutterlande an; er kann sich davon nicht trennen und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort — fast möchte ich sagen — wachsen. Die Liebe zum Vaterlande, das Gehören zu einer Nation und die Gemeinschaft alles ihres Glücks und Unglücks scheint dem Menschen so tief eingeseelt zu sein, daß kein Verhältnis, keine Universalität, ja auch die Liebe und Gott nicht hienieden über solchen Verlust uns trösten und uns denselben ersetzen kann. — Die Masse der Menschen als einzelner, schrieb er ein anderesmal, mag wohl zu allen Zeiten und in allen Ländern so ziemlich gleich sein in Rücksicht auf gut und böse, aber in den Nationalitäten bildet sich Gottes Ebenbild verschieden ab. In den Nationen und nicht in den einzelnen liegt der Unterschied nach Zeit und Land, und je höher die Nation, um so bloßer steht der einzelne in seiner Sünde. Wer wollte richten zwischen den Millionen Franzosen und den Millionen Engländern, ob diese oder jene einzeln genommen zur Rechten Gottes sitzen sollen oder zu den Böcken gehören? Gewiß niemand, aber das ist keine Sünde, die Franzosen als Volk zu verdammen und die Engländer hoch zu preisen. Waren die einzelnen, welche Jerusalem zerstörten, besser als die einzelnen Juden? Das weiß Gott, aber dennoch mußten die Römer Jerusalem zerstören und die Juden in alle Welt zerstreut werden — und das von Rechts wegen.

Für die Deutschen insbesondere hatte Perthes immer einen ungleich größeren Werth auf die Nationalität als auf die politische Verfassung gelegt. Nicht nur Hessen, Würtemberg oder Mecklenburg, sondern auch der preußische und der östreichische Staat traten ihm im Vergleiche mit der deutschen Nationalität sehr in den Hintergrund. Als die deutschen Staaten, einer nach dem andern, Napoleon unterlegen waren, schien ihm dennoch nicht alles verloren; ohne Wanken hoffte er auf Rettung der deutschen Staaten durch das deutsche Volk, und die nationale Erhebung während des Freiheitskrieges hatte seinen Glauben an die deutsche Nation noch gestählt. Nimm uns Deutschen, schrieb er damals einem Freunde, unsere Nationalität, so werden alle unsere Staaten und Städte, alle unsere Bürger und Hausväter das sein, was Zweig und Blatt der Eiche ist, wenn ihnen die unsichtbare Kraft

entzogen wird, die Gott in dem Stamm der Eiche leben läßt. — Unter allem Wechsel der Ereignisse in den Jahren 1814 und 1815 hielt Perthes die Ueberzeugung fest, daß die den Deutschen von Gott gegebene und von dem guten oder bösen Willen der einzelnen unabhängige Nationalität groß und gut und eine gewaltige Kraft sei, der man vertrauen könne und müsse, möchten die einzelnen Fürsten oder Kaufleute, Minister oder Handwerker, Soldaten oder Schriftgelehrten auch noch so Selbstsüchtiges, Verkehrtes und Willkürliches erstreben. Schon im Frühjahr 1814 hatte er geäußert: Was auch der große Congreß, der in Wien zusammentreten soll, gebäre, die deutsche Nation wirds sich schon bilden und so lange sich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert ist. — Auf das entschiedenste wies er daher, so hoch er auch Preußen stellte, jede Aeußerung zurück, die auf ein Preußischwerden Deutschlands oder einzelner seiner Theile hindeutete. Immer lebendiger wird in mir die Freude an der herrlichen Entwickelung des preußischen Volkes, hatte ein Freund ihm geschrieben, und immer lebhafter der Wunsch, so viel vom übrigen Deutschland, wie ohne Unrecht geschehen kann, mit demselben zu amalgamieren, damit es mit ihm und in ihm entwickelt werde. — Was Sie mir schreiben, antwortete Perthes, drückt sehr genau die Stimmung und die Ansicht der besseren Preußen und derer, welche ihnen anhängen, aus, aber richtig ist es deshalb nicht. Nehmen Sie aus Ihrem Satze die Worte: „so viel, wie ohne Unrecht geschehen kann," heraus, so ist Ihre Behauptung durch und durch Napoleonisch und sie ist, auch wenn Sie jene Worte stehen lassen, durch und durch undeutsch; denn der Grundzug unserer Nationalität ist: jeder Eigenthümlichkeit ihr freies Wachsthum zu lassen. Warum sollten wir in diesem Augenblicke, in welchem wir gezeigt haben, was wir einem fremden Unterjocher gegenüber vermögen, unser eigenstes deutsches Selbst aufopfern, indem wir die deutsche Nation einem einzelnen ihrer Staaten unterordnen? Alle die Männer, welche jetzt in gutem Glauben Deutschland an einen oder an zwei Staaten hinzugeben arbeiten, sind, ohne es zu wissen oder zu wollen, Werkzeuge in der Hand schlauer Diplomaten, von denen sie noch dazu als Phantasten verlacht werden. Die Deutschen werden auch dieser neuen ihnen drohenden Gefahr entgehen und sie werden auch künftig als Nation

eins sein, ohne deshalb zur preußischen oder zur östreichischen Fahne schwören zu müssen.

Leider sind die Briefe, welche Perthes während des Congresses an seine Bekannten in Wien schrieb, bis jetzt nicht zugänglich geworden, aber aus den Antworten läßt sich mit Bestimmtheit erkennen, daß er in seinem Vertrauen auf das deutsche Volk und dessen politische Zukunft auch durch den unsichern, fern vom gehofften Ziele abschweifenden Gang der Staatsmänner in Wien nicht irre gemacht und nicht entmuthigt ward. Nicht auf das beliebige Wollen einzelner Männer, sondern auf die gegebene nationale Kraft der Deutschen war damals seine Hoffnung gebaut. Mit Freude begrüßte er daher, als im März 1815 Napoleon aufs neue Europa bedrohte, den herannahenden gewaltigen Kampf, weil durch ihn die Entscheidung der Dinge wiederum der Willkür der einzelnen entzogen und in die Erhebung der Nation und in das Walten Gottes gelegt zu werden schien. Jetzt gilt es wieder, Mann an Mann, Freund an Freund, schrieb er im März; nun muß es sich zeigen, ob es Flackerfeuer ist oder ein wirkliches, was in unserer Nation brennt. — Unverantwortlich schien ihm daher die lässige Gleichgiltigkeit, mit welcher in den kleinern deutschen Staaten die Rüstungen betrieben wurden. Für Hamburg konnte er, da er zum Bewaffnungscommissär der Bürgerschaft gewählt war, genau übersehen, was geschah und was nicht geschah. Bitter grollte er auf die städtische Obrigkeit. Wir haben, schrieb er im März, bis jetzt weder aus Wien, noch von einem anderen Orte eine Marsch- oder Bewaffnungsordre erhalten und unser Staat scheint seine bekannte Schläfrigkeit fortdauern lassen zu wollen, und zwar sehr mit Absicht. Hannover hat uns angezeigt, daß die dortige Regierung es für nöthig finde, Maßregeln zu ergreifen, und es der Weisheit unserer Obrigkeit überlasse, zu beurtheilen, ob es nicht auch für sie gerathen sei, Maßregeln zu ergreifen. Nun diesesmal kann der Senat sein Schwanken und seine Feigheit nicht mit der Unzulänglichkeit eines russischen Obersten entschuldigen.

Besorgter noch als auf das furchtsame Zögern der kleinen norddeutschen Staaten sahen in jenen Tagen viele auf Süddeutschland hin; die bedenklichsten Gerüchte über die Unzuverlässigkeit der Regierungen von Baiern, Baden und Würtemberg waren in Umlauf. Ich sehe Un-

glück, großes Unglück aufs neue über uns kommen, äußerte Perthes, und wer Unglück kommen sieht, muß Hand anlegen, wo und wie er kann, um vorzubeugen, so viel in seinen Kräften steht. Das positiv Böse tritt wiederum in kraftvollster Einheit auf. Napoleon gebietet unumschränkt über eine aus allen menschlichen und rechtlichen Verhältnissen herausgetretene und in militärische Verwilderung übergegangene Nation. Ihm gegenüber kann sich das jetzt freilich überall vorwiegende, aber tief in die einzelne Menschenbrust versenkte Gute nur unbehilflich und nur vereinzelt Geltung verschaffen. Militärische Streitkräfte hat Deutschland allerdings diesesmal für den ersten Kriegsanfang genug; es ist heute anders als vor zwei Jahren. Damals mußte, weil das Volk die Armeen erst bilden und den Fürsten Muth und Vertrauen verschaffen sollte, das edelste Blut voraus. Jetzt sind die Armeen unter den Waffen, jetzt können die Regierungen verfassungsmäßig aufbieten, was aufgeboten werden muß. Darum dürfen jetzt nicht wieder wie 1813 die edelsten Kräfte, das freieste, festeste Wollen auf Vorposten und in Freicorps vergeudet werden, sondern müssen aufgespart werden für die eigentlich entscheidende Stunde, und diese kann uns in furchtbarer Schrecklichkeit erscheinen. Wer kann dafür einstehen, daß nicht ein Unglück eintritt oder ein Fehler gemacht wird und Napoleon hier oder dort als Sieger dasteht? Ist aber nur an einer einzigen Stelle ein Damm gebrochen, dann wird schnell genug in diesem oder jenem Cabinette — wir kennen ja die Gesinnung in manchen derselben genau genug — Feigheit oder Verrath die Oberhand gewinnen. Zuerst hier, dann dort, dann an vielen Orten wird das Gewehr gestreckt werden und wir alle sind zugleich mit Deutschland verloren. Um ein solches Unglück abzuwenden, muß schon jetzt eine Macht gebildet werden, die ein Damm werden kann gegen den Durchbruch des Feindes und ein Schrecken für den treulosen Freund.

Nach verschiedenen Seiten hin, besonders aber im preußischen Hauptquartier machte Perthes diese Ansicht geltend. Im Rücken des kämpfenden Heeres sollten, so war seine Meinung, die besten, edelsten Kräfte aus ganz Deutschland unter einem Führer ersten Ranges gesammelt werden, um einen frischen und guten Geist im Volke zu erhalten, die hinter sich blickenden schwachen Fürsten zu stützen und schnelle

Rache zu nehmen an den Verräthern unter ihnen. Wenn spätere Ereignisse ein Aufgebot in Masse forderten, so würde dasselbe durch Einreihung in diese schon gebildete Schar sofort Ordnung und Führer erhalten können. Schon durch ihr Dasein allein, äußerte Perthes, wird eine solche Reserve unter Preußens Leitung und Befehl die Gelüste zum Abfall aus Feigheit oder Verrath auch bei den zweideutigsten Regierungen zurückdrängen. — Während Perthes außerhalb Hamburgs nichts thun konnte als versuchen, die Theilnahme für seine Ansicht anzuregen, legte er in Hamburg selbst sofort Hand ans Werk. Eine Anzahl muthiger und kampfeslustiger junger Männer wählte einen Ausschuß von zehn älteren Bürgern, welcher am 1. April in Perthes' Wohnung zusammentrat. Die Vorbereitungen zur Bewaffnung wurden getroffen, Verbindungen in Lübeck und Bremen angeknüpft und an den Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld der Antrag gestellt, den Befehl über ein in dieser Weise gesammeltes Banner zu übernehmen. Ihr glücklicher und bedeutender Gedanke ist zwar, schrieb später ein preußischer Staatsmann an Perthes, bei dem unglaublich schnellen Gange des Krieges unausgeführt geblieben; aber ihn in der damaligen Lage der Dinge gehabt zu haben, wird Ihnen eine Freude bleiben, so lange Sie leben.

Inmitten der allgemeinen politischen Aufregung reiste Perthes am 8. April nach Leipzig ab, um die Handlung auf der dortigen Messe nach zweijähriger Unterbrechung wieder zu vertreten. Er fand alles in großer Spannung über die Zukunft Sachsens, die in jenen Tagen entschieden wurde. Aber die Theilnahme an dem entsetzlichen Schicksal des auseinander gerissenen Landes wurde in allen nicht unmittelbar Betheiligten schnell durch das Gewicht der großen europäischen Frage in den Hintergrund gedrängt. Was soll ich über die Weltbegebenheiten Dir schreiben? äußerte Perthes in einem Briefe an Caroline aus der zweiten Hälfte des Aprils; hier und überall ist es schrecklich stille wie vor einem fürchterlichen Ausbruche. Ich habe Briefe aus Berlin und Wien: ein großer, gewaltiger Krieg beginnt und wir Deutsche können uns nur auf uns und auf nichts anderes in der Welt verlassen. Von manchen Verhältnissen sehe ich jetzt den Zusammenhang, doch wer mag Gottes Willen erkennen? Kein Mensch, und kenne er die Vergangen-

heit auch noch so gut und sei sein Auge auch noch so scharf für den Blick in die Zukunft gebildet, kann ahnen, wie sich Europa, wie sich Deutschland gestalten werde. — Ja wohl, die kommende Zeit sieht schwarz und dunkel aus, antwortete Caroline, der liebe Gott wolle sie uns so helle machen, wie wir es vertragen können. Eben hat mir Runge das letzte Stück vom Rheinischen Mercur vorgelesen; das redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Es ist unmöglich, daß die Rede ohne Folge bleibt; sie ist mir fast zu stark, und dennoch fürchte ich, daß sie die Wahrheit sagt; und daß dem Manne, der sie schrieb, nur die Wahrheit und das Gute am Herzen liegt, darüber kann kein Zweifel sein. Gewiß, lieber Perthes, ich wollte, dieser Aufsatz wäre von Dir. Was auch darnach kommen mag, er ist besser als ein Feldzug. Aus Wien habe ich einen Brief von der Gräfin B.; dort scheinen die hohen Herrschaften einen kläglichen Glauben zu haben und den Großen für noch größer als groß zu halten. Wie gewaltig Napoleon jetzt nach allen vier Winden hin im Stillen arbeiten läßt, wird sich zwar bald genug öffentlich offenbaren, aber klein muß der Große dennoch werden. — Die Angst, welche die Herrschaften haben, entgegnete Perthes, kann nicht schaden; sie wollen ja selbst noch im alten Testament leben, wo Gott nur als Herr der Heerscharen im Donner und Wetter regierte; sie, die Fürsten und Regierungen, verstehen es nicht, die öffentliche Meinung, die ihnen durch die Liebe der Völker kund gemacht wird, zu benutzen, und müssen deshalb durch die Zuchtruthe des Herrn dazu genöthigt werden.

Bald nachdem Perthes aus Leipzig zurückgekehrt war, näherten sich die feindlichen Heere einander und der Tag der großen Entscheidung stand bevor. Ein frischer Kampfesmuth ging wieder durch die von dem langen politischen Gezerre vertrockneten Gemüther. Zwei Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance schrieb Perthes an Fouqué, der nach einem kurzen Aufenhalt in Hamburg die Grafen Stolberg und Reventlow auf deren Gütern besuchte: Sie werden jetzt den verehrten Grafen Stolberg und seine herrliche Gemahlin, Sie werden die fromme, edle Familie in Altenhof haben kennen lernen. Wie gern wäre ich dort einen Tag mit Ihnen! Wir wollten gemeinschaftlich eine heitere Ansicht der Geschichte geltend machen und bewahrheiten, wie eine muthige,

kräftige Jugend, die durch Anstrengung und Bekämpfung von Gefahren und Schwierigkeiten früh zum Aufblick zu Gott und zur Demuth geführt ward, wie eine solche Jugend dem deutschen Volke seine uralte freie Verfassung wieder herbeibringen wird, ausgestattet mit der Ausbildung und Vollkommenheit, die die Erfahrung von Jahrhunderten mit sich führt. Nicht aufhören möchte ich zu predigen den Muth, das frohe Vorwärts, die liebende Hoffnung zu dem ewig jungen Menschen. Lange gährt und brütet die Zeit, ehe sie einen Schritt thut, dann aber thut sie einen riesigen, wobei freilich vieles Gewürme jammernd und krümmend zu Grunde geht. Das muß uns nicht stören im Glauben und Vertrauen — thun wir doch den harten Schritt nicht im stolzen Selbstvertrauen, sondern sehen tiefschauernd, wie Gott lang warnend und vorbereitend die Weltgeschichte den Schritt thun läßt. Wir aber haben ritterlich zu kämpfen mit denen, die, sich selbst verblendend, den Lauf der Geschichte aufhalten wollen, um entweder despotisch ihr Ich gelten zu lassen oder bequem auf dem letzten noch haltenden Polster vergangener Zeiten ruhen und vergnüglich sich darauf ergötzen zu können.

Schneller, als irgend jemand hatte erwarten können, wurden die kühnsten auf Besiegung Napoleon's gerichteten Hoffnungen durch die Schlacht bei Belle-Alliance erfüllt. Als die ersten unbestimmten Gerüchte von einem großen, entscheidenden Schlage nach Wandsbeck gekommen waren, wo Caroline sich einige Wochen aufhielt, schrieb sie sogleich in höchster Bewegung nach Hamburg: Ist es wahr, lieber Perthes? — warum bist Du nicht hier oder ich bei Dir? Schreibe mir doch, ob es wahr ist, oder sage mir, ob es wahr ist; ich kann es nicht glauben und horche auf Töne in der Luft. — Caroline hatte ihre Kinder auf der nach Hamburg führenden Landstraße aufgestellt, um schon von weitem den erwarteten Boten sehen zu können; endlich sprengte ein Reiter in gestrecktem Galoppe heran, der aus der Ferne schon unter lautem Jubelrufe ein weißes Tuch hoch in der Luft wehen ließ. Es war ein Freund des Hauses, welcher von Perthes nebst dem Zeitungsblatte mit der Siegesnachricht die Worte überbrachte: Siehe die Wunderwerke Gottes und preise und danke. — Das ist ein Sieg, antwortete Caroline, Gott helfe weiter und, wenn es sein kann, ohne zu kriegen und

zu siegen, wenns nicht zu viel verlangt ist. Hanbury, schreibst Du, sei zusammengeschossen? Die arme Mutter in Flottbeck! Sie muß aber doch Stand halten; sie sieht zu deutlich, für was es ist. — In wunderbar raschem Verlaufe rückten nun die Begebenheiten weiter vor. Der erste große Act des europäischen Schauspiels ist beendet, schrieb Perthes am 30. Juni an Caroline; Napoleon ist dethronisiert. Inliegendes Extrablatt lehrt Dich das weitere. Wenn die Franzosen diesen ihren Götzen ausliefern, so setzen sie sich die Krone ihrer Verworfenheit selber auf. Ich erwarte es, und dafür will ich illuminieren, nicht für den Sturz des Ungeheuers, der mir längst als gestürzt erschien. — In Frankreich geht es bunt über, schrieb er wenige Tage später, und dies Höllenreich bricht schrecklich zusammen. Welch eine Gerechtigkeit Gottes! — Gestern hat sich das Gerücht von Napoleon's Gefangennehmung verbreitet, heißt es in einem Briefe an Caroline vom 26. Juli; sicher aber ist es noch nicht. Glaube mir, in den jetzigen alles Maß und allen Gedanken übersteigenden Zeitläufen ist die Person, dieses Ungeheuer nicht mehr in solchem Grade unserer Beachtung werth, wie es Dir und der halben Welt erscheint. Betrachte das Schicksal der Franzosen, ihren bisherigen Untergang, ihre fürchterliche Zukunft! Die Zerstörung der Juden ist nichts dagegen.

Perthes' Thätigkeit für die leidenden Stände und seine Erfahrungen in der Familie 1814 und 1815.

Die Ereignisse, welche vom Spätsommer 1814 bis zum Spätsommer 1815 Europa aufs neue erschütterten, drängten zwar den einzelnen gewaltsam aus seinem Einzelleben heraus und in die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten hinein; aber in der politisch bewegten Zeit bleibt doch der Mensch mit seinem ganzen rein menschlichen Geschick nicht weniger bedeutend und nicht weniger berechtigt als in den Jahren tiefer politischer Ruhe. Weil Staaten miteinander kämpfen, siegen oder untergehen, thut Hunger und Frost,

leibliche und geistliche Noth dem einzelnen Menschenherzen und einzelnen Menschenleibe nicht weniger weh, und weil große Schlachten geschlagen und große Congresse gehalten werden, soll der Antheil an dem Menschen und seinen irdischen und ewigen Bedürfnissen nicht geringer sein; denn auch der arme, der verkommene Mensch steht dem Staate in unvergleichbarer Hoheit gegenüber; er ist auch in ewigen, der Staat nur in irdischen Verhältnissen ein Dauerndes. Es wäre nicht ein Zeichen politischer Größe, sondern sittlicher Kleinheit gewesen, wenn in der gewaltigen Erhebung der Freiheitskriege der Mensch vergessen worden wäre. Die menschliche Noth trat überdies in den anderthalb Jahren zwischen dem ersten und dem zweiten Pariser Frieden überall so scharf und schneidend hervor und hatte namentlich in Hamburg eine solche Höhe erreicht, daß sie auch inmitten der größten politischen Eindrücke nur den stumpfen Sinn unberührt lassen konnte.

Lange Monate hindurch hatten in Hamburg die vielen Hände, die in täglicher Arbeit das tägliche Brot für Frau und Kind verdienen, feiern müssen, weil das ganze lebendige Getriebe, wie es der Handel und die Schiffahrt der Weltstadt hervorruft, einer Grabesstille Platz gemacht hatte. Mit dem Augenblicke, in welchem der Verkehr im Hafen und in den Waarenlagern aufhörte, fing der Hunger an für viele thätige und kräftige Menschen. Tausende hatten Obdach und Eigenthum verloren, als Davoust die Vorstädte Hamburgs abbrennen ließ; an sechsundzwanzigtausend Greise, Frauen, Kinder und hilflose Männer waren von ihm in harter Decemberkälte aus der Stadt getrieben. Schrecklich hatte zwar der Tod unter ihnen aufgeräumt; auf jener Wiese hinter Ottensen allein lagen elfhundert achtunddreißig eingegraben: aber dennoch kehrten Tausende, begleitet von Krankheit und Siechthum, zurück, ohne irgend ein Besitzthum als das, was sie auf dem Leibe trugen. Brot und Obdach und ein Strohlager mußte doch wenigstens jedem der vielen Hilflosen zu Theil werden. Fleißige Handwerker entbehrten, um ihr Handwerk wieder beginnen zu können, des nothwendigsten Werkzeugs; die vielen kleinen Verkäufer, durch welche der tägliche Bedarf der großen Stadt vermittelt ward, mußten zur Bestreitung der ersten Auslagen über ein kleines Capital verfügen können; an allen Orten und Enden traten Be-

dürfnisse hervor, die dringend Befriedigung verlangten. Die öffentlichen Armenanstalten griffen zwar gleich nach der Befreiung der Stadt großartig ein; 148,000 Mark verwendeten sie jährlich an Almosen und für Miethe und Bekleidung: aber die durch die außerordentlichen Umstände herbeigeführte massenhafte Noth forderte außerordentliche Anstrengungen. Bedeutende Hilfsmittel wurden durch Sammlungen unter den wohlhabenden Bürgern zusammengebracht und aus vielen europäischen Handelsplätzen liefen größere und kleinere Gaben ein: sendete doch das entfernte Malta 1300 Gulden Augsburger Courant und in London wirkte von Heß mit unabläßlichem Eifer, um seinen unglücklichen Mitbürgern immer neue, reichliche Spenden zu verschaffen. In die schwierige Verabreichung der Unterstützungen hatte sich eine Anzahl erfahrener Bürger getheilt; Perthes übernahm mit einigen anderen namentlich die Verwendung der englischen Gelder, und die langen noch jetzt erhaltenen Verzeichnisse der ausgetheilten Gaben legen ein Zeugnis ab von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich dem Geschäfte unterzog. Im bunten Wechsel finden sich angegeben: Bezahlung der Miethe für einen Blinden, Kleidung eines Mädchens, um wieder in Dienste gehen zu können; Handwerkszeug für einen Tischler, Heilung eines bei der Vertreibung aus Hamburg wahnsinnig gewordenen Mädchens; Erziehung mehrerer Kinder, deren Eltern und Verwandte sämtlich während der Vertreibung umgekommen waren; Unterhalt einer Witwe, deren Mann die Franzosen erschossen hatten; Wiederaufrichtung eines von Davoust abgebrannten Hauses, für zwei rechtliche Weiber zum Wiederanfang ihres Fischhandels, Unterstützung eines achtzigjährigen Schusters, welcher mit ausgetrieben gewesen war.

Durch die Hilfe, welche er zu gewähren vermochte, war Perthes mit vielen in der äußersten Noth verkommenen Menschen in nahe Berührung getreten, und überall fand er, daß noch andere als leibliche Bedürfnisse dieselben quälten und in tiefer Verkommenheit erhielten. Ich habe reiche Erfahrungen in den untersten Ständen gemacht, schrieb er im September 1814, und Gottlob, oft habe ich gefunden, daß die erduldeten Leiden und Schmerzen viele Menschenherzen aus dem früheren stumpfen Dahinleben in der verlahmten Zeit herausgeführt und

auf das Uebersinnliche und Göttliche hingewendet haben; hunderte von Familien möchten Trost und Hilfe bei Gott suchen, aber sie kennen die Wege, die zu ihm führen, nicht und können sie nicht kennen, so wie unsere früheren Zustände waren. Was vermögen die wenigen Geistlichen diesen vielen gegenüber, und auch Bibeln sind nur in wenigen Familien bekannt; selbst in Schulen habe ich Mangel daran gefunden. — Um eben diese Zeit begann die 1804 gegründete Londoner Bibelgesellschaft kräftige Versuche einer Einwirkung auf Deutschland zu machen. Sie forderte durch die herübergesendeten Geistlichen Steinkopf und Patterson zunächst den Senior Rambach, Perthes und Gilbert van der Smissen auf, auch in Hamburg und Altona einen Verein für Bibelvertheilung zu gründen, und versprach einen sofortigen Zuschuß von mehreren hundert Pfund. Perthes und seine gleichgesinnten Freunde verbargen sich nicht, daß bei der damals herrschenden Richtung unter jedem Versuche, der ergangenen Aufforderung nachzukommen, ein mystisches oder pietistisches oder mit irgend sonst einem verwerfenden Namen bezeichnetes Unternehmen geargwohnt werden würde.

Um so viel wie möglich dem Verdacht des Heimlichen und Sectiererischen zuvorzukommen, wendete sich Perthes im Auftrage der entstehenden Gesellschaft an die Männer, welche die ersten kirchlichen und politischen Aemter in Hamburg inne hatten, und bat sie, an dem beginnenden Werke persönlichen Antheil zu nehmen. In einem Schreiben an den Bürgermeister Bartels vom September 1814 hob er namentlich hervor, daß vor allem unter den norddeutschen Protestanten Vereine von Laien zur Verbreitung der heiligen Schrift ein dringendes Bedürfnis seien, weil der Einfluß der Geistlichen durch deren eigene Schuld in solchem Grade gesunken sei, daß keine allein von ihnen ausgehende Thätigkeit durchgreifende Wirkung üben könne. Hamburgs Obrigkeit möge überdies bedenken, daß sich unter den leitenden Mitgliedern der englischen Bibelgesellschaft königliche Prinzen, Erzbischöfe, Minister und viele Männer befänden, durch deren Vermittelung den Bürgern Hamburgs die reichen Gaben zur Abhilfe der leiblichen Noth zugeflossen wären. Wenn nun jetzt die dargebotene gei-

stige Gabe kalt und trocken zurückgewiesen würde, so werde auch materieller Schaden für Hamburg nicht ausbleiben.

Am 6. und am 13. October 1814 wurden in Perthes' Wohnung die ersten Versammlungen zur näheren Verständigung über die in Deutschland fremdartige Angelegenheit gehalten und am 19. October trat die Hamburgisch-Altonaische Bibelgesellschaft ins Leben. Als dieselbe 1839 ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest feierte, erkannte sie dankend die Förderung an, welche sie von dem nun schon lange aus Hamburg entfernten Perthes erhalten habe, und konnte die Mittheilung machen, daß 73,000 vollständige Bibeln durch die Gesellschaft gedruckt und in nähere und weitere Kreise vertheilt seien. Auch in anderen Gegenden Deutschlands regte sich 1814 die Theilnahme für das Unternehmen, welches als erster Anfang einer geordneten, nicht ausschließlich von den kirchlichen Behörden geübten Thätigkeit zur Erweckung und Erhaltung christlichen Lebens erscheint. Mit Freuden will ich, schrieb der Herzog von Holstein-Beck an Perthes, die Aufforderung zur Errichtung eines Vereins für Schleswig und Holstein ergehen lassen und dann mit allen Kräften im Directorium arbeiten. Mancher Christus-Freund wird sich, davon bin ich überzeugt, zur Theilnahme melden. Fest aber müssen wir daran halten, daß unter Protestanten nur die lutherische Uebersetzung ohne jeden Commentar vertheilt werde.

Ich habe mir oft den bevorstehenden Neujahrstag, heißt es in einem Briefe, den Nicolovius im December 1814 aus Berlin an Perthes schrieb, als unser kirchliches Fest eines neuen Lebens gedacht. Aber die Wolken stehen noch dick am Horizonte, der Athem ist noch nicht frei. Meine Zuversicht wankt deshalb nicht, daß der, der das gute Werk einer neuen Belebung und Heiligung unseres Volkes angefangen hat, es auch herrlich vollenden und zu unserem Staunen ausführen werde; aber ich sehe noch so vielen Krankheitsstoff in unseren Oberen und so viel Böses in der noch immer groß sich dünkenden französischen Nation, daß große Pestbeulen mit heftigem Fieber zu befürchten oder vielmehr, da das Gift nun einmal noch im Inneren steckt, zu hoffen sind. Sie sind in der Bibelgesellschaft von ganzem Herzen thätig. Wunderbar lebt sie auch hier auf und mir ist oft, als hörte ich Bi-

leam's Stimme, dessen Fluch sich in Segen verwandelte. Was erleben wir und wie könnten wir nach solchen Erfahrungen an einer guten Zukunft zweifeln!

Es fehlte indessen auch nicht an ernsten Warnungen vor einer Ueberschätzung des Einflusses, welcher von der Bibelvertheilung zu erwarten sei. Bibelvertheilung sei gut, schrieb Keetmann aus Neuwied, aber es werde weniger auf die Menge der vertheilten Bibeln ankommen, als auf den Sinn und den Geist, mit welchem sie vertheilt würden. In Hamburg zwar finde bei diesem Unternehmen der Ehrgeiz, der ja oft auch zu edler Thätigkeit die einzige Triebfeder sei, wenig Nahrung, aber dennoch möge sich ein jeder prüfen. — Was können die Bibelvereine für sich allein helfen, äußerte der Herzog von Holstein-Beck gegen Perthes, wenn nicht zugleich auch in anderer Weise das Werk angegriffen wird! Die preußischen Kirchenreformen sind wohl gut und werden auch nicht, wie das Religionsedict Friedrich Wilhelm's II., das Kind mit dem Bade verschütten; denn es scheint jetzt in Preußen ein Geist innerer Frömmigkeit zu herrschen, welcher, von guter Liturgie und guten Gebräuchen unterstützt, viel Gutes erwarten läßt. Gott gebe nur, daß wir nicht einem neuen Opferdienst oder einem theatralischen Gottesdienst verfallen mögen! Aber was werden uns auch im besten Falle neue Kirchenreformen und neue Liturgien neben den Bibelvereinen helfen, wenn nicht kräftiger auf die Schulen und durch die Schulen auf die Jugend gewirkt wird, damit sie wieder Sinn für die Religion Christi, Liebe zu ihm und Begierde nach seinem Worte bekomme und die Achtung vor den Dienern der Kirche neu erwache! Es ist ein Jammer, auf dem Lande und in den kleinen Städten die Kinder den ganzen Sommer hindurch neben und bei dem Vieh herumlaufen zu sehen, wo sie das wenige in dieser oder jener Schule etwa Gelernte vergessen. In den meisten Landschulen lernen sie überdies wenig oder nichts, und wo sie etwas lernen, sind es Worte, selten Sachen. Kommen die Kinder aus der Schule, so erfahren sie nichts mehr vom Worte Gottes; denn das Landvolk nicht weniger als der größte Theil der Städter hält Kirchengehen für unnöthig, selbst für lächerlich. Da muß geholfen werden!

Perthes verbarg sich nicht, daß die Bibelvertheilung noch nicht

Wiederbelebung des christlichen Lebens, sondern nur eines von mehreren Mitteln sei, um die Wiederbelebung möglich zu machen. Bereitwillig erkannte er daher das Bemühen anderer an, welche, wenn auch in sehr verschiedener Weise, anregend und kräftigend auf das Volk Einfluß zu gewinnen suchten. Das Schauspielhaus freilich, obschon es Massen von Menschen, die jeder andern Einwirkung sich beharrlich entziehen, als bereitwillige Hörer versammelt, zu einem Mittel religiöser Belebung zu machen, schien ihm doch mehr als bedenklich zu sein. Sei mäßig, schrieb er an Fouqué, Deine religiösen Gefühle oder vielmehr Deine Ueberzeugung von unserer heiligen Religion auf den Bretern mitzutheilen. In das Theater gehört Leben und Natur, d. h. das Schicksal, aber nicht der Trost darüber. Den suche der Mensch in seinem Kämmerlein oder im Tempel, und Gott wird das Herz ihm erschließen. — Volksschriften dagegen, die das tief verschüttete christliche Bewußtsein aufs neue lebendig machen könnten, hielt Perthes für ein dringendes Bedürfnis. Es ist, schrieb er an Fouqué, unseren Volksschulen ein vaterländischer historischer Katechismus nöthig, welcher der Jugend einprägt, wie wir von Gott herkommen; wie das Menschengeschlecht sich durch Sünden zur Abhängigkeit zurückgeführt hat, bis der Erlöser kam; wie das Christenthum über die Völker sich verbreitete und wie die Natur durch das Drängen der germanischen Völker dem Christenthum menschlich Wege bereitete; wie wir Deutsche dann neu geboren aus der neuen Weltstellung hervordrangen, und wie bei uns der Same einer besseren Zukunft erhalten wurde und noch erhalten ist. Ich verstehe es nicht so anzugeben; Du aber wirst den Anklang gleich in Dir haben. Wenige Bogen müßten es sein, in Frag und Antwort oder doch in kurzen Sätzen. Gelänge dieses, ein vor Gott und Menschen unschätzbares Verdienst würde der Geber sich erwerben.

Auf die heranwachsende Jugend vor allem und auf ihre noch nicht gestörte Empfänglichkeit baute Perthes die Hoffnung einer neuen besseren Zukunft unseres Volkslebens. Für sie und ihre Entwickelung sorgen zu helfen, bot sich ihm in Hamburg eine günstige Gelegenheit dar, die er nicht ungenutzt vorübergehen ließ. Die Glocken sollen heute, mein lieber Perthes, Gedeihen auf die Sache Deutschlands er-

flehen, hatte ihm Charles Parish geschrieben, als die Nachricht von der zweiten Entthronung Napoleon's in Hamburg eingetroffen war. Sollte das nicht der rechte Augenblick sein, um eine außerordentliche Sammlung für unsere Armen zu machen? Sie haben sich so oft unserer nothleidenden Mitbürger angenommen, daß ich Sie unbedenklich auffordere, den ersten Schritt zu thun. — Perthes that den ersten Schritt und nicht ohne Erfolg. Wir bekamen, schrieb er an Fouqué, gleich dreißigtausend Mark zusammen zum Unterricht armer Kinder und wir hoffen noch viel mehr zu bekommen. Nun haben wir denn unserer zwölf die Stadt durchsucht, und wie viel herrliche Kinder haben wir gefunden! Gottes Segen ist noch recht bei unserem Volke. Siebenhundert haben wir bereits aufgenommen. Ein solches Geschäft und Betreiben ist in dieser auf das Allgemeine hintreibenden Zeit, welche Menschen wie Summen von Zahlen verrechnet, recht heilsam. Man fühlt lebendig in sich, was man eigentlich im natürlichen Zustand, in der Sorge für die nächste Erdscholle sein sollte hienieden. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, also die Kinder quellen heraus. — Das später weit ausgedehnte Armenschulwesen Hamburgs hat in den damals unternommenen Sammlungen einen seiner wesentlichsten Ausgangspunkte.

Bei allen diesen und bei manchen verwandten Unternehmen, welche in Hamburg wie in vielen deutschen Städten begonnen wurden, gaben zwar viele gerne, aber nur wenige hatten Zeit, Neigung und Geschick, selbst Hand ans Werk zu legen. Daß auch Männer zu gemeinsamer und geordneter Thätigkeit sich verbinden könnten, um auf die an Leib und Seele verkommenen Theile unseres Volkes einen erregenden Einfluß zu üben, war ein Gedanke, welcher dem Jahre 1814 durchaus ferne lag; aber auf die vielen Frauenvereine, die überall in Deutschland während des Krieges zur Pflege der Verwundeten und zur Fürsorge für die hilflosen Weiber und Kinder der Krieger hervorgetreten waren, setzte Perthes große Hoffnung. In einer einzelnen Angelegenheit von dem Hamburger Frauenverein um Rath gefragt, theilte er in der Antwort seine Ansichten näher mit. Die Vereine entsprangen, äußerte er, in der höchsten Nothzeit aus der richtigen Ansicht, daß, wenn die Männer und Jünglinge dem Tode entgegen-

gingen, es Sache der Frauen sei, für Rettung und Pflege der hilflos Gewordenen zu sorgen. Zweimal in kurzen Zeiträumen haben die Frauenvereine ihre Bestimmung herrlich erfüllt und dem innigen Gefühle und dem unverleiteten Wahrheitssinne der Frauen darf man sicher vertrauen, daß sie nun auch in der Friedenszeit, die uns Gott lange erhalten wolle, ihren Beruf erkennen werden. Wir Deutsche nicht weniger als die andern Völker haben lange und schwere Lehrjahre durchlebt, zuerst ein halbes Jahrhundert der Vernachlässigung, der Verflachung, des falschen Strebens, dann fünfundzwanzig Jahre der Revolution, des Krieges, der Verwilderung. Während dieser Zeit sind die letzten Reste frommer und milder Stiftungen unserer Voreltern durch Aufhebung der Klöster und durch Raub und Vernichtung des den Kranken-, Armen- und Waisenhäusern gehörenden Eigenthums verloren gegangen und keine neuen Gaben und Vermächtnisse haben einen Ersatz geliefert. Hier ist ein unendliches Feld der Thätigkeit für die zarte Sorgfalt der an Pflege und an Beistehen gewöhnten Frauen eröffnet, welche immer auf persönliche Hilfe sehen und achten. Die Vereine derselben werden zunächst jeder an seinem Orte und in seiner Provinz wirken, bald aber werden sie sich einander anschließen und gemeinsam handeln und als ein großer Bund der deutschen Frauen Segen rund um sich her verbreiten. Ihnen wird eine Fülle von Gaben zuströmen, indem fromme Gemüther wieder wie ehemals sie zu Ausführerinnen des eigenen Willens machen,. und sicherer als durch die stärkste Männerkraft werden die neuen Stiftungen in Frauenhand behütet sein. Ob künftig zwei oder drei oder vier deutsche Staaten brüderlich miteinander sein werden, kann niemand wissen; aber durch allen Zwiespalt und durch alle Kämpfe hin können die Frauenvereine des ganzen Deutschlands sich zu einem großen segensreichen Ganzen zusammenschließen und fest und einig bleiben, wenn sie sich rein und frei erhalten von allem Einmischen in die Verhältnisse der Staaten und in die vielen Streitfragen über Recht und Unrecht, welche die nächste Friedenszeit erfüllen müssen.

Eine anhaltende, mit Eifer und Erfolg zur Rettung der Nothleidenden und Verkommenen geübte Thätigkeit hat wohl schon manchen guten Mann verleitet, das Helfen als die Hauptsache, die Hilfe

als die Nebensache zu behandeln oder über das geschäftige Mitleid mit anderen das Leid über sich selbst zu vergessen und sich wie einen Gesunden unter den Kranken anzusehen. Perthes indessen ward in jener Zeit nicht nur durch die vielen Mühseligkeiten seines Berufes, sondern auch durch manche ernste Erfahrung dringend genug daran erinnert, daß er nicht wie durch eine Art Privilegium über die Noth des Lebens emporgehoben sei. Die Folgen des in Angst und schweren Sorgen hingebrachten Fluchtjahres waren für Caroline in körperlichen Leiden hervorgetreten, von denen sie niemals völlig genesen sollte. Bei der ihr bis zum Tode bleibenden Frische und Lebendigkeit des Geistes drückten die Fesseln doppelt schwer, welche ihrem Körper durch die Reizbarkeit der Nerven und ein langsam sich ausbildendes Herzübel angelegt waren. Ich bin noch immer nicht wieder frisch und kräftig, schrieb sie ihrer Freundin Petersen in Schweden, und mir vergeht auch fast die Hoffnung, es wieder ganz zu werden. Mein Amt im Hause zu verwalten, wird mir oft recht schwer und manchmal bin ich verzagt. — Weil sie sich krank und zu Zeiten auch wohl entmuthigt fühlte, war Caroline indessen nicht kalt oder gleichgiltig geworden gegen das viele Gute, was sie besaß. An jedem Morgen ist, schrieb sie einmal, das alte Lied wieder neu, daß ich wo möglich Perthes noch lieber habe als den Tag zuvor. Wie ist doch aller Dank für das große Geschenk, ihn behalten zu haben, so klein! — Unsere Kinder, heißt es in einem andern Briefe, sind meine Lust und meine Freude; sie machen uns freilich Leid und Freud, aber, Gottlob, Leid nur durch Krankheit, und sind natürlich artig und natürlich unartig und damit bin ich, wenn es nicht über die Schnur geht, noch zufrieden; nur wenn ich Gemachtes an Kindern sehe, werde ich bange und furchtsam. — Oftmals spricht sich in Carolinens Briefen aus dieser Zeit ihr lebendiges Fortleben mit den verstorbenen Kindern aus. Mein lieber seliger Bernhard fehlt mir, heißt es einmal, jeden Morgen von neuem. Möchte auch ich ihm fehlen können, doch nicht um seinetwillen, sondern um meinetwillen! — Grade heute vor sieben Jahren war meine selige Dorothea gestorben, schrieb Caroline einer jüngeren Freundin, welche ihren Bruder durch den Tod verloren hatte, und ich bin sehr darnach zu Muthe, mich in Eure Stelle zu denken.

Dieses gänzliche Entferntsein ist unbegreiflich schwer zu tragen, wenn man das feste Anhängen und die volle Liebe im Herzen hat. Trösten kann ich nicht, so wenig wie ich getröstet werden könnte. Ich habe mich fest daran gehalten, daß die Seelen meiner geliebten Kinder in Gottes Hand sind und keine Qual sie anrührt und ich nach Gottes Willen und Einrichtung die harte Entbehrung tragen muß, bis es ihm gefällt, uns wieder zusammen zu bringen. Dabei bin ich sehr betrübt, aber nie verzagt gewesen. Ergib Dich ganz in Gottes Willen, wenn auch mit Thränen, liebe Fanny.

In nächste Nähe trat eben um diese Zeit der ganze Ernst des Strebens an Caroline heran, als sie ihren Vater dem großen Augenblicke entgegen gehen sah, in welchem Zeit und Ewigkeit sich begegnen. Hart war Claudius von den Jahren 1813 und 1814 getroffen worden. Dreiundsiebenzig Jahre alt hatte er das Haus und den Ort, mit welchen er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen müssen und bald hier bald dort in Holstein ein vorübergehendes Unterkommen gefunden, oftmals von der drückendsten Noth bedrängt. Wir sind hier so weit wohl, schrieb er einmal aus Lübeck an Caroline, wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und ein Kanapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliierten Hände ist. Fritz ist dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es aus, schreibt er, wie vor der Schöpfung, wüste und leer. — Wir wohnen itzo, schrieb er einige Wochen später, in einem größeren und man kann sagen großen Zimmer, aber es ist sehr kalt und unsere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten. — Der äußeren Noth war viel, aber sie war nicht das Schwerste, was Claudius drückte. Der noch aufrecht stehende dreiundsiebenzigjährige Mann hatte wohl die Kraft, schrieb damals Perthes, die persönlichen Leiden und die Zerstreuung aller seiner Kinder zu ertragen, aber sein dankbares und treues Herz brach an der Ungewißheit des Gefühls, an der Unsicherheit des Gedankens, als er sein deutsches Vaterland im Kampfe sah mit Dänemark und sich sagen

mußte: die Erhebung und der Sieg der Deutschen sei die Besiegung seines eigenen Königs, den er ehrte und liebte und Ursache hatte zu ehren und zu lieben. Diesen Zwiespalt während der gewaltig aufgeregten Zeit im eigenen Inneren zu ertragen, war dem einfachen Sinn, dem liebenden Herzen des herrlichen Greises zu viel. Er war und blieb gebrochen.

Im Mai 1814 war Claudius nach Wandsbeck zurückgekehrt, aber recht froh ward er des alten Wohnorts nicht wieder. Erschöpft von der Last der Jahre und vielfach gestört durch körperliche Beschwerden sah er den Sommer und den Herbst vorübergehen. Endlich im Anfang December gab er den dringenden Bitten seiner Tochter nach und zog, um dem Arzte näher zu sein, zu ihr nach Hamburg. Papa ist müde und matt, schrieb Caroline einige Tage, nachdem sie ihren Vater und ihre Mutter aufgenommen hatte; doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei ist. Er ist so ruhig und freundlich, ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse. — Bald wurde es gewiß, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei, aber sieben Wochen noch ließ die letzte Stunde auf sich warten und diese sieben Wochen waren für Claudius eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, erfreute sich des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel. Einmal rief er Carolinen Nachts an sein Bett und sagte: Ich muß die Nacht zu Hilfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um Dir zu danken, liebes Kind. Er ist, schrieb Caroline wenige Tage vor seinem Tode, getrost, ruhig und, einzelne Augenblicke abgerechnet, freudig. Als er sich gestern von einer beklommenen halben Stunde erholt hatte, sagte er zu Perthes: Ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm; dann sprach er von der sauern Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott. Er ist erstaunlich freundlich mit uns allen und hat sehr gerne, daß unsere Mutter an seinem Bette sitzt. Auch sorgt er täglich dafür, daß Ihr Abwesenden Nachricht bekommt, und grüßt Euch jedesmal. — Als Hände und Füße schon Tage lang ihren Dienst versagt hatten, wirkte

die kräftige innere Organisation des Körpers in gesunder Arbeit fort und das eigentliche Wesen des körperlichen Menschen blieb unverletzt. Er behielt seinen sanften natürlichen Schlaf, hatte kein Fieber, keine Beängstigung, und da er fast ununterbrochen volles, helles Bewußtsein bewahrte, konnte er sein eigenes Sterben, die Lösung des großen Räthsels der Trennung von Seele und Leib von Stufe zu Stufe verfolgen. Mein ganzes Leben hindurch, sagte er zu Perthes, habe ich an diesen Stunden studiert, nun sind sie da, aber noch begreife ich so wenig als in den gesundesten Tagen, auf welchem Wege es zum Ende gehen wird. In den letzten Tagen betete er unabläßlich, sah es auch gerne, wenn die Umstehenden beteten, aber lautes Beten und Zuspruch mochte er nicht. Die Hoffnung, noch diesseits eines hellen Blickes in das Jenseits von Gott gewürdigt zu werden, gab er nicht auf; aber obschon ihm das Schauen nicht zu Theil ward, blieb ihm der Glaube felsenfest.

Am 21. Januar war sein Todestag. Nachmittags um 2 Uhr fühlte er mit größter Gewißheit die nächste Nähe des letzten Augenblicks. Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel, betete er; eine Stunde später sagte er einigemale gute Nacht und im Augenblicke des Todes schlug er hell und groß das Auge auf, liebevoll seine Frau und die Kinder suchend, welche den letzten Blick der Liebe von ihm empfangen sollten.

Die volle Kraft des Geistes, seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm bis zur letzten Stunde, schrieb am Sterbetage Perthes. Er ist sorgenlos, ja wahrhaftig reich gestorben, denn ihm stand wie immer das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebote. Sein Körper gewährt einen wunderbaren Anblick: so müde, so satt und befriedigt vom Irdischen und dabei noch am Obertheil des Kopfes die großen schönen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. Das Ende dieses Mannes ist groß und herrlich. — Gott wird uns verzeihen, heißt es in einem Briefe von Nicolovius, wenn wir einen solchen Menschen lieber der Erde als dem Himmel gönnen möchten.

Die Freudigkeit, die Kraft und Ruhe, welche Caroline von dem Sterbelager des Vaters mit sich hinweggenommen hatte, spricht sich in

einem Briefe aus, den sie im März 1815 an ihre Freundin Petersen schrieb. Am liebsten, heißt es in demselben, schreibe ich Dir von meinem seligen Vater. Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht, und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Ueberganges bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müssen glauben, wir müssen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte sich immer gesehnt, immer gehofft, ich möchte sagen in jedem Augenblick seines Lebens sich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wissende Mittheilung Gottes, die ihm diesen dunklen und für ihn sehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen sollte. Er sagte mir noch den Tag, ehe er starb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menschen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende und sie sind ihm nach unserer aller Ueberzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm sehr schwer und sauer wurde und über sechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, sagte uns, wie weit es sei, schon einige Minuten bevor wir es an seinem Körper wahrnehmen konnten, und rief zuletzt: Nun ist es aus, wendete seine Augen, die er schon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter stand, schloß sie und war todt. Es läßt sich hiervon wenig mittheilen, am wenigsten schriftlich. Er ist aber gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebette gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, als man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun.

Die ernste Erfahrung dieser gemeinsam mit Perthes durchlebten Wochen wirkte lange in Carolinen fort und bei der Lebhaftigkeit ihrer zur Mittheilung drängenden Phantasie fühlte sie es oftmals als eine

wirklich schwere Prüfung, daß Perthes, beladen mit Geschäften, Sorgen und Interessen aller Art, nur wenige flüchtige Augenblicke für das Zusammenleben mit ihr und den Kindern erübrigen konnte. Wenn ich mich nicht zu Grunde sehnen und wünschen soll, schrieb sie im Frühjahr 1815, so muß ich einen Schritt, der mir schwer wird, zurückthun. Die Hoffnung nemlich schwindet je länger je mehr, daß Perthes eine Einrichtung seines Lebens machen kann, in welcher einige ruhige Stunden für mich und ihn übrig bleiben. Ich kann nichts anderes thun, als ihn auf meine eigene Hand lieb behalten und im Herzen tragen, bis es Gott gefällt, uns an einem Orte zusammenzubringen, wo wir keine Wohnung und Nothdurft mehr brauchen und keine Wechsel und Bücher zu bezahlen sind. Perthes hat es bitter schwer, bleibt aber guten Muthes, wofür ich Gott danke. In acht Tagen geht er nach Leipzig und wird auch dort nicht viel Freude haben. Doch Freudenzeit ists auch nicht, und allgemeiner Jammer und Noth kommt wieder an die Tagesordnung.

Als Perthes kurz darauf nach Leipzig abgereist war, fand Caroline für diese und eine verwandte Stimmung, die sie schon lange mit sich umher getragen hatte, in ihren an Perthes geschriebenen Briefen die rechten Worte. Ihre Liebe zu dem Manne hatte die jugendliche Frische durch alle schweren und wechselvollen Stunden einer achtzehnjährigen Ehe bewahrt; in ihrem Herzen war Leben und Liebe nicht zur Gewohnheit geworden, sondern so neu und ursprünglich geblieben, wie einstens in der Braut. Sie selbst sprach das, was in ihr lebte, stets auch in einer frischen und ursprünglichen Weise aus und konnte es schmerzlich empfinden, wenn Perthes jetzt als Ehemann sich ihr gegenüber anders ausdrückte, als er es als Bräutigam gethan. Während Perthes nun eine Reihe von Wochen in Leipzig sich aufhalten mußte, wurde dieses Verhältnis halb im Ernste und halb im Scherze zwischen beiden Ehegatten zur Sprache gebracht. Du hast Dir zwar, schrieb Caroline einige Tage nach Perthes' Abreise, alle Empfindung für dieses Jahr Deiner vielen Geschäfte wegen verbeten, aber ich bin eine Person, die nicht ohne Empfindung schreiben kann, wenn sie an Dich schreibt; denn ich empfinde mein Alles, wenn ich an Dich denke. Noch habe ich kein Wort von Dir. Sage mir, ist es nicht hart, daß Du mir aus Braunschweig

nicht geschrieben hast? Ich wenigstens habe es sehr weh gefühlt, daß S., der mit Dir reiste, seiner Braut geschrieben hat und Du mir nicht. Ich habe Dich doch nun achtzehn Jahre so rein, allein und von Herzen lieb gehabt, wie jene es für die Zukunft erst vorhaben, und dennoch sollte diese Abnahme von Deiner Seite zur Sache gehören; es ist das erstemal, so lange Du reisest, daß Du es hast lassen können, mir schon von einem Zwischenorte zu schreiben. Ich habe mir zur Gemüthsergötzung Deine früheren Briefe hervorgenommen und lese mich wohl und wehe dabei. Im vorigen Jahre versprachst Du mir aus Blankenese sehr ernsthaft viel Freudenstunden, wenigstens im Zusammenleben mit Dir; solche Freudenstunden sind mir noch nicht viel geworden und Du bist sie mir wahr und wahrhaftig schuldig. — Du schreibst, antwortete Perthes, ich hätte mir für dieses Jahr alle Empfindung verbeten. Das, mein liebes Herz, ist wohl nicht so, wenigstens etwas anders: ich meine, wenn durch vieljähriges Miteinandersein der Gefühls-, Empfindungs- und Gedankenwechsel und Austausch so innig und vielseitig gewesen und geworden ist, daß man sich vollkommen versteht, kann von Zärtlichkeitsäußerungen, die immer ein noch Interessantes und darum Fremdes gegenüber voraussetzen, nicht mehr die Rede sein. Sei Du nur zufrieden mit mir, mein liebes Kind, wir verstehen uns doch. Daß ich Dir nicht von Braunschweig geschrieben habe, hatte seinen Grund in unserer schnellen Durchreise. Uebrigens ist Dein Vergleich zwischen mir und dem mitreisenden Bräutigam auch nicht richtig. Die Jugend hat ihre Art und die späteren Jahre auch. Es würde doch wirklich lächerlich sein, wenn ich jetzt wie vor zwanzig Jahren im Mondschein die Bäume und Wolken für Mädchen oder die Mädchen für Engel ansehen wollte, und besser würde es sich auch nicht ausnehmen, wenn Du Allemande tanzen oder auf Bäume klettern wolltest. Hadern dürfen wir doch nicht darüber, daß wir älter werden; sei also nur zufrieden und gib Gott die Ehre, und mit mir habe Geduld und Nachsicht. — Hätte ich Dich doch heute an Deinem Geburtstage hier, entgegnete darauf Caroline am 21. April, und hättest Du doch eine halbe Stunde Zeit, um Dich mit mir zu freuen. Die Kinder thun, was sie können, aber Du bist doch Du und behältst immer einen Vorsprung. Gottlob, mein Perthes, keine Zeit und keine Umstände können meine Liebe zu Dir verän-

dern; sie muß also wohl über alle Veränderung hinweg sein. Der liebe Gott lasse mich noch am Leben, wenn es sein kann, und mache mich wieder gesund und erhalte Dich und die Kinder, und behalte Du mich lieb und so weiter, und so weiter. Des Bittens und Wünschens ist kein Ende, doch auch nicht des Erhörens, wenn auch nicht nach unserer, so doch nach Gottes Weise. Dein letzter Brief übrigens ist ein wunderlicher Brief. Bei mir bleibt es nun einmal dabei, daß mein Liebhaben kein Alter und keine Jugend hat und ewig ist. Ich spüre keine Veränderung, als daß ich nun weiß, was ich früher hoffte und glaubte. Ich habe Dich früher für keinen Engel gehalten und halte Dich jetzt nicht für das Gegentheil, und auch ich habe Dich früher weder mit Engelsgestalt noch mit Engelsmanier getäuscht, nie Allemande getanzt, nie Bäume beklettert und bin noch ganz dieselbe wie früher, nur etwas älter, und das mußt Du vorlieb nehmen, mein Perthes; kurz und gut, hab mich lieb und sag es mir zu Zeiten, dann bin ich vergnügt. — Deine Antwort ist, wie sie sein soll, hieß es in Perthes' nächstem Briefe, nur vergiß nicht, daß im Innern meine Liebe zu Dir ewig ist, wie Deine zu mir. Aber über so vieles bin ich in Bewegung und Unruhe: was gehört der Erde und den Menschen, was vom Menschen gehört dem Himmel? Eines ohne das andere hat man nicht. — Hiermit wurden denn die Verhandlungen über diesen Gegenstand, der wohl auch anderen Ehen nicht fremd sein mag, vorläufig geschlossen; denn der folgende vom 1. Mai datierte Brief, den Perthes kurz vor seiner Abreise aus Leipzig von Caroline erhielt, war ausschließlich unter dem Einfluß des Andenkens dieses ihres Verlobungstages geschrieben. So eben komme ich, heißt es in demselben, mit allen Kindern aus Wandsbeck zurück, wohin wir zur Feier meines lieben ersten Mai gefahren waren. Ich danke Gott heute wie jeden ersten Mai dafür, daß er Dich mir gegeben hat, und Dir danke ich dafür, daß Du mich hast haben wollen. Wolle mich ferner haben und in Ewigkeit, wenn es Gottes Wille ist! Wir wissen freilich nicht, wie wir uns haben werden, aber schlechter kann es dort doch nicht sein als hier; das ist mein Trost und ich bin doch schon hier so glücklich im Liebhaben. In Wandsbeck fanden wir Schönborn und die Gräfin Katharina; die Gräfin hatte heute ihren geistreichen Tag. Der Alte ist unbeschreiblich freundlich, und es

ahnet mir, daß auch er in unsern Armen sterben wird. Er habe, sagte er mir, viele Vorboten vom Schlage und stände schon lange vor dem Schusse; Tag für Tag ziele der Tod auf ihn, ohne loszudrücken.

Mitte Mai kehrte Perthes aus Leipzig nach Hamburg zurück und erlangte bald die Gewißheit, daß Carolinens Gesundheit ernste Aufmerksamkeit erfordere. Der Arzt, Dr. Schröder, ein alter Freund des Hauses, hatte gegen Caroline selbst geäußert, daß ihre Nerven, so weit sie mehr vom Geiste als vom Körper bestimmt würden, in seltener Kraft, Gesundheit und Lebendigkeit thätig seien; dagegen äußerst schwach und angegriffen den Dienst versagten, so weit sie den Körper mehr als den Geist zum Herrn hätten. Das geistige Nervenleben muthe daher dem körperlichen größere Anstrengungen zu, als es zu ertragen vermöge, und müsse hierdurch wohl krankhafte Zustände herbeiführen. — Dies ist nun recht gut, bemerkte Caroline dazu, daß er es weiß, und mir auch lieb; aber wenn er nur auch helfen könnte! — Um der Unruhe und dem Treiben, welches mit dem großen Haushalte in Hamburg unzertrennlich verbunden war, für einige Zeit entzogen zu sein, brachte Caroline mit ihren jüngeren Kindern den Sommer 1815 in dem Hause ihrer Mutter in Wandsbeck zu und fast täglich wurden während dieser Zeit zwischen ihr und Perthes kleinere Briefe gewechselt, welche die Stelle des Gesprächs vertraten und die mannigfaltigsten Verhältnisse berührten. Perthes war während dieser Monate durch das Gewirre seiner Arbeiten und Gefühle, durch ein hartnäckiges Erkältungsleiden und durch die tiefe Sorge um die Gesundheit Carolinens matt und niedergedrückt. Da er überdies von jedem lebendigen Worte, welches er schrieb oder bei seiner häufigen Anwesenheit in Wandsbeck sprach, neue Aufregung für Caroline fürchten zu müssen glaubte, so enthalten seine Briefe aus jener Zeit vor allem nur dringende, bis in das Kleinste eingehende Bitten, keine Sorge für den Körper zu versäumen, oder immer wiederkehrende Erinnerungen, sich geistig ruhig zu erhalten.

Mannigfache Umstände trafen zusammen, welche damals, auch abgesehen von den sich drängenden gewaltigen Weltereignissen, immer neue Aufregung für Caroline herbeiführten. Die Sorge um die Gesundheit ihres Mannes, der Abschied von ihrem Bruder Fritz, der als Jäger ins Feld zog, der Schmerz ihrer Mutter um den in den Kampf gehen-

ten Sohn, das Hinsterben einer vor kurzem noch blühenden Tochter in der nahe befreundeten Familie des Predigers Schröder in Wandsbeck, der Anblick so vieler in Krankheit und äußerster Noth lebenden armen Familien ließen Carolinen nicht zur Ruhe kommen und forderten Perthes fast täglich auf, sie an Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erinnern. Du hast jetzt keine andere Pflicht, liebe Caroline, schrieb er einmal, als Dich aufrecht zu erhalten; entweder muß der Mensch die Dinge natürlich nehmen und sie, wie Millionen es thun, mit leichtem und gutem Muthe abwarten, oder er muß alles, auch das Härteste, in stiller Ergebung in Gottes Fürsorge ruhig und demüthig ertragen. Nur diese beiden Wege sind möglich, wenn nicht der Mensch wenigstens dem Körper nach untergehen soll. Du nennst Briefe wie diesen Amtsbriefe. Das müssen sie auch sein, denn mein Amt ist jetzt, dafür zu sorgen, daß Du uns erhalten werdest.

Schließe, heißt es ein anderesmal, aus meiner Sorge um Dich nicht auf eine bedenkliche Lage Deiner Gesundheit; mich quält nur, daß Dein frischer, lebendiger Geist so von körperlicher Last niedergedrückt wird. Nicht Arznei ists, was Dir hilft; Ruhe Deinem Geiste und Gemüthe. Leicht gesagt und schwer gethan, wirst Du antworten. Wohl wahr, und doch ists möglich unter Gottes Beistand. Du weißt, daß ich keine starken und tiefen Gefühle und Empfindungen tadele und auch ihrem Ausbruche großes Recht einräume; aber über das Gegengewicht hinaus dürfen sie nicht gehen. Wer mächtige Gefühle in sich hegen will, muß auch das Material dazu haben, sie auszuhalten und den wechselnden Eindruck des Lebens zu tragen, oder er vergeht sich eben so sehr an Gott und Natur, als der Leichtsinnige und Oberflächliche. — Herzlich habe ich mich gefreut, schrieb er ein anderesmal, Dich gestern so wohl gesehen zu haben; so wohl warst Du noch nicht einmal in diesem Jahre. Um so mehr sei aufmerksam auf Dich und halte diesen Gleichmuth fest und diese gute, frohe Hoffnung für diese Welt. Noch sind unsere Tage nicht zu Ende und noch haben wir manch Freud und Leid miteinander zu durchleben, wozu Kraft, Fassung und Vertrauen gehört. — Während Perthes' Briefe vor allem Amtsbriefe, um Carolinens Ausdruck zu gebrauchen, waren, erfüllt mit Bitten und Erinnerungen, sprach sich in allen auch noch so kurzen Zeilen Carolinens

ihr von Liebe und Wehmuth tief bewegtes Gemüth aus. Hier sitze ich schon im Garten, schrieb sie einmal, und meine lieben fröhlichen Vögel rund um mich her; ich lasse mich von der lieben warmen Sonne bescheinen und gesund machen, wenn sie will. Gott gebe es, wenn auch nur so weit, daß ich mein Amt im Hause und über die Kinder wieder antreten kann; als Null fühle ich mich gar zu unglücklich. — Ich hoffe, mein lieber Perthes, heißt es ein anderesmal, Du sollst, wills Gott, noch wieder Freude an mir haben. Der Brunnen scheint mir wirklich gut zu thun. Komme doch morgen nicht zu spät; meine Seele verlangt nach Dir. — Du sollst Dank haben, schrieb sie nach einer kurzen Anwesenheit in Hamburg, für die vergnügten Stunden, die ich gestern bei Dir und mit Dir gehabt habe, und für Dein liebes freundliches Gesicht, als ich aus dem Wagen stieg. — Ich bin nicht, wenn Du nicht bei mir bist, heißt es einige Tage später; heute aber werde ich wohl umsonst hangen und verlangen, und besinne ich mich recht, so kann es nicht anders sein: Weg und Wetter sind zu schlecht. Versäumt Matthias nichts im Lernen, so laß ihn doch bald heraus kommen; wenn ich den Vater nicht haben kann, nehme ich mit dem Sohne vorlieb. — Heute habe ich, schrieb sie in einem anderen Briefe, den Brunnen in vollem Regen getrunken, bin aber doch meine Zeit unter den Bäumen gegangen und habe mein Theil gedacht. Meine Hühner- und Vögelbetrachtung habe ich aber nicht anstellen können, weil es zu naß war für das liebe Vieh. Die Kinder genießen fröhlich ihre Freiheit und sind mein Glück und meine Freude, fügte sie dann der Erzählung einiger kleinen Kinderbegebenheiten hinzu. Die armen Menschen, die keine haben! Du alter lieber Vater, Du bist aber auch mein Glück und meine Freude. Laß mich einen kleinen Brief bekommen; ich kann es nicht lassen, darnach auszusehen, und will ihn auch zehnmal lesen. Ich bitte Dich, vergiß doch den Armen in der Erdhütte zu Hamm nicht; die Frau ist alle Morgen so freundlich in Hoffnung und der Mann läßt es sich sauer werden. Seine Wohnung ist leicht zu finden, sie liegt in der Allee, irgend etwas Besonderem gegenüber; was es aber für ein Besonderes ist, darauf kann ich mich nicht mehr besinnen.

Unter manchem Wechsel des körperlichen Befindens war der An-

gust herangekommen; am ersten Tage desselben trat wieder einmal die mit Perthes durchlebte reiche Vergangenheit recht lebendig vor Carolinens Seele. Heute vor achtzehn Jahren schrieb ich Dir den letzten Brief vor unserer Hochzeit und that die erste Bitte um das kleine schwarze Kreuz. Seitdem habe ich viel gebeten in den achtzehn Jahren, mein lieber Perthes. Um was soll ich Dich heute bitten? Du weißt es, denn Du kennst mich ganz und kein unwahres Wort habe ich Dir gesagt. Nur mein unbeschreibliches Liebhaben kannst Du nicht ganz kennen, weil es keine Grenze hat. Perthes, mir ist das Herz so voll Freude und Wehmuth; hätte ich Dich doch hier. Ich habe mich heute vor achtzehn Jahren nicht lebendiger und inniger nach Dir gesehnt als jetzt. Gott sei Dank und abermals Dank für alles! Ich bin und bleibe Dein in Zeit und auch, obschon ich nicht weiß wie, in Ewigkeit. Sei auch ein bischen vergnügt, wenn Du morgen kommst. Das Liebhaben ist gewiß das größte Wunder im Himmel und auf Erden und das einzige, von dem ich mir vorstellen kann, daß ich es in Ewigkeit nicht satt bekommen werde.

In der zweiten Hälfte des Augusts kehrte Caroline nach Hamburg zurück, und obschon ihr volle Gesundheit nicht wieder zu Theil wurde, so konnte sie doch, wenn gleich mit manchen Unterbrechungen, noch Jahre hindurch dem großen Haushalte vorstehen und ist auch in dieser Zeit ihres Lebens sehr vielen Menschen verschiedenen Standes und Alters Trost und Freude, Stütze und Förderung gewesen.

Die politischen Aussichten nach dem zweiten Pariser Frieden.
Herbst 1815 bis Herbst 1816.

Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet; das blutige Kriegsvierteljahrhundert war geschlossen; Deutschland konnte für längere Zeit auf Ruhe nach außen rechnen und mußte nun das Auge wieder auf sich und seine inneren Zustände wenden. Nothdürftig hatte das gemeinsame kriegerische Auftreten in dem jetzt beendeten zweiten Freiheitskriege den tiefen Riß zugedeckt, welcher

theils zwischen den einzelnen deutschen Staaten, theils zwischen den deutschen Regierungen und der öffentlichen Meinung entstanden war. Aber auch unter der Decke kriegerischer Einigkeit war das Mistrauen der Regierungen gegen die Bewegungen im Volke und das Mistrauen im Volke gegen die Regierungen tiefer und tiefer eingedrungen. Der gesamte geistig regsame Theil der Nation war in eine wildflutende Unruhe gerathen und von den verschiedensten Standpunkten aus sahen erfahrene und wackere Männer mit tiefer Besorgnis auf die Zukunft Deutschlands und weissagten eine Zeit großer innerer Noth und Zerrüttung. Perthes erwartete zwar auch Jahre schweren Ringens und Kämpfens, aber die Hoffnung auf ein fröhliches Ende hielt er fest und machte, neu belebt durch Belle-Alliance, die eigene frische Stimmung nach allen Seiten geltend. Seit Ihrem letzten Briefe hat der Krieg, bemerkte er einem bedenklichen diplomatischen Bekannten, die Physiognomie erhalten, welche Sie bis dahin vermißten; die große Schlacht ist gewonnen. Wollen Sie auch nun noch sich abmühen, um aus Licht und Weißgrau Finsternis zu machen? Doch was vermöchten Schwarzkünstler nicht, zu deren Zunft Sie ja gehören! — Ja wohl, schrieb Perthes einige Wochen später an Poel, ist alles durch den ungeheuer raschen Gang der Begebenheiten zu einem Chaos geworden; aber eben weil die Nemesis, d. h. die waltende Gerechtigkeit Gottes, allein zu Gerichte sitzt, eben weil den kühnsten, klügsten und entwurfreichsten Menschen aller Parteien nichts nach ihrem Willen geht, und Wahrheit und Recht dennoch siegend dastehen, habe ich das Vertrauen zum Schicksal, d. h. zur Vatergüte Gottes: er werde lenken und leiten zu seiner Ehre. — Wie groß ist unsere Zeit, heißt es in einem Briefe an Fouqué, wie groß und herrlich ist sie! Die Tiefe des Ganges der Begebenheiten läßt den denkenden Menschen kaum zu der Empfindung kommen, die man Freude nennt. Du nicht, aber manche andere werden meine gute Hoffnung „eine Aussicht auf die Ewigkeit" nennen. Wer aber sind diese andern? Anhänger des französischen Unwesens sind die einen; sie tadeln alles, was jetzt geschieht, schelten Fürsten und Regierungen und würden Tyrannei und Gemeinheit gerne sehen, um nur sagen zu können: Ist es denn nun besser als unter den Franzosen? Dann aber gibt es unter den Hoffnungs-

losen auch Schwarzseher der Zukunft, die ihren Cursus in den Cabinetten und Antichambern gemacht haben und dort freilich viel Schwaches und Schlechtes gefunden haben. Da diese Herren nun glauben, daß von dem Theater aus, auf welchem sie wandeln, die Welt regiert werde, so halten sie die ganze Weltgeschichte für ein Uhrwerk mit einem Glockenspiele, welches immer wieder seine Erbärmlichkeit von der Walze abspielt. Sie sehen daher auf jede frohe und freie Aussicht fein und vornehm wie auf leichtblütige, leichtherzige und leichtfüßige Unerfahrenheit herab. Wir Menschen aus dem Volke können diesen erfahrenen Verdorbenen (roués) ihre Erhabenheit gönnen; sie kennen die Federkraft dieser Zeit nicht, die ihr Uhrwerk sprengt. Keine Cabinetsberechnung trifft zu; jeden Tag und alle Tage muß neu und aus dem Stegreif gehandelt werden, und so gewinnen selbständige und kräftige Männer immer mehr Thätigkeitsraum. Allen unseren Schwarzsehern aber theile ich noch eine Thatsache aus meiner Erfahrung mit: Wie man den Menschen nimmt, so ist er mit sehr wenigen Ausnahmen. Tritt ein Mann einem Zweideutigen oder Jämmerlichen gegenüber und nimmt ihn als brav und tüchtig, gleich bemüht sich dieser, brav zu sein oder doch zu scheinen, und wenn auch nur letzteres ist, so ist viel gewonnen und Gott schiebt nach. Hätten unter uns Deutschen recht viele der Besseren den Muth, Gutes zu sehen und zu hoffen und ihre Hoffnung an den rechten Mann zu bringen, so würde das Gute und Rechte schon kommen. Laß uns unsere Gouvernements und Minister edel und groß nehmen, was gilts, sie werden es.

Die politische Aufregung der Gemüther war in Deutschland zwar um die Zeit des zweiten Pariser Friedens nicht geringer, als sie es um die des ersten gewesen war; aber der Gegenstand des Fürchtens und Hoffens war ein anderer geworden. Im Jahre 1814 hatte die Einheit Deutschlands, die Herstellung des Reiches und des Kaiserthums die politische Phantasie der Deutschen erregt; im Jahre 1815 trat allerdings der Mismuth über den prosaischen Bundestag, welchen Deutschland statt des poetischen Kaisers erhalten sollte, an manchen Orten offen genug hervor: aber da der Bund nun doch einmal als Form der deutschen Einheit feststand und eine Beseitigung desselben für die nächste Zukunft außer aller Wahrscheinlichkeit lag, so wendete sich die im Volke

arbeitende Bewegung auf einige Jahre vorwiegend dem Geschicke der einzelnen deutschen Staaten zu und erstrebte für dieselben unter den Namen Constitution, Verfassung, Stände, Freiheit ein Etwas, welches nicht weniger berechtigt, aber auch nicht weniger unbestimmt war als die einige Monate früher für Deutschland erstrebte Einheit. Durch ihr verändertes Ziel erschien die politische Bewegung den Regierungen nicht weniger gefährlich, sondern rief erhöhte Besorgnis und Wachsamkeit hervor. Als nun im Sommer 1815 Schmalz in jener Flugschrift über politische Vereine die Bewegungen im Volke, deren Ziel und Mittel auf das bitterste angegriffen und dadurch eine Reihe nicht weniger bitterer Gegenschriften hervorgerufen hatte, trat allen erkennbar der Kampf im Innern unserer Nation hervor, welcher wohl durch Waffenstillstände unterbrochen, aber durch keinen Frieden beendet worden ist bis zum heutigen Tag.

Das Drängen nach politischer Berechtigung der Unterthanen hatte sich damals noch nicht mit dem selbstsüchtigen Fanatismus für eine Reihe trockener Lehrsätze vermengt, sondern stellte sich als poetische Sehnsucht nach einer märchenhaften Herrlichkeit dar. Die sorgenvolle Arbeit der Regierungen, um die bestehenden Zustände und Gewalten zu conservieren, war noch nicht zu kalter Negation und roher Verfolgungssucht entartet, sondern erschien noch als die Prosa einer ausschließlichen Beschäftigung mit den politischen Einzelaufgaben des täglichen Lebens und als zagende Furcht, sich an Großes zu wagen. Der Stachel verjährter gegenseitiger Erbitterung fehlte daher 1815 allerdings dem Kampfe, der Kampf selbst aber lag aller Welt vor Augen, und jeder Deutsche mußte 1815 Partei ergreifen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, wie er 1814 hatte Partei ergreifen müssen zwischen Nationalität und Staatsberechtigung. Der erste Gegensatz, in welchem die Parteien auseinander gingen, entstand aus der Frage, ob die politische Zukunft Deutschlands herbeigeführt werden sollte durch die Regierungen und deren Polizeimacht, Geldmacht und Kriegsmacht, oder durch jenes Drängen und Arbeiten in den Gemüthern der Unterthanen, welches vorläufig nur als öffentliche Meinung erscheinen und wirken konnte.

Perthes fühlte sich in vielen Beziehungen von der herrschenden

Richtung und deren Kundgebungen zurückgestoßen und sprach seine Bedenken unumwunden mündlich und schriftlich aus. Er kannte das Triebwerk der Zeitschriften und Tageblätter zu genau, um deren Richtungen und Ansichten als Ausfluß der öffentlichen Meinung gelten lassen zu können. Herr B. schreibt wohl, äußerte er einmal, auch jetzt wieder politische Journale? und warum auch nicht? Zwar die Politik ist gegenwärtig etwas über das Gemeine erhaben, aber was schadet das? Ein so gewandter politischer Schriftsteller wie Herr B. wird sich bei einiger Anstrengung selbst in das Nichtgemeine zu schicken und Zeit und Umstände zu berücksichtigen wissen, so gut wie der französische Senat. — Den Theoretikern und Schriftgelehrten traute Perthes so wenig, daß er sie sämtlich womöglich aus allen ständischen Versammlungen ausgeschlossen sehen wollte. — Geheime Verbindungen widerstrebten seiner ganzen Natur. Ueber geheime Verbindungen haben wir uns, schrieb er an Fouqué, bei Deinem Hiersein ausgesprochen; ich theile gänzlich Deine Ansicht und Deinen Widerwillen gegen sie. — Bedenklich sah er auf das leidenschaftliche Fortstürmen der öffentlichen Meinung und auf deren Anspruch, volle und alleinige Geltung zu haben. Wer dürfte hoffen, heißt es in einem seiner Briefe, daß die Wahrheit nun im Volke und in seinem Wollen und Begehren rein und ganz erschienen sei? Irrthum und Sünde bleibt unser Erbtheil nach wie vor, und vergessen dürfen wir nicht, daß, weil der Kampf für Freiheit und Recht nicht von den Regierungen, sondern vom Volke ausging, die physische Kraft und die Leidenschaft losgebunden werden mußte. Werden sie nun sich wieder in gesetzliche Ordnung und gesellschaftliche Einrichtung fügen wollen und können? — Mit ernsten Worten warnte er vor dem blinden Eifer, der sich des eigenen Urtheils entschlägt und dem Zuge der öffentlichen Meinung folgt. Die Zeit ist vorbei, schrieb er einem ungestümen Freunde, in welcher man ins Zeug gehen mußte für Gott und Vaterland. Glaube mir, Recht und Wahrheit sind jetzt nicht wie vor einem Jahre auf Einer Seite, sondern gar sehr vertheilt. Jetzt gilt es vor allem die Augen aufthun und gebrauchen und sich nicht von Blinden leiten lassen. Sei vorsichtig, sonst bist Du ungerecht. Uns drohen die 1813 losgebundenen Kräfte und Leidenschaften mit schwerer Gefahr. Wer wird ihnen entgegentreten? Wir sind so wenig

ausgebildet für öffentliche Angelegenheiten, wir besitzen so wenig Talent und Anstelligkeit zu Geschäften, daß uns eine feste, monarchisch strenge Regierung Bedürfnis bleiben wird.

Blickte Perthes aber auf die vorhandenen deutschen Regierungen und auf ihr Thun und Lassen in jenen Jahren, so konnte er weder glauben noch wünschen, daß die Zukunft Deutschlands von deren Hand gebildet werde. Das alte Räderwerk, äußerte er einmal, ist verrostet und stockt an allen Orten und Enden; kein Uhrmacher hat auf solche Federkraft gerechnet, wie sie jetzt sich zeigt. — Mit Sorge und Unmuth sprachen sich Briefe, welche Perthes in dieser Zeit von sehr verschiedenartigen Männern empfing, über die von den Regierungen eingenommene Haltung aus. Ich habe, lieber Perthes, schrieb ihm Friedrich Heinrich Jacobi aus München, einen Briefauszug von Ihnen gedruckt unter der Ueberschrift: „Aus dem Briefe eines Norddeutschen, der gute Hoffnung hat,“ gelesen. Das hat mich zwar erbaut und aufgerichtet, aber meinen Muth doch nicht so gestärkt, wie ich es bedurfte. Wäre ich nicht so gar krank, ich schriebe ein Seitenstück dazu: „Aus dem Briefe eines Süddeutschen, der große Sorgen hat.“ In diesen letzten Tagen wieder, welche Erscheinung, die tückische Schrift von Schmalz und ihre gleichzeitige Anpreisung, so schnell in allen öffentlichen Blättern! Und das kommt doch aus dem Preußenreiche, Ihrem deutschesten der deutschen Staaten! Wenn das in Preußen geschieht, dann kann die bairische Alemannia jetzt ihre Hände in den Schoß legen und thut es wirklich. Sollten die absoluten Royalisten in Frankreich die Oberhand bekommen, so werden die unseren aus der verheißenen Volksvertretung etwas machen, das nur als ein Spott der Völker dastehen wird. Ich wünsche von Herzen, „daß die Federkraft der Zeit dieses Uhrwerk sprenge.“ Was Sie an dieser Stelle und später sagen, hat Tiefe und Wahrheit; aber es läßt sich manches dabei und hinzu erinnern, was auch Tiefe hat und leider sehr wahr ist. Warum muß die Stimme mir versagen zu einer Zeit, wo ich so gerne laut reden möchte! Lassen Sie, lieber Perthes, von Zeit zu Zeit ein freundliches, erquickendes Wort an den alten Mann gelangen, der ein so schweres Ende nimmt. Ich fasse Euch alle in einem Gruße, in einer Umarmung zusammen mit einer Liebe, mit einem Danke, die keine

Worte aussprechen. — Du hattest immer freudigen Muth, schrieb ihm im Herbst 1816 ein anderer, lange schon weit entfernter Freund; hältst Du ihn auch jetzt noch fest? Wie jammervoll sieht Deutschland aus, vom fremden Lande betrachtet! Das edle, hochherzige, betrogene Volk, betrogen durch diejenigen, die von ihm aus der sklavischen Knechtschaft des tyrannischen Napoleon mit Aufopferung von Gut und Blut gerettet sind! Was wird aus Deutschland werden, wenn die Fürsten fortfahren, so zu macchiavellieren? Statt Stände und Preßfreiheit habt Ihr Censur, Polizei, Militär und Verfolgungen gegen alle das Bessere Wollende und schon den Anfang einer politischen Inquisition. Tief hat mich der schreckliche Zustand des südlichen Deutschlands, vor allem die Lage der Bauern in Würtemberg, Baden und Baiern erschüttert. Das hatte ich nicht gewußt, daß deutsche Fürsten ihre Unterthanen so aussaugen und quälen könnten, um ein Lustschloß mehr zu besitzen oder einige Hirsche und wilde Schweine oder tausend Gardisten, durch welche sie sich gegen die zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen schützen wollen. Es wird und muß anders werden; denn unserem Volke ist in den letzten Kriegen das Bewußtsein seiner Kraft und Größe geworden: aber wie lange noch soll es mit der Erkenntnis allein sich begnügen und dem Tantalus gleichen, während England, Amerika und selbst Frankreich in den Früchten der Erkenntnis schwelgen? Weinen möchte ich bei dem Gedanken, daß der Engel der Auferstehung nur über die Leichenhügel der Revolution sich erheben soll; und nun die hungrigen Geier im Osten und Westen meines geliebten, theuren Vaterlandes, wie werden sie sich freuen unter dem Vorwande, die Ordnung herstellen zu müssen, Deutschland mit ihren wilden Horden zu überschwemmen und sich in den Raub zu theilen! Mein Verstand sieht keine Rettung, aber mein Vertrauen bleibt, daß das Gute und Große in einem Volke auch unter dem stärksten Drucke von außen und innen nicht untergehen kann. — Sie klagen mich an, schrieb ein Mann, der mitten in großen Geschäften stand, im Mai 1816 an Perthes, daß ich alles schwarz und nur immer schwärzer sehe? Also von allem, was ich am Rhein neuerdings erfahren, hier gesehen und aus Berlin, Paris, der Schweiz u. s. w. geschrieben bekommen, will ich Ihnen lieber nichts sagen. Lieber Perthes, wer den Aasgeruch

spürt, soll der sich nicht die Nase zuhalten? Ich sehe das Gute, was diese Zeit entwickelt, vielleicht in dem blendendsten Schimmer, in unruhiger Begeisterung; ich bin der Ansicht und Betrachtung, die Sie mir in freundlichen Worten so wohlwollend und tröstend mittheilen, keinesweges fremd — wer möchte, ja wer könnte ohne solchen Glauben, was sag' ich Glauben? ohne solche beständig zuströmende Anschauung die weltlichen Tage noch ertragen! — aber diese Ansicht führt mich weiter, als Sie es ausdrücken. Was über die Gegenwart erhebt, ändert die Gegenwart nicht. Jetzt ist grade nicht ein günstiger Geschichtsmoment auf der Erde; alles todt und faul, Neues erst im Keime. Und was von dem Alten noch steht, das wird fallen; ich sehe es, wie die es umstürzen, die es halten wollen. Sie sind älter als ich, lieber Perthes, und an Lebens- und Welterfahrung reicher; aber ich sehe andere Dinge, als Sie sie in dem bei mittelmäßigem Winde wieder ziemlich in Gang gekommenen guten Hamburg aufgedrungen erhalten! Es ziemt mir nicht, Ihnen alles einzelne schriftlich mitzutheilen; auch wäre es schwer: aber das kann ich Ihnen versichern, bei vielem schlügen Sie die Hände über dem Kopf zusammen. Wenn ich alles zusammenfasse, so muß ich als schwarzer Unglücksvogel Sturm verkünden, wo soll es hin? Les peuples existent, sagt Mirabeau, mais malgré les gouvernemens. Diese letzteren arbeiten aber jetzt an ihrem eigenen Untergange mit einem Eifer, einer Thätigkeit, einer Geschicklichkeit, daß man die Frucht ihres Schweißes bald wird genießen können. In Deutschland kommt es so weit, wie es in Frankreich war, aber das kann noch eine Weile hin sein. Erst werden jetzt überall hübsche Aristokratien eingerichtet, damit der Adel nicht milde vergehe, wie die Natur es einem Sterbenden erlauben will, sondern noch so viel Kraft einathme, um den Gang zum Schaffot auszuhalten. Rasend sind die Menschen, verrückt. Hörten Sie doch, was selbst die Besseren im Vertrauen zu äußern wagen; sehen Sie doch neben einander, was z. B. Gentz in seinem Inneren erkennt und denkt und was er einem verehrungswürdigen Publicum kecklich mit Salbung vorlügt! Ich nenne das allereinzelste: es soll nicht beweisen, am wenigsten erschöpfen, nur durch etwas Farbe beleben, was sonst als ein aschgraues, gesichtsloses Phantasma gelten möchte. — Seit meinem letzten Briefe, heißt

es vier Wochen später, hat sich manches näher gezeigt, was mich damals beschäftigte; aber schöner ist es nicht geworden. In Würtemberg nimmt die Sache eine recht schlechte Wendung; daran kann kein Wohldenkender noch Gefallen finden! Im übrigen Deutschland — daß sich Gott erbarm! Es mag gut sein, daß die Völker mit ihrer frischen Naturkraft wie rohe Kinder wild aufwachsen, aber Erziehung soll man das denn doch nicht nennen. Ich stehe an einer Stelle, von welcher man in diesem Augenblicke vielleicht noch mehr als in Wien und in Berlin das gegenwärtige deutsche Staatenwesen, die gegenwärtig herrschenden Gesinnungen und Absichten erkennen kann und in ihrer Erbärmlichkeit verachten muß.

Es konnte für niemand verborgen bleiben, daß die Haltung der preußischen Regierung bestimmend für die meisten anderen deutschen Regierungen sein würde. Um so größer war daher die Sorge und die Erbitterung über das Hervortreten der Richtung, welche durch die Schrift des Geheimenraths Schmalz ihren Ausdruck erhalten und in den Gegenschriften von Niebuhr, Schleiermacher, Koppe und anderen heftige Bekämpfung erfahren hatte. Wohl drohen Gefahren von mehr als einer Seite, schrieb Perthes an Jacobi nach München. Der Streit in Preußen ist ein Zeichen der Zeit; dort greift die Regierung in ihrer Angst den Tugendbund an, spürt geheime Verbindungen auf, möchte die öffentliche Meinung und den Volksgeist bannen und den Volkswillen nach Verfassung, Landwehr u. s. w. hemmen. Weil sie unsere Zeit nicht begreift, möchte sie sich aus derselben heraus und in eine andere, vergangene hineinsetzen. — Du erwähnst des Streites zwischen Schmalz und Niebuhr, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe von Perthes an Fouqué. Ich betrachte diese beiden nur als Tirailleurs; geschlossene Colonnen stehen hinter den Bergen. Genau genommen sollen die Ausdrücke: Jugend und geheime Verbindung, gegen welche Schmalz seine Angriffe richtet, den Volksgeist, die öffentliche Meinung dieser Zeit, Verfassung, Landwehr, u. s. w. bezeichnen. Und welche Mittel wendet man an, um diesen Angriffen größere Stärke zu verschaffen! Lobende Anzeigen der Schrift von Schmalz werden officiell durch alle Zeitungen verbreitet; — die Beurtheilung im Hamburger Correspondenten z. B. war von B. v. K.; — dagegen wur-

den die Gegenschriften, namentlich die von Koppe, schon verdächtigt, bevor sie erschienen waren. Wer schlecht ist, ist doch immer auch dumm. — Für so verderblich hielt Perthes das damalige Auftreten der Regierungen, daß er sich der schwierigen, unsicheren Lage freuen konnte, in welcher sich dieselben nach allen Seiten hin befanden. Ueber den zweiten Pariser Frieden, wenn er auch schlecht genannt wird, klage ich nicht, schrieb er an Fouqué. Gefahren von außen müssen auch künftig die Regierungen noch bedrohen, damit sie des Volkes bedürftig bleiben. Wären die Staatsverhältnisse auch nur auf ein halbes Jahrhundert dermaßen ins Gleichgewicht gestellt, daß Ruhe und Friede überall in Europa wäre, so würde auf keinen Wunsch, auf kein Recht des Volkes geachtet werden und alles in dem alten verfassungslosen Zustand bleiben. Constitutionen lassen sich freilich nicht machen; die Zeit, die Geschichte macht sie, und Thoren sind es, die nur gleich alles mit der Schneiderschere einrichten wollen. Aber anfangen muß man doch, und dieser Anfang — ach! das ist so schwer für die Herren, die regieren und verwalten, sich darein reden zu lassen.

Den Regierungen, wie sie bestanden, die Zukunft Deutschlands in blinder Hingabe anzuvertrauen, schien so wenig zulässig, wie dem Fortstürmen der öffentlichen Meinung zu folgen, und vor der Anmaßung, sich und sein Einzelurtheil über beide zu setzen, mußte der besonnene Mann zurückschrecken; aber in Perthes war der alte Glaube an die Macht, an die Wahrheit und das Recht des den Deutschen als ein Geschenk von oben gegebenen nationalen Geistes unerschüttert geblieben. In dem nationalen Geiste, den die Menschen so wenig zerstören wie schaffen könnten, sah er den Richter in dem Kampfe zwischen den Regierungen und der öffentlichen Meinung; denn schon damals trug er als Ahnung seine spätere Ueberzeugung in sich, daß in einem solchen Kampfe der nationale Geist nicht nothwendig mit der öffentlichen Meinung zusammenfallen und nicht nothwendig von der politischen Richtung der Regierungen sich unterscheiden müsse. Für jeden einzelnen Fall begehrte er die Untersuchung, ob mehr auf dieser oder mehr auf jener Seite der nationale Geist wirke und walte, und obschon er auch in späterer Zeit bereitwillig zugestand, daß diese Untersuchung nicht jedermanns Sache und oftmals unendlich schwierig

sei, so betrachtete er dieselbe doch immer als die wesentlichste Aufgabe des deutschen Staatsmannes und gab niemals die Ueberzeugung auf, daß Deutschlands Stellung von der Verwirklichung dessen, was der nationale Geist erstrebe, abhängig und jedes Ankämpfen gegen denselben nicht nur verderblich, sondern auch vergeblich sei. Gegen gleichstimmiges Gefühl, schrieb er im December 1815 in mehreren Briefen, gegen gleichmäßige Erfahrung und darauf sich gründende Ueberzeugung, gegen ein in der Tiefe der Natur wurzelndes Verlangen richtet keine Macht der Erde etwas aus.

Die Frage nach der Stellung der Regierungen zu der öffentlichen Meinung war nur eine der Streitfragen jener Zeit; neben ihr ward mit gleicher Heftigkeit, wenn auch nicht in so weiten Kreisen, die künftige Stellung Preußens und Oestreichs zueinander und in Deutschland zur Sprache gebracht. Der deutsche Bund war allerdings schon im Juni 1815 vertragsmäßig gegründet, aber der deutsche Bundestag, das einzige Organ, durch welches sich der Bund äußern sollte, ist erst am 5. November 1816 eröffnet worden. Um die Zeit des zweiten Pariser Friedens lagen daher die Artikel der Bundesacte nur als todte Buchstaben vor und kein Mensch konnte ahnen, wie die zwanzig geschriebenen Sätze sich ausnehmen würden, wenn sie zu Thaten im Leben werden sollten. Nur so viel ließ sich schon damals erkennen, daß ungeachtet der angeordneten Entscheidung nach Stimmenmehrheit die deutschen Regierungen in ihrem Gange und Verhalten durch Oestreich und Preußen bestimmt werden würden. Preußen und Oestreich also sollten gemeinsam Deutschland leiten, wie wenn sie durch die stärksten gemeinsamen Interessen und durch das innigste gegenseitige Vertrauen unauflöslich miteinander verbunden wären. Bevor indessen durch das Zusammentreten des Bundestages den beiden Mächten wenigstens der Versuch möglich gemacht war, sich Deutschland gegenüber wie eine einzige Macht zu bewegen, mußte die gemeinsame Leitung des ganzen Deutschlands durch zwei Cabinette, welche um eben dieses Deutschland sich schon lange angefeindet und argwöhnisch bewacht hatten, wie ein luftiger Traum erscheinen. Der Wirklichkeit nach stellte sich Oestreich als der Leiter der süddeutschen, Preußen als der Leiter der norddeutschen Staaten für die nächste Zukunft dar.

Auch Perthes, obschon seinem gesamten Entwickelungsgange nach mehr deutsch als norddeutsch oder süddeutsch, als östreichisch oder preußisch, konnte sich diesem durch die Lage der Dinge hervorgerufenen Standpunkt der Betrachtung nicht entziehen. Welch ein großes, wahres Glück verheißt der herrliche Sieg bei Belle-Alliance! schrieb er in einem später etwas verändert im Niederelbischen Mercur abgedruckten Briefe. Daß er von Preußen und Niederland im schönen Verein erfochten ist, gibt ihm eine nicht auszurechnende Bedeutung. Das Niederland, aus ungleichartigen Theilen und Stücken eben nur durch staatsansichtlichen Entwurf zusammengesetzt, hat durch den muthig bestandenen Kampf, dessen Ehre nicht zu theilen ist, Einheit der öffentlichen Meinung und des Nationalwillens für alle seine Bewohner gewonnen. Hannover, gleiche Ehre theilend mit dem Niederland, muß nun zu allgemein vaterländischen Ansichten und Gefühlen übergehen aus dem gewohnten Provincialismus. Preußen, keines Kranzes zu seinem Heldenruhm mehr bedürftig, bedurfte es doch noch, in braver Waffengenossenschaft den Sieg vom schönen Bündnis zu erfechten, damit man sagen dürfe: Ganz Niederdeutschland hat gefochten und gesiegt — wer will es trennen? Keine Macht kann es, wenn es sich selbst nicht trennt. Vor solcher Trennung bewahre uns Gott! Was entfremdet doch das norddeutsche Nicht-Preußen von dem Preußenreiche, diesem deutschesten der deutschen Staaten, der in den Jahren der Dienstbarkeit uns Vorbild gewesen in Fortbildung vaterländischer Cultur und in guter Haushaltung, der dann emporstieg, eine leitende Feuersäule zur Erkämpfung der Freiheit, als die Stunde geschlagen hatte? Was steht noch zwischen dem Deutschen und dem Preußen, in dessen Adern doch so reiches vaterländisches Leben quillt? Du, mein freimüthiger Freund, wirst mir erlauben, freimüthig zu antworten. Eines Gegengewichts in Norddeutschland bedürfen wir, durch welches auch in Zukunft jedes preußische Cabinet vor der politischen Versuchung behütet werde, alle kleineren Nebenstaaten mit sich zu verschmelzen — vereinigen ist etwas anderes —; wir bedürfen eines Gegenstaates, damit Preußen vor dem Gedanken bewahrt werde, alle deutschen Staaten müßten in dem preußischen untergehen, auf daß Deutschland

aus Preußen neu geboren werde, neu erstehe wie ein Phönix aus der Asche. Ist dem Mangel eines solchen Strebepfeilers gegen solches Uebel abgeholfen, so wird Deutschland dem preußischen Staate alles gönnen, was er nur wünschen mag. Wer wollte verkennen, daß Preußen groß und stark sein müsse, nach Westen und nach Osten hin in voller Manneskraft stets bereit haltend das gute Schwert! Das Gegengewicht aber zur Erhaltung der Freiheit Norddeutschlands ist jetzt wirklich gewährt durch das Reich der Niederlande mit Hannover; die kleineren Staaten, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg, die freien Städte, besonders aber Holstein-Schleswig, schweben gleich dem Zünglein in der Wage und geben Ausschlag. Die politische innere Annäherung und Vereinigung Englands und Preußens, die in der Natur ihres ganzen Verhältnisses begründet liegt, wird Deutschland von der Achtung überzeugen, die Preußen vor der Bundesverfassung unseres Vaterlandes hegt, da Hannovers, also des britischen Cabinets, ganzes Streben auf die Verfassung Deutschlands hingerichtet ist. Geht meine Hoffnung in Erfüllung, so stehen Nord- und Süddeutschland als zwei Hälften eines ganzen Deutschlands da zur Wehr gegen jeden Feind, gegen jeden Fremden, und im Innern wird der alte Streit zu einem Wettkampf darüber werden, wo Verfassung, Freiheit, Ordnung, Liebe und Treue zum Fürsten, wo geistige Ausbildung zur Ehre Gottes und zu Nutz und Frommen des Volkes am besten gedeihe, und wir in Norddeutschland werden wahrlich zu thun haben, um uns nicht von dem Süden überbieten zu lassen; denn vieles läßt sich erwarten für den Aufschwung Süddeutschlands von Oestreichs redlichem Kaiser, den wir so gerne wieder den unsrigen haben nennen wollen, und von den gründlich gebildeten Prinzen dieses Hauses, und vieles Große läßt sich hoffen von Baierns und Würtembergs Thronfolgern.

Daß Preußen ein durch und durch deutscher Staat sei, war für Perthes damals wie später gewiß; aber eben so gewiß war ihm, daß das national Deutsche sich im preußischen Staate durch dessen große Geschichte besonders und eigenthümlich, gleichsam zu einem Dialekte des Deutschen, dem preußischen Dialekte, ausgebildet habe. Dieses unterscheidend Preußische wollte Perthes in keiner Weise den übrigen

norddeutschen Ländern aufgedrängt wissen; sie sollten nicht preußisch in diesem Sinne des Wortes werden. Noch weniger war seine Meinung, daß die damals in Preußen einflußreiche Partei, welche die Art des Regiments, wie es vor 1806 geführt worden war, den Grundlagen nach wieder herstellen wollte, Einfluß auf das übrige Norddeutschland gewänne. In beiden Beziehungen sah er nicht ohne Sorge und Mistrauen auf Preußen hin. Preußen wird die Braut heimführen, schrieb er im Sommer 1815, aber nicht eher, bis Gott seinen Segen dazu gesprochen hat; denn Deutschland ist eine keusche Braut. — Als ihm ein Freund aus Preußen die Worte geschrieben hatte: „Es ist eine unglaubliche Verblendung, sich nicht vertrauensvoll an Preußen anschließen zu wollen; welches Preußen ich meine, wissen Sie," antwortete Perthes: Zu Preußen, zu dem Preußen, welches Sie meinen, haben wir Zutrauen; ob aber unser kleiner Staat zu dem Preußen, was Sie nicht meinen, Zutrauen haben und sich ihm hingeben darf, das ist eine Frage, die ich Ihnen in Ihrem Cabinette sich zu beantworten überlasse. Aber ich möchte so gerne im Vertrauen einmal hören: Was will denn eigentlich das Preußen, das Sie meinen, und das, das Sie nicht meinen, und was ist es eigentlich, das wir nichtpreußische Deutsche thun sollen, um nicht „unglaublich verblendet" zu sein. Vielleicht wäre es sogar recht gut, wenn alles dieses einmal wahr und treu, wie es Deutschen geziemt, öffentlich beantwortet würde. Möglich, daß wir alle nicht soweit auseinander sind, wie die Gespenster, die jetzt im Dunkeln schleichen, uns glauben machen möchten. — Mit Niebuhr war Perthes schon im Jahre 1814 zerfallen, weil er in ihm nur ein Herz für den preußischen Staat und nicht für das deutsche Volk, so weit dasselbe ein politisches Volk sein sollte, zu erkennen glaubte; bitter griff er 1815 dessen Schrift gegen Schmalz an, weil sie ihm aus einem nur preußischen Geiste hervorgegangen schien. Bei diesem scharfen politischen Gegensatz zwischen den beiden alten Freunden schien wenig Aussicht auf Wiederherstellung ihres früheren nahen Verhältnisses zu sein. Mit um so tieferer Rührung und Freude empfing Perthes im Frühjahr 1816 nicht lange vor Niebuhr's Abreise nach Rom folgende Zeilen von dem großen, edlen Mann: Liebster Perthes, es ist für mich ein Bedürfnis, nicht ärmer

zu werden und nicht ärmer zu scheinen, als das Schicksal es unabwendbar will. Das Schicksal hat mich in den nächsten Verhältnissen bettelarm gemacht, wo ich noch vor einem Jahre so überschwenglich reich war. Erst vor drei Tagen ist der Todestag meines Vaters, womit die Zerstörung meines Reichthums anfing. Wenn die Vertraulichkeit mit Freunden durch vorübergehende Leidenschaftlichkeit und Reizungen gelitten hat, so sei dies nun auch vorübergehend und ein jedes Misverständnis verschwinde, ehe ich vom väterlichen Boden scheide. Wollen Sie das annehmen?

Jahre politischer Gemächlichkeit konnte Perthes für die Deutschen nicht erwarten, mochte er auf Preußens und Oestreichs Stellung oder auf die Haltung der Regierungen und auf das Drängen der öffentlichen Meinung sehen. Die Friedenszeit, schrieb er, der wir jetzt entgegengehen, wird zugleich eine Kampfeszeit sondergleichen sein. Denn noch ist auf keiner Seite die Wahrheit und das Recht, und nach so gewaltigen Zeiten kann Unwahrheit und Unrecht nicht ohne Gegner und Angriffe dastehen. Einzelne Männer und Vereine, Stände und Städte, Staaten und Kirchen werden im wilden Gewirre gegen einander auftreten; heftige Reibungen und leidenschaftliche Parteien werden überall entstehen; jeder wird nur seine Ansicht für die wahre halten und jeder jeglichen Anhang zu gewinnen suchen. — Wer kann es wissen, rief er, von Sorge ergriffen, einmal aus, ob die Zukunft Deutschlands auch nur zwei Staaten oder zwei Stämme sehen wird, die brüderlich zu einander halten! — Doch war eine solche Stimmung banger Sorge nur vorübergehend bei Perthes; Hoffnung und Vertrauen war das Herrschende in ihm. Wie er den deutschen nationalen Geist als endlichen Richter und Sieger in dem Kampfe zwischen Regierungen und öffentlicher Meinung anerkannte, so glaubte er fest, daß auch der Kampf zwischen Oestreich und Preußen endlich erledigt werden würde, indem Deutschland zu seinem Rechte gelange und den beiden streitenden Mächten die ihnen in Deutschlands Interesse gebührende Stelle anweise. Glauben Sie nicht, schrieb er, daß ich ohne große Sorgen bin; ich weiß viel Schlimmes und vielleicht genauer und bestimmter, als Sie es wissen können: aber Deutschland schläft nicht und sein Volk wacht; überall ziehen die Vögel und man achte auf

ihren Flug. Die Elemente zu einer großen Zeit sind vorhanden und es fehlt, um sie zu sammeln, nur an einem von Gott begabten Manne, und den wird Gott verleihen. Mir steht heute so fest wie vor einem Jahre, daß Europa noch nicht dem Untergange bestimmt ist, und daß Gott sich Deutschland aufgehoben hat, um Europa zu retten. Das ist meine Ueberzeugung und durch sie habe ich schon manchen, der in Sorge und Furcht erstorben war, wieder lebendig gesprochen. Wir freilich werden alt werden in dem Gange der Zeit und uns schlafen legen, bevor ein gutes Ende erscheint; aber wer wollte verzagen, weil er auf hohen Berg gestiegen, neue Berge und Thäler in großer Zahl überschaut und nun sich sagen muß, daß es nicht eines Tages Sache sei, die letzte Höhe zu erreichen!

Perthes' Ansichten über die Bedeutung des Buchhandels für Deutschland.

Perthes hatte den Buchhandel von den ersten Jahren an, in denen er denselben als seinen Lebensberuf erkannte und ergriff, nie ausschließlich als ein Mittel des Erwerbes, sondern immer zugleich als ein Glied in dem großen Zusammenhange der Einrichtungen und Veranstaltungen aufgefaßt, durch welche eine Nation sich geistiges Leben möglich macht. Weil sein Geschäft ihm ein selbständiges Hauswesen und eine unabhängige Stellung verschaffen und erhalten sollte, vergaß er nicht, daß es zugleich die Aufgabe habe, in Gemeinschaft mit dem gesamten deutschen Buchhandel das literarische Bedürfnis der Nation und deren einzelnen Bestandtheile möglichst schnell zu erkennen und möglichst leicht zu befriedigen. In diesem steten, lebendigen Bewußtsein von der Einheit des besondern und des allgemeinen Interesses liegt recht eigentlich das Geheimnis der Erfolge, die, so lange Perthes lebte, seine Unternehmungen begleiteten. Von diesem seinen Standpunkte aus glaubte er im Jahre 1816, daß der deutsche Buchhandel einer neuen Belebung und theilweisen Umgestaltung bedürfe.

Unter den vielen Gefahren, von welchen Deutschland durch die

Menge der scheinbar wenigstens unauflöslichen inneren Gegensätze bedroht ward, fürchtete er am meisten die Möglichkeit, daß die Scheidung in Süd und Nord, in katholisch und protestantisch, in östreichisch und preußisch nicht nur politisch, sondern auch national sich ausprägen könne. Wenn die Nation in zwei Völker, Süddeutsche und Norddeutsche, sich spalte, so erschien ihm jede fernere Hoffnung auf eine bedeutende Zukunft Deutschlands als Thorheit. Mit Unwillen und Besorgnis sah er daher auf die vielen Norddeutschen hin, welche begeistert von der politischen Einheit Deutschlands zu sprechen wußten und dennoch deren nothwendige Voraussetzung, die nationale Einheit, zerstören halfen. Der Norden, äußerte Perthes einmal, hat sich daran gewöhnt, den Süden anzuklagen, daß sich derselbe gegen das norddeutsche Wesen ängstlich und engherzig abschließe, und dennoch macht der Norden es nicht anders, sondern ignoriert mit vornehmer Selbstgefälligkeit das geistige Leben des Südens und weiß nicht und will nicht wissen, was dort die Menschen treibt und bewegt. Er liebt es, Bildung, Verstand, Wissenschaft und Kunst für sich und für den Protestantismus allein in Anspruch zu nehmen, und will dem katholischen Süden nur eine gewisse treuherzige Gemüthlichkeit und ungebildete Gradheit zugestehen. In Wahrheit sind ihm die Süddeutschen ein Stamm anderer Gattung und Geltung als die Norddeutschen. Wie aber ist politische Einheit des Südens und Nordens möglich, so lange die nationale Einheit beider noch nicht lebendig in das Bewußtsein aller getreten ist!

Bedeutende Gegensätze zwischen Süd und Nord waren im Leben begründet; sie konnten weder übersehen, noch durften sie verwischt werden: aber mit vollem Recht betrachtete es Perthes als Pflicht der Nation, ihre ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Stämme vorhandene nationale Einheit lebendiger als bisher zu erkennen und kräftiger zu entwickeln. Bei der trocknen Starrheit, mit welcher sich die Verschiedenheiten in Religion und in Sitten wie in historischen und politischen Erinnerungen festgestellt hatten, glaubte Perthes in der Literatur für die nächste Zeit das einzige große Gut zu finden, an dessen gemeinsamem Besitz der Norddeutsche und Süddeutsche, der Protestant und Katholik, der Preuße und der Oestreicher mehr und mehr lernen

könne, sich als eins zu fühlen. Aber auch in Beziehung auf die Literatur stand Deutschland scharf getrennt da. Süddeutschland, insbesondere Oestreich und das eigentliche Baiern, wurde wenig von derselben berührt, und Norddeutschland war so unbekannt mit den irgendwie katholisch gefärbten literarischen Erscheinungen Oestreichs und Baierns, daß man nach Perthes' Ansicht nicht wissen konnte, ob sie nicht Schätze enthielten, bestimmt, ein allgemein deutsches Gut zu sein. Diese unnatürliche Scheidung der deutschen Literatur zu überwinden, faßte Perthes als die große und eigenthümliche Aufgabe des Buchhandels auf. Eine Gestalt sollte derselbe gewinnen, die es für die Verbreitung einer Schrift als gleichgiltig erscheinen ließ, ob sie in Hamburg oder Wien, in Königsberg oder Trier gedruckt und verlegt war. Von der Lösung dieser Aufgabe wußte Perthes aber den Buchhandel noch weit entfernt. Nur in geringem Grade wirkte derselbe auf Baiern und auf manches kleinere Land, und für Oestreich war er so gut wie nicht vorhanden. Mit Ausnahme Würtembergs war noch vor wenigen Jahren, schrieb Perthes damals, das südliche Deutschland bis Nürnberg und Dresden, das westliche bis Heidelberg und Frankfurt todt für die Literatur. Seitdem die Rheinlande preußisch geworden sind und Oestreich und Baiern mehr und mehr in das deutsche wissenschaftliche Leben eintreten, ändert sich das alles und die Beziehungen nach diesen Ländern mehren sich, aber noch wird der gegenseitige Verkehr nur auf gut Glück unternommen und unkundig und unbehilflich betrieben.

Jedem Versuche, die Scheidung in dem deutschen literarischen Leben zu überwinden, stellte sich ein Umstand hindernd entgegen, dessen Beseitigung nicht ohne Eingreifen der Regierungen möglich war. Der Buchhandel einer und derselben Sprache, Literatur und Nation mußte in einer Mehrheit völlig getrennter Staaten betrieben werden. Diese Thatsache hatte in ihren äußersten Folgen dahin geführt, daß das von dem Buchhändler des einen deutschen Staates erworbene Recht zum Druck und Vertrieb eines Werkes von den anderen deutschen Staaten nicht als ein Recht anerkannt ward, und der Nachdruck als erlaubtes und selbst als begünstigtes Gewerbe galt. Das Verderbliche eines solchen Kriegszustandes suchte Perthes um diese Zeit in

einer eigenen kleinen Schrift auch den ferner Stehenden anschaulich zu machen. Wenn der Schriftsteller, heißt es in derselben, etwas niedergeschrieben hat, so wendet er sich behufs des Druckes an den Buchhändler, da er selbst weder Zeit noch Geld noch Geschick zur Besorgung dieses Geschäftes hat. Hält der Buchhändler das Dargebotene für gut und glaubt — wissen kann er es nicht —, daß das Publicum eben so urtheilen werde, so gibt er dem Schriftsteller Honorar und bezahlt Druck und Papier für so viele Exemplare, als er absetzen zu können meint. Der Buchhändler hatte sich aber vielleicht geirrt und behält mehrere hundert Exemplare übrig, wodurch ihm nicht allein der gehoffte Gewinn, sondern auch ein Theil des ausgelegten Capitals entgeht. Dieselbe Erfahrung macht der Buchhändler mehreremale und vielleicht erst im sechsten Falle glückt ein Unternehmen und könnte Ersatz für den vorhin erlittenen Verlust gewähren. Da findet sich aber ein Nachdrucker, welcher die fehlgeschlagenen Unternehmungen nicht beachtete, die geglückte aber sogleich bemerkt und von dem Buche eine neue Auflage macht, welche wohlfeiler sein kann, da der Nachdrucker keinen früheren Verlust zu decken und kein Honorar zu zahlen hat. Durch dieses Verfahren bleibt dem Buchhändler die Hälfte der Auflage liegen und er wird abgeschreckt, ferner etwas zu unternehmen. Der Schriftsteller findet folglich künftig keinen Abnehmer seiner Arbeit, der Nachdrucker aber, der Laurer, zieht seinen sicheren Gewinn. Allerdings hat das Publicum durch den wohlfeileren Preis in diesem einen Falle Vortheil; ist es aber ein guter Haushalter, der sein Saatkorn aufzehrt? Z. B. Professor Ebeling zu Hamburg gibt von seiner durch die Zeitläufe unterbrochenen Erdbeschreibung Amerika's einen neuen Band heraus. Er hat für Bücher, Landkarten, Correspondenz und Beiträge achthundert Thaler Unkosten gehabt, eigene Arbeit und Zeitverlust nicht gerechnet. Das Buch findet Käufer. Ein Hamburger Buchdruckerherr findet es nun dem Interesse seiner Officin gemäß, diesen Band der Erdbeschreibung nachzudrucken, und kann denselben um die Hälfte wohlfeiler geben als der rechtmäßige Verleger, dem dadurch ein großer Theil seiner Auflage Maculatur wird. Wenn nun künftig ein neuer Band desselben Werkes erscheinen soll, so wird der vorige Verleger ihn gewiß nicht drucken, der

Nachdrucker auch nicht; und das Publicum muß ein schätzenswerthes Werk entbehren.

Die zunächst bei dieser Angelegenheit betheiligten Schriftsteller und Verleger hatten freilich den Nachdruck immer als ein verderbliches Uebel anerkannt und gleich nach dem ersten Pariser Frieden schon Versuche zu dessen Beseitigung gemacht. Ein und achtzig angesehene Handlungen waren im Sommer 1814 zusammengetreten und hatten eine Commission erwählt, welche bei den einzelnen Regierungen und bei dem damals bevorstehenden Congresse die geeigneten Schritte thun sollte, um für das Eigenthumsrecht der Schriftsteller und Verleger gesetzlichen Schutz in ganz Deutschland zu erwirken. Cotta und Bertuch hatten sich als Abgeordnete der Commission mit einer von Kotzebue verfaßten Denkschrift nach Wien begeben und geneigtes Gehör bei Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt gefunden. Der deutschen Bundesacte waren demgemäß die Worte einverleibt worden: Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. Als nun die Zeit der Eröffnung des Bundestages in Frankfurt herannahte, schien es, um diesen Worten ihre zweckgemäße Ausführung zu sichern, vor allem darauf anzukommen, den Staatsmännern, aus welchen die Bundesversammlung bestehen sollte, bestimmte und deutliche Einsicht in das ihnen fremde, halb kaufmännische, halb literarische Verhältnis zu verschaffen. Von verschiedenen Seiten aufgefordert, entwarf Perthes im Sommer 1816 eine Denkschrift: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur", welche vor allem darauf berechnet war, das in literarischer Beziehung Deutschland entfremdete Oestreich zu gewinnen.

Es ist, heißt es in derselben, ein Zeichen für Unzerstörbarkeit der deutschen Nationalität, daß die Liebe zu vaterländischer Sprache und Literatur in demselben Maße, als der Verfall der früheren politischen Verfassung sich offenbarte, stärker geworden und bis zur Begeisterung gestiegen ist, als das deutsche Reich durch französische Uebermacht zerstört ward. Seitdem ist unsere Literatur als der Gesamtausdruck des geistigen Lebens aller deutschen Völker und unsere gemeinsame Sprache

als das unverletzliche Bildungsmittel deutscher Stämme in Ehren gehalten und die Bundesacte hat versprochen, daß das so herrlich bewährte und so stark befundene innere Bildungsmittel: deutsche Sprache und Literatur, geschirmt und geschützt werden solle. Das wollen Fürsten und Stände, Adel und Volk. Der Besitz aber einer gemeinsamen Literatur für Deutschland ist an die Erfüllung dreier äußerer Bedingungen geknüpft: die Kosten zum Druck der Schriften müssen aufgebracht, die Schriftsteller müssen wenigstens für Zeit und Arbeit entschädigt und die gedruckten Werke müssen über alle Länder deutscher Sprache gleichmäßig verbreitet werden. Keine Regierung, kein Gönner, keine Akademie, kein Institut trägt in Deutschland zur Erfüllung dieser Bedingungen bei; der Buchhandel allein bringt die Kosten des Druckes auf; er allein hat es durch das gezahlte Honorar einer Reihe unserer bedeutendsten Schriftsteller möglich gemacht, sich frei, selbständig und unabhängig so lange zu bewegen, bis allgemeineres Anerkenntnis ihnen eine gesicherte Lebenslage verschaffte. Seine Auslagen kann der Buchhandel nicht wie in England und Frankreich durch den Absatz an einzelnen Orten oder in einzelnen Provinzen decken und ist daher durch die Noth dahin geführt, in den Gegenden, für die er überhaupt thätig sein kann, keinen Ort und keinen Stand unbeachtet zu lassen, sondern seine Wirksamkeit bis in die verstecktesten Winkel auszudehnen. Hierdurch ist es möglich geworden, daß wir Deutsche auch in der kleinsten Stadt mit der Literatur der ganzen gebildeten Welt im Zusammenhange stehen und aus hunderten von Orten die bedeutendsten literarischen Erscheinungen hervortreten, während in England und Frankreich Bücher, die nicht in London oder Paris gedruckt wurden, nur schwer zu erlangen sind und außerhalb dieser beiden Hauptstädte kein großer Schriftsteller gedeiht. Der Engländer und Franzose hat nur eine Londoner und Pariser Literatur, wir aber haben eine deutsche Literatur und würden sie nicht haben können ohne die großen gemeinsamen Anstalten, welche der Buchhandel für Deutschland ins Leben geführt hat. In Leipzig ist ein großer Stapelort entstanden, wo alljährlich alle Buchhändler Deutschlands zusammenkommen; halbjährlich erscheint ein allgemeines Verzeichnis aller in Deutschland neu herausgekommenen Schriften; allgemein deutsche gute und richtige Bücherkataloge machen es

nebst anderen literarischen Hilfsmitteln und den allgemeinen, die ganze deutsche Literatur umfassenden kritischen Anstalten möglich, daß die Literatur der verschiedenen deutschen Länder als ein einziges Ganze erscheinen kann. — Diese in ihrer Art einzigen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten des deutschen Buchhandels sind nicht durch Gesetze, nicht von Staatswegen durch die Regierungen gegründet, sondern von selbst wie durch einen nationalen Natursinn entstanden, und auch gegenwärtig bedarf der Buchhandel wie jeder andere Handel nur Freiheit und keine besondere Begünstigung, aber fordern kann derselbe, daß er wie ein Nationalgut und Nationalinstitut geachtet werde und im ganzen Bereiche des deutschen Bundes gleichen Schutz und gleiche gesetzliche Ordnung für seine Verhältnisse finde. Das nächste und dringendste Bedürfnis ist gesetzliche Hilfe gegen den Nachdruck. In Oestreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt und den Ländern am Rhein wird derselbe als öffentliches, gesetzlich anerkanntes Gewerbe und in vielen andern Ländern unter der Hand und gelegentlich getrieben. Privilegien gegen denselben können zwar für schweres Geld erkauft werden, aber es ist dem Buchhändler geradezu unmöglich, sich für jedes einzelne Werk achtunddreißig Privilegien von den achtunddreißig Bundesstaaten zu verschaffen. Hier muß von Bundeswegen geholfen werden durch ein Gesetz über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller und Verleger mit fester Bestimmung des Umfanges und der Dauer desselben und durch die Einsetzung einer Behörde, vor welcher das gewährte Recht geltend gemacht werden kann.

Nach dieser Auseinandersetzung suchte Perthes die mit dem Verfalle der Reichsverfassung zunehmende Verbreitung des Nachdruckes in wenigen Worten darzulegen und die oft geltend gemachte Behauptung zurückzuweisen, nach welcher Oestreich durch das Verbot des Nachdrucks einen bedeutenden Geldnachtheil deshalb erleiden werde, weil es für die aus dem übrigen Deutschland gekauften Bücher keine Gegengabe zu bieten, der Büchereinfuhr keine Bücherausfuhr entgegenzusetzen habe. Schließlich bekämpfte er die Ansicht, welche in dem Nachdruck das unentbehrliche Mittel finden wollte, die Schriftsteller und Verleger von einem unbilligen und übermäßigen Gewinn zum Nachtheil der Leser abzuhalten, setzte die aus der Fortdauer des Nachdrucks für die deutsche

Literatur hervorgehenden Nachtheile auseinander und suchte dieselben in einem benannten Lusterempel, wie er sich ausdrückte, anschaulich zu machen.

Perthes theilte die niedergeschriebenen Bemerkungen zunächst handschriftlich Friedrich Schlegel mit, welcher sich als östreichischer Legationsrath bereits in Frankfurt aufhielt, um sicher zu sein, daß dieselben in Oestreich, welches zu gewinnen die Aufgabe war, keinen Anstoß erregten. Sie werden, mein verehrter Freund, schrieb er, vielleicht über das Vorhaben lächeln, dem Bundestage, der noch nicht eröffnet ist, den allerletzten Artikel der Bundesacte zur schleunigsten Erledigung an das Herz zu legen; indessen es werden ja bei Ihrem Bundestage so wenig wie bei andern Versammlungen dieser Art Pausen in den eigentlich politischen Verhandlungen fehlen, die entstanden sind, weil Irrungen und Spannungen hervortraten, und nun ihre Zeit bedürfen, um wieder zu verschwinden. In solchen Pausen wird man vielleicht gerne nach einem allgemeinen und doch die Leidenschaften nicht herausfordernden Gegenstand suchen, um die Zeit hinzubringen, und für diesen Fall müssen unsere Materialien bereit sein. — Als Schlegel auf das dringendste die sofortige Bekanntmachung der kleinen Schrift angerathen und sich zu deren möglichster Verbreitung unter den Staatsmännern erboten hatte, ließ Perthes dieselbe drucken und vertheilen.

Perthes hatte indessen nie verkannt, daß durch gesetzliche Bestimmungen über den Nachdruck zwar manches aber nicht alles gewonnen sei. Sollte der deutsche Buchhandel wirklich ein geeignetes Werkzeug sein, um die Einheit der deutschen Literatur zu vermitteln, so mußte die persönliche Verbindung derer, die ihn betrieben, näher und lebendiger sich gestalten als bisher, und alles mußte versucht werden, um die vielen Hindernisse zu beseitigen, welche nicht nur in Oestreich, sondern auch in den meisten andern deutschen Staaten durch politische Einrichtungen und polizeiliche Aengstlichkeit den literarischen Verkehr und den lebendigen Zusammenhang desselben fast unmöglich machten. Um die literarischen Bedürfnisse, die vorhandenen Uebelstände und die Mittel und Wege zu deren Beseitigung beurtheilen zu können, ward eine genaue Kenntnis der einflußreichen Staatsmänner, so wie der Lebenszustände, Richtungen und Ziele in den verschiedenen deutschen Staaten

vorausgesetzt, und ohne eigene und persönliche Anschauung an Ort und Stelle ließ sich dieselbe schwerlich gewinnen. Perthes durfte sich bei seiner sehr ausgebreiteten Bekanntschaft und bei dem Vertrauen, welches er nicht nur unter Berufsgenossen und Schriftstellern, sondern auch unter politischen Personen der verschiedenen deutschen Staaten genoß, für besonders geeignet halten, zu erfahren und zu betreiben, was erfahren und betrieben werden mußte. Seit dem Frühjahr 1816 beschäftigte ihn bereits der Gedanke, eine längere Reise durch Süddeutschland zu unternehmen, um mit eigenen Augen nach den Mitteln zu forschen, welche die Einheit des geistigen Lebens in dem politisch vielfach zertheilten Deutschland erhalten und fördern könnten. Er glaubte die für seine damaligen Verhältnisse nicht geringen Kosten einer solchen Reise wohl aufwenden zu dürfen, weil er für seine eigene Handlung bedeutende Geschäftsverbindungen von dem Unternehmen erwarten konnte und überdies durch eine neue wohlfeile Ausgabe von Stolberg's Religionsgeschichte, welche er in und für Oestreich zu veranstalten gedachte, einen unmittelbaren kaufmännischen Gewinn sich versprach. Von vielen Seiten ward er dringend aufgefordert, sein Vorhaben auszuführen, und in manchen Briefen bedeutender und einflußreicher Männer sprach sich mit einer nur damals möglichen Unbefangenheit die Hoffnung aus, daß seine Reise einen segensreichen Einfluß üben werde auf die herzliche und menschliche Verknüpfung der vielfach getrennten südlichen und nördlichen Enden Deutschlands. Im August hatte Perthes seine Vorbereitungen beendet und schickte sich zur Abreise an.

Perthes' Reise nach Frankfurt am Main
19. Juli bis 4. August 1816.

Am Freitag den 19. Juli verließ Perthes in Begleitung seines sechzehnjährigen Sohnes Matthias, welcher die Reise mit ihm machen sollte, Hamburg und gedachte über Köln, Frankfurt und München nach Wien zu gehen. Glücklich sind wir heute Morgen hier angekommen, heißt es in seinen ersten Zeilen aus Bremen. Die Nacht war hell und warm, der Weg

fahrbar, die Postillons gut. Mein Wagen ist bequem und grade geräumig genug, um mich und den Jungen zu fassen. Ich habe diese Nacht den schlafenden Knaben nicht ohne Aengstlichkeit angesehen, wie ein mir von Dir anvertrautes Gut, welches ich auf der weiten Reise treu für Dich zu bewahren habe. Ich selbst fühle mich in Gebein und Geist müde; die Arbeiten und Anstrengungen der beiden Jahre, welche auf die Schreckenszeit gefolgt sind, haben mich wirklich mürbe gemacht. Dir, meine geliebte Caroline, weiß ich bei unserer Trennung nichts zu sagen, als daß ich auf Gottes Wege gehe. Du bist unter seinem Schutze und unsere Kinder mit Dir. — Ohne Aufenthalt fuhr Perthes bis Münster, wo er sich einige Tage aufhalten wollte. Verdrießlich ist es, zu sehen, heißt es in seinen Briefen, daß die von den Franzosen mit deutschem Gelde und deutschem Schweiße erbaute Chaussee jetzt von der hannöverischen Regierung gänzlich vernachlässigt ist; keine Hand wird angelegt, um die umherliegenden Steine zusammenzubringen; an mehreren Stellen, z. B. zwischen Bremen und Brinkum, kann man Nachts nicht fahren, aber Wegegelder werden aller Orten eingefordert. Bis nahe vor Osnabrück ist die Gegend öde und landweilig; gegen Bohmte hin wird es angenehmer. Hier ließen wir uns zu der tausendjährigen Eiche führen, die an der Wurzel einen Umfang von zwanzig meiner Schritte hat. Himmelhoch steht dieser Riese da, aber ohne Rinde, ohne Aeste und Zweige, nur an einer Seite läuft eine noch saftvolle Ader den Baum hinauf, an deren ganzen Länge hin jugendliche Sprößlinge im zartesten Grün spielen, ein rührender Anblick an diesem entästeten und entblätterten Greise, der wie ein alter Wartthurm aussieht, an welchem eine Epheuranke sich hinaufzieht. Gar artig ist hier die Sitte, allen Pferden Eigennamen zu geben. Pferde sind edel und verständig und verdienen diese Auszeichnung so gut wie die Hunde; hat solch ein Thier seinen Namen, so steht es der Persönlichkeit näher. — Hier sind wir, heißt es in einem anderen Briefe; ich habe mein altes Münster wieder gefunden, andächtig und lebenslustig. Gestern Mittag (22. Juli) kamen wir an. Im Aussteigen sah ich Graf Joseph Westphalen über den Platz reiten; leider war er eben im Begriffe abzureisen; eine Viertelstunde herzlicher Mittheilung wurde uns aber doch. Dann suchte ich unsere alten Freunde auf und machte mehrere Besuche. Der

Bischof Droste ist verreist, wird aber morgen zurückerwartet. An dem Dechanten ... fand ich den guten, herzlichen Mann wieder, aber sein Aeußeres schon ließ in schwammiger Aufgedunsenheit übeles vermuthen. Er gab mir gestern ein Abendessen bei einem Traiteur und hatte mehrere geistliche Herren dazu eingeladen. Es wurde, ich kann es nicht anders nennen, gesoffen bis Morgens zwei Uhr. Merkwürdig war mir in der Gesellschaft ein ehemaliger Benedictiner, den ich vor siebenzehn Jahren in seiner Zelle kennen gelernt hatte. Damals war er fast noch Jüngling, sinnig, zart und inbrünstig fromm; jetzt fein geschnittener Weltmann, bekannt mit allem, was die deutsche schöne Literatur enthält. Anfänglich gab er sich nur mit Feinheit und Gewandtheit, aber so wie die Flaschen leerer wurden, kam die Unsauberkeit heraus, die bis zur Gemeinheit stieg. Dieses nächtliche Bacchanal hat mich freilich sehr interessiert, aber auch sehr betrübt. In welchen Schlamm können gutmüthige Menschen versinken, wenn sie sich gehen lassen, und hier saßen Männer vor mir, welche Funken des Göttlichen in sich aufgenommen hatten und Geistliche sind! Mit ihnen allen haben die Droste jeden Umgang abgebrochen. Unseren Matthias hatte ich, um ihn nicht allein zu lassen, zu dem Gelage mitnehmen müssen; ich konnte nicht wissen, daß es so arg hergehen würde. Zu meinem Troste schlief er ein, als es am tollsten wurde. Heute Mittag war ich zu dem Oberpräsidenten von Vinke eingeladen und fand eine große Zahl Regierungsräthe aus Münster und auch mehrere aus Minden vor. Die Unterhaltung war lebhaft und freimüthig und die Männer schienen mir guter deutscher Art, einfach, verständig und wohlgesinnt; aber nur Vincke trägt das Gepräge eines genialen Mannes, der durch kraftvolle, rasche Thätigkeit großer Geschäfte mächtig ist. In seinen Bewegungen und in der Art sich zu halten erinnerte er oft an Niebuhr und an Scharfblick, Gründlichkeit und echt deutscher Natur ist er wohl Möser zu vergleichen. Obschon man über seine durchgreifende Heftigkeit klagt, wird er dennoch in Münster geehrt; überhaupt scheint es, wie wenn man sich hier recht gut mit den Preußen zu verständigen und einzuleben wisse. — Heute früh, heißt es in einem Briefe vom 24. Juli an Caroline, holte mich der liebe Bischof nach seiner Wohnung ab, die zwar standesgemäß, aber in allem höchst einfach eingerichtet ist; wir waren zwei Stunden

allein und sprachen uns gegeneinander mit voller Freimüthigkeit aus. Wir verstehen uns, können uns auch verständigen, aber dennoch in sehr wichtigen Punkten nicht auf eine Linie kommen. Er ist überall ruhig, fest, bestimmt und liberal im besten Sinne; denn der Grund bei ihm ist Liebe. Mit ihm ging ich zu seinem Bruder Clemens, wohin auch der dritte Bruder, Domherr Franz, so wie Katerkamp und der alte wackere Vicar Conrad, der jetzt Geistlicher auf dem Lande ist, gekommen waren. Den ehrwürdigen Overberg sah ich leider nicht, er war verreist. Die mit diesen Männern verlebten Stunden werden mir immer im Gedächtnis bleiben; es war wahrhaft stärkend und wohlthuend, die drei Brüder zu betrachten. Clemens ist zur inneren Würde herangereift, ist voll Kraft und Feuer, einfach und sicher; Franz ist geistreich, scharf und voll Leben. Bei allen dreien tritt redliche Gesinnung und Reinheit des Herzens hervor und das Innere prägt sich in den männlichen Gestalten aus. Es bleibt doch ein Vorzug der katholischen Kirche, daß sie auch Vornehme als Geistliche hat, aber freilich echt vornehm müssen sie sein. Clemens ist kürzlich aus Rom zurückgekehrt und arbeitet mit Eifer für die Freiheit der Kirche, damit, wie er sagt, das Streben nach oben, das höhere geistige Leben und dessen freie Bewegung im Menschen nicht auch unter Aufsicht des Staates und unter Controle der Polizei komme. Auf hohe kirchliche Stelle gebracht, möchte er zu abhängig von Rom sein, um frei wirken zu können.

Am 24. Juli Mittag fuhren wir aus Münster fort, erzählen Perthes' Briefe weiter. Von Hagen aus, wo wir am folgenden Morgen anlangten, beginnt eine in Deutschland gewiß einzige Gegend. In dem eine halbe Stunde breiten Thale, in welches unzählige enge Nebenthäler münden, liegen gedrängt aneinander Fabrikgebäude, Mühlen, Schmieden, von zierlichen Gärten umgeben. Die nicht hohen Berge sind mit Getreidefeldern und auf der Höhe mit Laubholz bedeckt. Vier Stunden fuhren wir in solchem Reichthum bis Schwelm und blickten dann bald von der Höhe hinab in das Wupperthal und auf eine zusammenhängende schmale Stadt: eigentlich sind es zehn verschiedene Orte, welche in Summa Barmen heißen. Barmen existiert so wenig wie das Hamburger Bankgeld, hat aber dennoch wie dieses eine große Wirklichkeit. An den letzten dieser Collectivorte schließt sich Elberfeld selbst an. Von der

Höhe herab, das Thal entlang ist der Anblick staunenerregend, die Gipfel der Berge waldig, ihr Abhang oben mit Getreidefeldern, dann mit grünen Wiesen bedeckt, bald weiß wie Schnee, bald in Purpur glänzend, bald in bunten Farben schillernd, je nachdem die auf ihnen ausgebreiteten Zeuge und Garne wechseln; tief unten an der Wupper stehen die palastähnlichen Gebäude mit ihren prächtigen Blumengärten, alles in übermüthiger Ueppigkeit ausgeziert und alles aus der unglaublichen Fabrikthätigkeit hervorgegangen, die ein Grab unseres Charakters, unserer Sitten und unserer Kraft werden wird. Vom achten, ja vom sechsten Jahre an arbeiten schon die Kinder, werden Krüppel und zeugen Krüppel, und die sogenannten Frommen können das so wenig ändern, wie die Bemühungen der Regierung. Nur im Durchfahren konnten wir leider das wunderbare Thal sehen; doch haben wir zu unserer Freude J. Keetmann aufgesucht und gefunden; auch die Männer, die ich mir für die verschiedenen Orte aufgezeichnet hatte, habe ich gesprochen. Mir scheint, als ob sich im Bergischen weit mehr Unzufriedenheit mit Preußen äußere als im Münsterlande. Reibungen zwischen den Katholiken und Protestanten sind in der gemischten Bevölkerung entstanden und haben der Regierung Vorwürfe von beiden Seiten zugezogen; manche Gewerbszweige leiden durch die Abtrennung von Frankreich und niemand will auf bessere Zeiten warten; der preußische Geschäftsgang wird langsam und altväterisch gefunden und das Recht auf Herstellung der Stände wird ungestüm geltend gemacht. Doch habe ich freilich ein eigentliches Urtheil nicht, weil wir uns, um bald nach Düsseldorf zu kommen, nirgends aufhielten.

In Düsseldorf sah Perthes bei einem schönen Sonnenuntergang zuerst den Rhein. Der Eindruck des herrlichen Stromes ist groß, schrieb er. Zwar geht er hier wie die Elbe bei Hamburg in der Ebene, aber er fließt nicht, sondern strömt, ist mächtig und drängend, und der Unterschied zwischen Fluß und Strom ist groß; doch wird der Rhein nie einen so wunderbar schönen Spiegel, wie ihn die Elbe zu Zeiten bildet, gewähren können. Uns trennt nun, meine geliebte Caroline, die Elbe, die Weser, die Ems, die Ruhr; bald wird auch der Rhein zwischen uns fließen: aber für die Liebe und für die Treue gibt es kein Diesseits und Jenseits. Habe getrosten Muth! Dein Rückwärtsschauen und Vor-

wärtsahnen und Hoffen ist Gewährleistung für das Jenseits; aber das lebendige Festhalten der Gegenwart ist unsere Pflicht, so lange wir auf dieser Erde sind. Der daseiende Augenblick ist es, der den Muth und den Entschluß für das Leben gibt. Rückblicke erregen Wehmuth, die dunkle Zukunft erregt Grauen, und gelähmt werden wir gar leicht ohne den greifbaren Punkt der Gegenwart. — In Düsseldorf brachte Perthes einige Tage in der Familie seines Schwagers Max Jacobi zu, welcher nicht lange zuvor die Stelle des Directors an dem großen Krankenhause in Salzburg mit der eines Regierungsrathes in Düsseldorf vertauscht hatte. Seit 1808 hatten sich beide nahe verbundene Männer nicht gesehen und in der Erinnerung an manchen bedeutenden Augenblick, den beide seitdem verlebt hatten, gingen rasch die Stunden vorüber. Tief gerührt blickte Perthes in Pempelfort auf die äußeren Umgebungen hin, in denen Friedrich Heinrich Jacobi vor den Stürmen des ersten Revolutionskrieges in einer nun lange, lange vergangenen Zeit den Mittelpunkt einer geistvollen Geselligkeit gebildet und in mancher heiteren und ernsten Stunde Goethe, Herder, Lavater, Hamann, Schlosser, Heinze, die Fürstin Gallitzin und so viele andere gastlich aufgenommen hatte. Das Andenken an die vergangenen Zeiten ließ für Perthes wenig Raum, sich mit der Gegenwart Düsseldorfs bekannt zu machen. Der allgemeine Eindruck, den die Bevölkerung einer Stadt dem Reisenden auch bei kurzem Aufenthalte fast unwiderstehlich aufdrängt, war hier wenig günstig. Gestalt, Gesicht und Haltung der Leute hat etwas Unruhiges und Unstetes, schrieb er; ihren Zügen fehlt die feste Form. In Zeiten der Gefahr würde man sich diese Menschen nicht zu Gefährten aussuchen. — Flüchtig nur begrüßte Perthes die damals noch in Düsseldorf wohnenden Gelehrten: Kohlrausch, Kortüm und Delbrück, und traf einigemale länger mit dem Kaufmann Friedrich Hoffmann zusammen, welcher auf seinen früheren Handelsreisen aller Orten den Männern von lebhaftem religiösen Interesse nachgespürt und dadurch einen weit und breit zerstreuten Kreis höchst verschiedenartiger Bekannten gewonnen hatte. Unseren alten Freund Hoffmann habe ich aufgesucht, heißt es in einem Briefe an Caroline. Das Besondere und Eigenthümliche des alten frommen und sehr klugen Mannes liegt wohl in seiner Feindschaft gegen jede Kirche und kirchliche Gestaltung. Er

behauptet, daß die Ausgießung des heiligen Geistes, durch welche allein das Bestehen einer Kirche möglich werde, nicht über das dritte Jahrhundert hinaus fortgewirkt habe. Alle menschlichen Anstrengungen zur Wiederherstellung der untergegangenen sichtbaren Kirche wären vergebens; aber den Verheißungen der heiligen Schrift gemäß stehe in näherer oder fernerer Zukunft eine neue gewaltigere Ausgießung des heiligen Geistes zu erwarten, und sobald diese eingetreten sei, werde die Kirche neu erstehen und das bisherige Leben in Staaten seine Ende erreichen. Ich konnte nicht umhin, ihm darauf zu erwidern: Die Juden hätten den Erlöser, als er gekommen sei, verkannt, weil sie einen weltlichen Herrscher und einen glänzenden König erwartet hätten; auch wir würden uns zu hüten haben, das auf innere Erneuerung schon jetzt hinarbeitende Walten Gottes nicht deshalb zu übersehen und gering zu achten, weil wir eine herrliche, glanzvolle, alles besiegende Erscheinung der Kirche als nothwendige Forderung zu stellen uns berechtigt glaubten. Hoffmann und Keetmann begleiteten uns nach Benrath, einem Lustschloß mit weiter prachtvoller Aussicht, auf welchem Murat als Großherzog von Berg sich oftmals aufgehalten hat; dann fuhren wir allein durch ein Uebermaß von Fruchtbarkeit über Mülheim und Deutz nach Köln.

Von hier, liebe Caroline, Dir zu berichten, wird schwer sein, heißt es in Perthes' Briefen aus Köln; denn alles ist uns neu, Menschen, Sitten und Gewohnheiten, Stadt, Häuser und Einrichtungen. Wir haben des Großen und Schönen und auch des Komischen gar viel schon gesehen. Erschrick auch nicht, wenn wir etwas katholisch geworden sind: Im Dom ward Gottesdienst gehalten gegen den Regen, in der Nacht gingen Processionen mit Laternen und lauten Gebeten: sollten wir Reisende uns da nicht anschließen? Gleich nach unserer Ankunft durchgingen wir die Stadt, deren Gassen und Gäßchen, sehr bezeichnend Spar-Gassen genannt, wunderlich durcheinander gewunden sind. Häuser aus den verschiedensten Jahrhunderten, Alterthümer aus allen Zeiträumen stehen dicht nebeneinander; man durchwandelt mit einigen Schritten die alte Geschichte von der Römer Zeiten an; auf Trümmern und Steinen von anderthalb Jahrtausend wohnt der Kölner, der an Mundart, Haltung, Sitte sich sogleich als ein Eigenthümliches darstellt. Nach der

Gasse zu haben die meisten Häuser unten ein Geschäftslocal und nur ein dunkles Stübchen; oben sind Waarenspeicher und große Räume ohne Fenster, jetzt oft Wirthschaft für Fledermäuse und Eulen. Geht man aber über die Hausflur nach hinten zu, so findet man hübsch ausgebaute geräumige Zimmer, in welchen die Familie still ländlich wohnt und aus denen sie gewöhnlich in große Gärten treten kann, die oft zwischen altem mit Epheu und anderen Rankengewächsen überzogenen Gemäuer angelegt sind. Eine Menge Häuslein sahen wir gleich den Nestern der Mauerschwalbe mitten hinein in die alte, angeblich aus Römerzeit herstammende Stadtmauer gebaut. Wie manches Geschlecht mag in ihnen schon dahin gegangen sein, nachdem es Freud und Leid getragen hatte! Gar artig aber wurden wir unter den Trümmern vergangener Zeit an die Gegenwart erinnert, als uns im Vorbeigehen aus einem Fenster ein Glaskasten entgegengeschoben ward, mit Draht wie ein Papageienkäfig umflochten; darinnen saßen drei lustige Kinder. Diese schwebenden Kinderstübchen lockt Sonnenschein heraus, oder wenns was zu schauen gibt. Am ersten Tage noch gingen wir halb im Dunkeln in den Dom, unser Lohnbediente klopfte unverschämt einem sehr alten Priester, der kniend eifrig betete, auf die Schulter, der Alte stand auf, um uns zu führen, der Bediente kniete auf derselben Stelle und betete weiter. Heute waren wir zum drittenmale im Dom. Wer in das Chor eintritt, der wird die Arme sinken lassen; einer wunderbaren Größe ist der Mensch gewürdigt, daß er das Werkzeug sein darf, durch welches der Geist Gottes solche Werke schafft. Schreiben läßt sich darüber nichts; wenn einst Boisserée's Werk vor uns liegt, so will ich erzählen. Die Peterskirche hat die von den Franzosen geraubte und nach Paris geschleppte Kreuzigung Petri, welche Rubens selbst der Kirche, in der er getauft ward, schenkte, jetzt zurückerhalten und bereits wieder aufgestellt; die französische Roheit aber, welche sich nicht scheute, am Altar der Kirche Hand an dieses Vermächtnis zu legen, wird, fürchte ich, bald vergessen sein. Nachdem wir heute die Wallraf'sche Sammlung Kölnischer Alterthümer, aus welcher ich sehr vieles gelernt haben würde, wenn ich mehr gewußt hätte, besichtigt hatten, waren wir zu Mittag mit Professor Wallraf, Regierungsrath von Haxthausen, Rittmeister Bärsch und einem Herrn de Groot bei dem Buchhändler Du

Mont Schauberg, einem sehr unterrichteten und vielfach gebildeten Mann. Schnell gingen einige Stunden in lebhafter Unterhaltung hin; auch Katholicismus und Protestantismus kamen zur Sprache. Als ich das Unschonende des Lohnbedienten gegen den betenden Priester im Dome und ähnliches Ungeziemende, was sich täglich in katholischen Kirchen bemerken läßt, erwähnte, wurde mir die Antwort: Dieses Priesters Amt sei, die Reliquien zu zeigen; bete er, so müsse er sich der Natur der Sache nach jederzeit gefallen lassen, aus dem Gebete ins Amt zu treten; der Katholiken Gewohnheit sei es überhaupt, mit Gott häuslich umzugehen, sie könnten ihn daher erforderlichen Falles mit Familienvertraulichkeit bei Seite setzen; die Protestanten dagegen nähmen jedesmal einen Anlauf, wenn sie Gott eine Visite machen wollten, müßten also mit ihm auch wie mit einem vornehmen Fremden Umstände machen. Mir fielen hierbei die betrunkenen katholischen Bauern ein, die, ehe sie anfangen sich zu prügeln, das Herr-Gotts-Bild vertraulich unter den Tisch stecken, um daß er den Scandal nicht sehe.

Am 31. Juli fuhr Perthes Mittags aus Köln, um in Godesberg zu übernachten. Während des Pferdewechsels in Bonn, schrieb er, besuchte ich den alten Stegmann, der sogleich bei meinem Eintritte des Todes seiner Tochter, unserer lieben Herzfeld, gedachte, bitterlich weinte, ihr Andenken mit einem Glase alten Rheinwein feierte und so sich wieder zu freudigem Muthe stärkte. O Menschennatur! Von Bonn aus empfing uns der Weinbau: das helle Grün des Weinlaubes verbreitet über die Gegend eine Färbung, die wir im Norden nicht kennen; die ganze Pflanzenwelt trägt einen üppigeren Charakter als bei uns; durch die Getreidefelder hin stehen reihenweise Obstbäume, der Kirschbaum steigt im Stamme tannenartig in die Höhe, der Birnbaum und der Apfelbaum breitet sich aus wie die Linde. Hier in Godesberg ist ein kleines Stahlbad. Alles ist verdrießlich über den unaufhörlichen Regen; ich will heiter bleiben, ist doch meine Reise nicht auf Naturgenuß berechnet. Aber der Bauer hat nur zu große Ursache, traurig zu sein: alles misräth, Getreide, Wein, Obst; düster sieht er der Zukunft entgegen. Glauben Sie mir, sagte ein verständiger Mann, der Winter von 1816 auf 1817 gibt Hungersnoth.

Am 1. August spät Abends langte Perthes in Koblenz an und am

folgenden Morgen, seinem Hochzeitstage, schrieb er in aller Frühe an Caroline: Gewiß schon bist du wach und siehst nach mir aus wie ich nach Dir. Wir haben der Freuden in Fülle gehabt in unserer neunzehnjährigen Ehe, aber auch der Leiden, der Schmerzen viele. Dank an Gott für die Freuden und auch für die Leiden! Die Hand reiche ich Dir, geliebte Caroline, hinüber in die Jahre, die uns noch zugemessen sind; gehe ihnen mit Muth entgegen! Matthias erwacht, auch er reicht der Mutter die Hand. Es will nicht Tag werden; der schwarze majestätische Fels des Ehrenbreitenstein liegt vor mir im Osten und die Sonne noch hinter ihm, doch wirft sie freundliche Strahlen in das Thal, das zwischen den Höhen sich hinwindet, und auf dem brausenden Rhein dicht unter mir liegt ein grauer Nebel. — Heute Morgen ging ich, heißt es in einem Briefe vom Abende desselben Tages, zu Görres. Er ist ein langer, wohlgebildeter Mann, kräftig und derb, letzteres aber etwas manieriert. Das Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie tritt alsbald hervor. In der Gestalt hat er etwas von Benzenberg, doch kräftiger; im Gespräch, im Vortrage ähnelt er Steffens. Ich traf ihn allein; seine Frau war auf der Bleiche mit großer Wäsche. Sie kam später, eine herzliche, einfache, gar liebe Frau von klarem Verstande; mit ihr kamen die Kinder: ein aufblühendes fünfzehnjähriges Mädchen, sehr hübsch, ein flinker, zutraulicher Knabe von zwölf Jahren, den ich gerne gleich mitgenommen hätte, und noch ein kleines wildes Mädchen; die ganze Familie gar liebenswürdig, das Hauswesen recht bürgerlich ordentlich, einfach und überall reinlich. Das alles spricht für den moralischen Sinn von Görres; nicht bei allen geistreichen Menschen ists so. Mittags waren wir mit Görres, dem Präsidenten Meusebach und einem früheren Lützower bei dem Generalprocurator Eichhorn. Görres und der Präsident von Meusebach geleiteten uns dann auf den Ehrenbreitenstein und ließen als kundige Führer uns zwischen den Trümmern der zersprengten Festung unaussprechlich schöne Blicke hinab in das Thal thun. Meusebach hatte seine große Freude an Matthias und jagte ihn von einem Felsen zum andern; das sei nichts weiter, meinte Görres, als eine literarische Liebhaberei an dem Enkel von Claudius, welchen Meusebach übrigens nicht recht zu würdigen wissen würde, bis ihm dessen Werke statt in Octavbänden in einem mächtigen Folioband oder

gar auf Pergament geschrieben vorgelegt würden; das Alterthümliche des Formats, des Druckes und Einbandes entscheide bekanntlich bei den Herren Antiquaren über den Werth eines Buches. Den Abend brachten wir in belebter Gesellschaft bei Görres zu.

An politischen Gesprächen konnte es in Görres' Nähe und in der damaligen Zeit am Rhein nicht fehlen. Kaum fünf Vierteljahre waren seit der Besitzergreifung des Landes und jenem Aufrufe des Königs an dessen Bewohner verflossen; alles war noch im ersten Werden und Einrichten, und schon trat unverkennbar ein tiefer Riß zwischen der Bevölkerung und der Regierung hervor. Die Regierung wollte das Land nicht als ein erobertes, sondern als ein befreites behandeln, wollte die Deutschland lange entfremdeten Gemüther schonen, ziehen und gewinnen, aber im Großen zaghaft, war sie im Kleinen oftmals kleinlich durchgreifend und verletzend. Die Bevölkerung dagegen zeigte sich nicht abgeneigt, es Preußen als eine ihm von der neuen Provinz erwiesene Gunst anzurechnen, daß sich dieselbe die Verschmelzung mit dem großen und ruhmvollen Staat gefallen lasse, und betrachtete es wie eine Art Undankbarkeit, wenn die Regierung ihre Stellung zur Rheinprovinz nicht wie eine von den Bewohnern empfangene Gabe, sondern wie ihr gutes, durch eigene Kraft erworbenes Recht behandelte. Schon in Köln war Perthes sehr aufmerksam auf die hervortretenden Gegensätze gewesen und theilte seine Bemerkungen dem Präsidenten, Grafen zu Solms-Laubach, mit. Ich fand in ihm, schrieb er, einen einfachen, biederen, offenen Mann, welcher mancher Klage über Hemmungen des Guten Luft machte. Doch böten sich in Köln, sagte er mir, der Regierung viele Mittel dar, um Liebe zu gewinnen; Anstalten für Wissenschaft und Kunst würden hier gedeihen; die Kölner hätten Sinn für die große Geschichte ihrer Stadt und deren Denkmäler und erkennten es mit Dank, wenn die Regierung auf dieselben aufmerksam würde. Noch sei großer innerer Reichthum in der Stadt und viel Gewerbthätigkeit. — In Koblenz aber blickte Perthes tiefer in das schon leidenschaftliche Getriebe. Görres, dessen rheinischer Mercur bereits im Anfange des Jahres unterdrückt worden war, sprach von der Denkschrift, die er einige Wochen zuvor dem Könige und dem Fürsten Hardenberg eingereicht hatte. Die Regierung habe die Ver-

heißungen gebrochen, sagte er, welche sie bei der Besitzergreifung gegeben. Von allen höheren Regierungsämtern würden die „Eingeborenen", namentlich die des linken Ufers ausgeschlossen; unter den neunzehn Mitgliedern und Beisitzern der Regierung in Koblenz befänden sich nur zwei Katholiken und Rheinländer. In Köln und Aachen sei das Verhältnis ähnlich. Die weitschweifigen, lähmenden, geisttödtenden Formen der Preußen würden dem frischen Volke des Rheins aufgezwängt; das Gericht durch Geschworene und die öffentliche Rechtsverhandlung wolle man beseitigen und Stände führe man nicht ein. Unter solchen Umständen sei es kein Wunder, wenn das Volk den gegenwärtigen Zustand mit dem unter französischer Herrschaft zu vergleichen beginne, und eine trübe, dumpfe Stimmung und allgemeine Unzufriedenheit die Gemüther ergriffen habe. — Der heutige Mittag war sehr lebhaft und interessant, heißt es in Perthes' folgendem Briefe aus Koblenz; Meusebach und ein eiserner Kreuzritter, welche die Preußenpartei gegen den Rhein-Görres bildeten, nannten alle aus der Revolution hervorgegangenen liberalen Ideen und Institute Napoleonismus, und der sei es eigentlich, den die Rheinländer liebten und den sie nicht fahren lassen wollten. — Lithauer seid Ihr, rief Ihnen dagegen Görres zu, Lithauer, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt. — Diese wechselseitige gute Meinung haben Rheinländer und Preußen nicht bloß dann, wie mir scheint, wenn sie miteinander zu Tische sitzen. Echte deutsche Kleinhändler sind doch diese Rheinländer, und zwar in demselben Sinne, in welchem man die Krähwinkler Kleinstädter nennt. An Sprache, Sitte und Art sind sie wunderbarer Weise ungeachtet der zwanzigjährigen französischen Herrschaft durchaus deutsch geblieben, aber Deutschland kennen sie über Frankfurt hinaus nicht; für wichtig halten sie nur ihre Verhältnisse, für schön nur ihr Land, für liberal nur ihre Ansichten; jenseits Frankfurt fängt ihnen die Barbarei an, von welcher sie nur gelegentlich einmal mit mitleidigem Herabsehen Kenntnis nehmen. Die Kölner sind mir am liebsten; in ihnen ist neben dem Kleinländischen etwas Großstädtisches geblieben aus der alten Zeit, in welcher auch Städte Fürsten waren; sie haben und sie allein haben eine Geschichte und deshalb Respect vor sich und können ihn haben. Koblenz und Düsseldorf sich durch Liebe anzueig-

nen wird den Preußen schwer werden; es liegt in dem Volke etwas so Zerstreutes, über alles leichthin Räsonnierendes, was auch in der Religion sich ausspricht. Nach Münster und Westfalen hin paßt der Katholicismus; dort ist er wie zu Hause, wie dort gewachsen; am Rhein ist er wie ein von außen zufällig Gebrachtes, wie ein Auf- oder Angesetztes und daher schnörkelhaft. Mitten in dieses Wesen hinein fangen nun unsere protestantischen Bibelgesellschaften an zu arbeiten, um den Katholiken Bibeln „beizubringen", und zwar oft durch Mittel, die wir, wenn Katholiken sie anwendeten, jesuitische Proselytenmacherei nennen würden. Unendlich viel wird für die Zukunft des ganzen Landes und für seine Stellung zu Preußen von der Persönlichkeit der Bischöfe abhängen, die nun eingesetzt werden sollen. Man spricht von Kaspar Droste und von Sailer. Wie vieles an Arbeit, Einfluß und Förderung werden sie dem Gouvernement abnehmen können, wenn sie wollen! Von Görres habe ich heute Abend Abschied genommen. Das Uebergewicht seines Geistes wird jeder, der ihn reden hört, bald gewahr werden, aber auch viel Unsicheres in seinen Ansichten. Nach seinen Schriften und Briefen hatte ich zwar Geistessprünge, gewagte Behauptungen, zuckende Blitze der Phantasie und des Witzes erwartet, aber nicht das sich selbst oft widersprechende, recht eigentlich revolutionäre Räsonnieren. Görres weiß gewiß nicht, was er will. In ihm ist etwas Positives, aber seine Zeit und sein Land und seine Stadt haben ihm eine leidenschaftliche, nicht würdige Opposition eingepflanzt. Von unserem Vaterlande kennt auch er über Frankfurt und Heidelberg hinaus nichts.

Um in Nassau den Freiherrn von Stein zu sprechen, wählte Perthes den Weg nach Frankfurt nicht über Bingen und Mainz, sondern über Ems und Wiesbaden. Von Ems aus kommend erblickt man, heißt es in Perthes' ferneren Briefen, auf einem vorspringenden Berge die Ruine des Stammschlosses der Nassauer, unter ihr, aber auch noch hoch auf einem Felsen die Trümmer der Burg Stein; unten im Thal windet sich die Lahn durch reizende Wiesengründe; eng im Grunde liegt das alte Städtchen Nassau und nahe daran Stein's jetziges Schloß. Ich ließ mich bei ihm melden und er empfing mich sehr freundlich, wie einen alten Bekannten von unserem Zusammentreffen

im December 1813 her, und commandierte zum Sitzen. Sie wollen nach Wien, was wollen Sie dort, was wollen Sie bei mir? Sicher kommt der, welcher nicht bestimmt weiß, was er bei Stein will, baldigst wieder zum Zimmer hinaus. Ich legte ihm in wenigen Worten meine Absichten dar; mit Geist und Herz ging er sogleich auf das ganze Verhältnis ein. Dann fragte er mich nach dem Zustande unserer Städte und ob in den Hamburger Senat frisches neues Blut gekommen sei; die Perücken, die er sonst von dort gesehen habe, hätten ihm kein Vergnügen gemacht. Meine Bemerkungen über die Rheinprovinzen billigte er, aber er hege die beste Hoffnung, daß sich dieselben dennoch mit der Zeit in den preußischen Staat verwachsen würden. Allerdings wären durch Unentschlossenheit und Veränderlichkeit große Misgriffe von den preußischen obersten Behörden gemacht, aber auf das Gute hinwirkend sei die Regierung, und die oberen Beamten in der Provinz wären ohne Ausnahme verständige, brave, deutsche Männer und der Mehrheit nach auch kraftvoll und thätig. So vieles sei noch nicht geordnet und so viele Stellen für eingeborene Rheinländer seien noch vorhanden, daß die Klagen über Zurücksetzung wenigstens sehr voreilig seien. In Koblenz würde am allermeisten geklagt und gelärmt, und doch sei die ganze Stadt nur Bagage, die ohne Beamte und Garnison verhungern müßte. Görres sei ein Genie, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, aber er habe sich nicht rathen lassen, und der Staatskanzler habe keine Möglichkeit gehabt, ihn zu halten. Uebrigens würden in und außer Preußen noch Dummheiten und Schlechtigkeiten genug begangen werden, aber es wäre in der Welt nie anders gewesen und werde auch nie anders sein. Doch auch in Frankfurt werden Sie sehen, fügte er hinzu, daß sich auch Gutes vorbereitet in Deutschland, und das ist ein Glück für Europa; denn die bisherigen Erhalter der Freiheit, die Engländer, werden es schwerlich lange noch sein. Stein bat mich zu Mittag zu bleiben und begleitete mich, als ich es ablehnen mußte, auf den Hof, um mir einen im Bau begriffenen steinernen Thurm zu zeigen. Als ich ihm sagte: Das wird wohl ein Zwing-Uri, aber nicht gegen das Volk, sondern für das Volk, lachte er herzlich, schüttelte mir die Hand und ich verließ freudig den Mann, der nach so großen Erfahrungen noch

so frisch für alle Eindrücke ist und hohen Muth für die Zukunft besitzt, obschon ihm so vieles, was er erstrebte, scheiterte und er so oft vor Fürstenwillen oder vor der Mehrheit im Rathe der Staatsmänner zurücktreten mußte mit dem Guten, was er durchsetzen wollte. Gestern fuhren wir noch bis Wiesbaden und sind heute Morgen, den 4. August, hier in Frankfurt angekommen.

Perthes' Aufenthalt in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart.
4. August bis 20. August 1816.

In Frankfurt fand Perthes Briefe vor, die ihm die Nachricht einer plötzlichen und heftigen Erkrankung Carolinens brachten. Schon war er zur schleunigen Rückreise entschlossen, als Caroline selbst ihm mittheilte, daß die Gefahr vorüber sei. Wie soll ich Dir danken, schrieb sie, für Deine Briefe und für den lebendigen Genuß, den ich durch sie habe? Wenn Du mich noch nicht ganz hättest, so wollte ich mich jetzt Dir ganz geben und schenken. Du glaubst nicht, wie erfüllt von Dank ich bin. Heute habe ich schon wieder Nachricht von Dir und bin noch so voll Lust und Freude über Deine Briefe aus Köln und Koblenz. Sie sind mir lebendige Bilder Deines inneren Lebens und Webens für den Augenblick und mir unaussprechlich lieb. Von manchen Sachen kann ich wirklich gar nicht glauben, daß Du sie nur erzählst und ich sie nicht selbst gesehen habe. Rubens' Bild des Petrus wankt und weicht Tag und Nacht nicht von mir, und doch ist es zu gräßlich schön, um es immer vor Augen haben zu können. Auch gegen Gott bin ich dankbar, daß er es Dir so wohl werden läßt, nachdem Du Jahre hindurch Dich müde gearbeitet hast.

Beruhigt und erfreut durch diese Briefe, konnte Perthes sich ungeirrt den mannigfachen Eindrücken Frankfurts hingeben. Bei meiner Ankunft fand ich, schrieb er, nicht Einen meiner persönlichen Bekannten und mußte mir selbst meine Wege bahnen. Zuerst suchte ich Friedrich Schlegel auf, den ich ungeachtet unseres langjährigen Briefwechsels nie gesehen hatte: ein fetter, runder Mann mit feurigen

Augen, die dennoch kalt aus ihm herausschauen; derb in der Manier, welches man für eine Art Gradheit halten kann, wenn man will. Er nahm mich sehr freundlich auf und dennoch fühlte ich mich nicht gedrungen, ihm das Herz zu erschließen. Mit Buchholz, Du erinnerst Dich dieses geistreichen, liebenswürdigen Sonderlings aus dem Jahre 1813, brachte ich den Abend bei Schlegel zu. Frau von Schlegel machte auf mich einen sehr guten Eindruck. Schwere Lehrjahre mag sie überstanden haben; jetzt aber hat sie, wie mir vorkommt, mit Geist und Kraft überwunden und erscheint als eine einfache und verständige Hausfrau. Canonicus Helfrich, der bekannte Orator des Pabstes auf dem Wiener Congreß, war in der Gesellschaft, ein lebhafter, geistreicher, offenherziger Mann, der mir Vertrauen abgewann. Bald wendete sich das Gespräch den gegenwärtig vorliegenden großen Fragen zu und ich lernte an diesem Abend schon die katholische Auffassung derselben kennen, die mir in den folgenden Tagen noch deutlicher wurde, als ich wiederholt mit diesen Männern und mit den beiden Brüdern Christian und Friedrich Schlosser, die mich mit alter Herzlichkeit aufnahmen, zusammen gewesen war. Schlegel, welcher wohl eine bedeutende persönliche Wirksamkeit in den Bundesverhältnissen zu erhalten denkt, äußerte, daß der erste Act am Bundestage ein Act der Gerechtigkeit für die katholische Geistlichkeit des linken Rheinufers sein müsse, welche unter der französischen Herrschaft in Armuth fast verschmachtet sei. Helfrich bemerkte hierzu, daß auch von Seiten Roms an Hilfe für die darbenden Geistlichen gedacht werde. In jeder Diöcese nemlich solle nach dem Willen des Pabstes eine Bibliothek namentlich kirchenhistorischer Werke und Predigten aller Confessionen angelegt werden, weil nach Zerstreuung der Klosterbibliotheken die armen Pfarrer ohne ein solches Hilfsmittel jede Möglichkeit kirchlich-wissenschaftlicher Ausbildung entbehren würden. Um so dringender sei jetzt, meinten die anderen, eine solche äußere und innere Kräftigung des Clerus nothwendig, als unter den katholischen Priestern selbst Neuerer verschiedener Art hervorgetreten wären. Einerseits wolle Sailer und seine Anhänger zugleich mit von Meyer, Schubert und anderen versuchen, für die Gemeinschaft der Heiligen aller Confessionen eine sichtbare Gestalt herzustellen; anderseits ar-

seite von Konstanz aus der Generalvicar Wessenberg eifrig an der Vereinigung aller deutschen Bischöfe unter einem deutschen Patriarchen. Würde in Deutschland dieses Patriarchat hergestellt, so könne eine Losreißung von Rom, also ein Ausscheiden Deutschlands aus dem festen Zusammenhange mit der katholischen Kirche und eine Herrschaft der Landesherren über die Bischöfe nicht ausbleiben. Um die Kirche frei von den Fürsten zu erhalten, müßten die Bisthümer Rom unmittelbar untergeordnet bleiben und ohne Rücksicht auf die Grenzen der Staaten angeordnet werden, so daß ein Territorium zu drei, vier verschiedenen Bisthümern gehören und ein Bisthum in drei, vier verschiedenen Territorien liegen könne. Nicht Landesbischöfe dürften die Bischöfe sein und nicht von einem Staatsgehalt, sondern von eigenem, wenn auch geringem, Vermögen leben. Arm soll die Kirche sein, äußerte Helfrich, die Kirche hat ein Recht auf Armuth, und dieses ihr gutes Recht ist auch von den deutschen Prälaten nicht geachtet, welche, reich geworden, die Freiheit der Kirche gebrochen haben. So weit ist es gekommen, daß die öffentlichen Stimmen der protestantischen Geistlichen sich jetzt richtiger und sicherer über die kirchlichen Verhältnisse aussprechen, als die katholischen; er habe, fügte Helfrich hinzu, die Acten gesammelt und nach Rom gesendet. Nun wohl bekomms! Auf meine Frage, wie einer solchen unabhängigen Einheit der katholischen Kirche gegenüber die Stellung der Protestanten in Deutschland zu denken sei, merkte ich wohl, daß die Herstellung eines corpus evangelicorum schon vielfach verhandelt ist. Die katholischen Politiker scheinen gegen ein solches politisches corpus an sich kein Bedenken zu haben; aber sie wollen, daß es wie zur Reichszeit unter Sachsens Vorsitz bestehe, und da sie wissen, daß das jetzt unmöglich ist und daß Preußen an die Spitze treten werde, so sind sie aus diesem Grunde gegen die Herstellung. Ueberhaupt scheinen sie das Recht der Protestanten ganz ähnlich wie das der Juden anzusehen; auch den letzteren will Schlegel alle Rechte im Staate mit Ausnahme der ständischen eingeräumt wissen. Ihr Protestanten steht außerhalb der Kirche wie die Juden, sagte er mir, und habt daher gar kein Recht, gegen sie zu reden. Wie verschieden ist doch trotz aller äußeren Einheit der Katholicismus, den ich in Münster, in Koblenz

und nun in Frankfurt gesehen habe! Hier in diesem geistreichen Kreise tritt die Furcht vor dem Einflusse des Protestantismus am meisten hervor.

Perthes war in großes Erstaunen über die Urtheile gesetzt, die er in diesen Kreisen über Sailer gehört hatte, und wendete sich, um nähere Auskunft zu erhalten, an den Grafen Friedrich Leopold Stolberg. Ich weiß wohl, antwortete dieser, daß und warum Sailer bei einigen strengen Katholiken im Verdacht steht. Zum Theil macht der Verdacht ihm Ehre, zum Theil hat er sich ihn selbst durch eine gewisse angenommene Manier zugezogen, diese aber legt er schon seit einigen Jahren mehr und mehr ab. Er hat sich um Erhaltung lebendiger Religiosität in Baiern wie früher in Schwaben in hohem Grade verdient gemacht; angefochten von Zeloten und verfolgt von Illuminaten, ist er, sichtbar von Gott gesegnet, den graden Weg fortgegangen.

Eben so sehr beinahe wie in den katholischen Kreisen Frankfurts sah sich Perthes unter den Männern, die als die eifrigsten Protestanten angesehen wurden, zum Widerspruche gereizt. Ich nenne vor allen, schrieb er, den Senator Johann Friedrich von Meyer, denselben, der unter dem Zeichen imo die Recensionen über Jacobi, Goethe und Claudius in den Heidelbergern Jahrbüchern geschrieben hat, an denen wir so große Freude hatten. Mit achtungsvoller Erwartung trat ich ihm entgegen, fühlte mich aber entschieden abgestoßen und war nach wenigen Minuten schon in heftigem Streite mit ihm. Er macht sogleich den Eindruck eines bedeutenden, geistvollen Mannes, aber eben so bald reizt er im Gespräche durch die Anwendung kleinlicher Fechtkünste, zu deren Unterstützung er stets eine Menge Bibelstellen bei der Hand hat. Er ist gewiß ein wirklich frommer Mensch und voll wahrer Demuth gegen Gott, aber was er spricht, spricht er im Namen Gottes und mit Stolz gegen Menschen. Rom ist ihm der Antichrist, Stolberg ein Abgefallener, der nicht weiß, was die Gnade Gottes ist, aber auch jede andere christliche Kirche ist ein nur Aeußerliches und nur gut im Vergleiche mit Rom. Innerhalb dieses Verderbnisses aller Kirchen haben die Erweckten nur danach zu trachten, sich selbst und die Ihrigen zu bewahren und untereinander in Verbindung zu bleiben, bis der Herr erscheint und seine Kirche sichtbar herstellt. Den Bauer Adam Müller, dessen

politische Prophezeiungen wir vor einigen Monaten lasen, hält Meyer für einen Seher, der sich aber in der Auslegung seiner Gesichte und über die Zeit ihres Eintretens irren könne. Meyer selbst sieht im Geiste, wie er sagt, einer großen Revolution der Menschheit, noch bevor die jetzige Generation vergangen ist, entgegen; am Euphrat werde ihr Ausgang entschieden werden. Meyer ist aus einer reichen Frankfurter Familie, ist Jurist und hat einen sehr wunderlichen Lebensgang hinter sich. Allgemein wird er als durchaus rechtschaffener Mann, als tüchtiger Gelehrter und sehr thätiger und erfahrener Beamter geschätzt. Mit Meyer brachte ich einen Mittag bei dem Hauptmitgliede der hiesigen Bibelgesellschaft zu; ich mag kein Urtheil äußern; mir sind diese peinlichen Pedanten der Frömmigkeit so wenig angenehm, daß es mir schwer wird, gerecht gegen sie zu sein. — Wie kann man, antwortete Caroline auf diese Mittheilungen, den Bauer Adam Müller für einen Erwählten Gottes halten und zugleich auch wieder Irrthümer in dessen Offenbarungen annehmen, wenn dieselben nicht recht passen wollen? Warum sollte Gott, wenn er wollte, nicht auch jetzt noch durch Menschenmund uns Dinge zu unserem Heile kund werden lassen können? Aber so ein dunkler Mischmasch von Offenbarungen und Irrthümern läßt sich unmöglich annehmen. Auch ist die Bibel viel zu groß und viel zu heilig, um ein Rechenbuch zu sein für äußere Begebenheiten, die hier auf dieser Erde mit uns vorgehen. Doch muß man freilich Euer Gespräch selbst mit angehört haben, um richtig urtheilen zu können.

Nicht minder mannigfaltig als die kirchlichen waren die politischen Eindrücke, welche Perthes während seines Aufenthalts in Frankfurt empfing. Frankfurt war seit dem Herbste 1815 der Sammelplatz vieler und verschiedenartiger politischer Personen gewesen. Nach dem Frieden hatte der ganze Zug der aus Paris nach Oestreich, Preußen und Rußland heimkehrenden Generale, Diplomaten und Prinzen seinen Weg über Frankfurt genommen. Seit Ausgang des Jahres 1815 war die aus den Gesandten der europäischen Großmächte zur Ausgleichung der noch streitigen Gebietsverhältnisse gebildete Territorialcommission zusammengetreten und hielt für Oestreich den Freiherrn von Wessenberg, für Preußen Wilhelm von Humboldt in Frankfurt fest. Eine Menge Menschen, Männer und Frauen, die eigene oder fremde Angelegenheiten

politischer Natur zu betreiben hatten, wählten Frankfurt zu ihrem Aufenthalt, wo sie sicher waren, einflußreiche Männer aller deutschen Staaten zu treffen. Der Bundestag zwar, für welchen Frankfurt der Sitz werden sollte, war nicht, wie ursprünglich bestimmt, am 1. September 1815 zusammengetreten; ein Schreiben Metternich's hatte vielmehr im December die Eröffnung desselben auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben: aber die Bevollmächtigten für den Bundestag, welche von den meisten deutschen Regierungen bereits Ende 1815 nach Frankfurt gesendet waren, behielten dort ungeachtet jenes Schreibens ihren Wohnsitz und warteten die weitere Entwickelung der Dinge ab. Als nun Monat auf Monat verlief und dennoch kein Zeitpunkt für die Eröffnung des Bundestages bestimmt ward, ließen sich die Zweifel darüber nicht länger unterdrücken, ob es den beiden deutschen Großmächten auch wirklich Ernst mit der Bundesverfassung sei. Der Bundestag kommt noch nicht zu Stande, hatte am 28. Juni ein sehr unterrichteter Mann an Perthes nach Hamburg geschrieben; die großen deutschen Mächte wollen ihn im Grunde nicht und unsere vaterländischen Sachen liegen so eingerichtet, daß sie ihn nicht wollen können. Ob man ihn aus Verlegenheit dennoch anfangen wird, das ist die Frage; aber bald geschieht es gewiß nicht: niemand weiß seine Rolle dazu, auch Graf Buol hat noch keinen Schatten von Instruction. Zudem können die schwebenden Territorialfragen noch ein Jahr und länger schweben; es braucht nur irgend ein Bevollmächtigter, wie seit Monaten der russische thut, nähere Weisungen seines Hofes abwarten zu wollen, um alles still zu stellen. — Auf Oestreich zwar glaubten die meisten rechnen zu können — hatte der Wiener Hof doch schon kurz nach dem zweiten Pariser Frieden den Freiherrn von Albini und nach dessen Tode den Grafen von Buol-Schauenstein als Bevollmächtigten für den Bundestag nach Frankfurt gesendet. Preußens Haltung dagegen schien nicht grade auf den besten Willen für Durchführung der Bundesacte zu deuten. Zwar befand sich Wilhelm von Humboldt als Mitglied der Territorialcommission und Herr von Otterstedt als Geschäftsträger bei der Stadt Frankfurt an Ort und Stelle; aber für den Bundestag war bis zur Mitte des Sommers 1816 kein Bevollmächtigter ernannt, und als Anfang Juli Herr von Hänlein in dieser Eigenschaft erschien, verbreitete

sich zugleich das Gerücht, daß derselbe binnen kurzem wieder zurückgerufen werden würde. Manche, die Preußen mit Argwohn zu betrachten lange schon gewohnt waren, glaubten nun, daß dasselbe sich mit Oestreich über die künftige Stellung im Bunde nicht verständigen könne und besondere Ziele verfolge; ihnen schien die Zukunft Deutschlands jetzt ungewisser als je. In dieses Fürchten und Meinen hinein traf den meisten unerwartet in der zweiten Hälfte des Juli die als amtlich angesehene Erklärung der Frankfurter Zeitungen, welche die feierliche Eröffnung des Bundestages als nahe bevorstehend verkündeten. Lebhafte Bewegung bemächtigte sich sogleich der zunächst Betheiligten; von allen Seiten eilten die Bevollmächtigten aus den benachbarten Bädern und von kleinen Reisen zurück. Die ersten Tage des Augusts waren für Frankfurt Tage der größten Spannung, und grade in diesen Tagen traf Perthes ein und brachte eine vielfach bewegte Woche in Frankfurt zu.

Die einheimische Bevölkerung machte in der aufgeregten Zeit keinen günstigen Eindruck. Frankfurt ist, schrieb Perthes, in seiner Gesammtheit wie unser Senat. Sie wollen unthätig den Ausgang der Dinge abwarten, um nur ihr Ich ohne Opfer zu retten. Diese Selbstsucht führt zur Kleinlichkeit und gräbt sich in unseren Tagen selbst ihr Grab. — Es war indessen nicht die Frankfurter Bürgerschaft, welche damals in Frankfurt die Aufmerksamkeit erregte; die städtischen Verhältnisse traten vielmehr den deutschen Fragen gegenüber gänzlich in den Hintergrund, welche jetzt zur Verhandlung gebracht werden sollten. Aus dem öfteren Zusammensein mit den Hannoveranern von Martens und von Strahlenheim, den Mecklenburgern von Oerzen und von Plessen, dem oldenburgischen Gesandten von Berg, dem sächsischen Legationsrath Gebhard, dem luxemburgischen Bevollmächtigten Freiherrn von Gagern, welche ihm zum größten Theil schon aus früherer Zeit näher bekannt waren, erhielt Perthes, so wie aus den Mittheilungen seines Freundes Smidt ein lebendiges Bild der zahllosen sich durchkreuzenden Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen jener Tage; aber es wurde ihm auch gewiß, daß die Bevollmächtigten der kleineren Staaten sich in völliger Unkenntnis über die gegenwärtige Lage der Dinge befanden. Selbst damals noch wußten sie nicht, ob der Bundestag in Tagen oder in Monaten eröffnet werden würde. Wilhelm von Humboldt,

den Perthes schon aus früherer Zeit persönlich kannte, nahm ihn sehr freundlich auf und ging mit großem Ernste und Eifer auf seine Absichten für den Buchhandel ein. Nach einem Mittage, den Perthes in dessen Familie mit den Legationssecretären Graf Flemming und von Bülow zugebracht hatte, schrieb er: Es ist doch ein gewaltig Ding um einen Mann von wahrer, großer, menschlicher Bedeutung; nirgends fühlt man sich so frei, nirgends so angenehm; durch allen Witz, durch alle geistreichen Einfälle hindurch, in denen Humboldt nicht weniger als seine Frau spricht, tritt dennoch immer wirkliche und wahre menschliche Größe hervor und mein alter, oft verlachter Glaube, daß dieser Mann hinter der eisigen Kälte und den beißenden Sarkasmen ein tiefes, warmes Gemüth, einen ernsten guten Willen und ein lebendiges Gefühl für Deutschland trägt, ist mir befestigt worden. Ueber Preußens künftige Stellung im Bunde äußerte er sich nicht und es ist mir nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch ihm die nächsten Schritte, die Preußen thun wird, unbekannt sind. Otterstedt spricht zwar viel, weiß aber wenig. Die meisten sind der Meinung, daß nur das Ausbleiben des preußischen Gesandten die Eröffnung des Bundestages so lange verzögert habe. Nun ist zwar Herr von Hänlein eingetroffen, soll aber, wie es heißt, durch Graf Goltz oder Humboldt noch vor der Eröffnung ersetzt werden. So wenig die anwesenden Preußen über die Ansichten und Absichten ihrer Regierung reden, so viel und so absichtlich, wie es scheint, sprechen die Oestreicher. Die östreichische Gesandtschaft tritt im Aeußeren großartig und würdevoll auf; an der Spitze Graf Buol-Schauenstein; unter ihm vier Legationsräthe von Rang und mehrere Zugeordnete; außerdem befindet sich noch Herr von Wessenberg als Mitglied der Territorialcommission hier. Merkwürdig waren mir schon Schlegel's Aeußerungen über Görres, dessen Zerfall mit der preußischen Regierung er sehr gut kennt; er rühmte ihn laut in größerer Gesellschaft wegen seiner Ansichten über Kaiser und Reich: unter allen Stimmführern des Tages sei er der einzige, bei welchem Wahrheit und Freiheit zu finden sei. Graf Buol-Schauenstein, zu welchem Smidt mich führte, ging sogleich auf die deutschen Verhältnisse ein. Lange sei es in Wien schmerzlich empfunden, sagte er, daß man von der deutschen Nation übel angesehen sei, und man könne sich nicht sogleich in die jetzt günstig verän-

derte Stimmung finden. Oestreichs Absicht gehe auf ein gesamtes Deutschland; aber in demselben sollte jeder Stamm, jeder Staat und jede Provinz seine Stimme laut werden lassen können; deshalb habe Oestreich die östreichischen Stände wieder belebt, sie in Tirol wieder hergestellt und auch das kleine Salzburg mit keiner andern Provinz vereinigt. Aus dieser Vielheit in Oestreich und in den anderen deutschen Staaten müsse aber die Einheit für die Deutschen gebildet werden; deshalb dürften die Truppen der deutschen Staaten nicht, wie Preußen wolle, den Truppen Oestreichs und Preußens angeschlossen, sondern müßten, mit diesen vereint, zu einem selbständigen deutschen Heere aufgestellt werden. Der Bundestag werde, sobald er zusammengetreten sei, die Einheit nach allen Seiten hin schon ausmitteln, und wenn Preußen, sagte Graf Buol, seinen Gesandten nicht bald ernennt, so eröffne ich den Bundestag auch ohne Preußen. Es sei ein großer Irrthum, zu glauben, daß Oestreichs eigentliche Macht und eigentliches Interesse außerhalb Deutschland liege. Oestreich habe zehn Millionen Seelen, also mehr als Preußen, im Bunde; die Böhmen hätten sich originell und gediegen zu einem deutschen Volksstamm ausgebildet; zwei Millionen Deutsche und eine durchaus deutsche Bildung besäße Ungarn und man werde doch nicht eifersüchtig sein wollen auf Norditalien, dessen Besitz zur Sicherung Deutschlands durchaus nothwendig geworden sei. Wie hoch Oestreich das Deutsche achte, habe es wiederholt gezeigt. Das Interesse der Monarchie fordere die Verlegung der Residenz nach Ofen; statt dessen aber habe man das deutsche Wien noch durch die Gründung der Nationalbank aufs neue gekräftigt; mit protestantischen Prinzessinnen hätten sich die Erzherzöge vermählt, ohne sie zur katholischen Kirche hinüber zu ziehen. — So viel ist gewiß, bemerkte Perthes, daß sich die Oestreicher mit Absicht in dieser Weise aussprechen und daß sie in Frankfurt ihren Worten eine andere Färbung geben, als in Wien. Aber schon das ist gut, daß man wünscht, eine solche Meinung von sich in Deutschland zu erwecken, und die Persönlichkeit so manches Bundestagsgesandten macht es gewiß, daß Dinge zur Sprache kommen werden, die, einmal ausgesprochen, nicht wieder untergehen können und Deutschland immer neuen Odem einhauchen müssen.

Als Perthes eine Woche in Frankfurt zugebracht hatte, entschloß er sich zur Abreise. Ich bin, schrieb er, des Sprechens und Hörens, des vielen Essens und Trinkens und des Ueberschusses an Geist und Witz herzlich müde, und obschon ich noch manchen bedeutenden Mann gerne sehen möchte, will ich fort. Nach Wien habe ich Briefe aller Art hier erhalten. Schlegel, den ich heute frühstückend bei Smidt traf, fragte mich, nachdem er Smidt sämtliche aus Bremen erhaltene neue Heringe aufgespeist hatte, aufs Gewissen, ob ich Maurer oder Mitglied einer anderen geheimen Gesellschaft sei, und empfahl mich, als ich die Frage verneinen konnte, dem Director der Polizei in Wien, Hofrath von Ohms. Nun geht es zu den Vierfürsten im Süden, nach Darmstadt, Baden, Würtemberg und Baiern.

Als Perthes Montag den 12. August Mittags Frankfurt verlassen hatte, schaute er am Sachsenhäuser Thurm noch einmal zurück auf die weite, von dem silberglänzenden Flusse durchzogene Ebene, die sich mit ihren zahllosen Orten und Städten in üppiger Fruchtbarkeit vor dem Taunus hinstreckt. Von hier aus wird man erst gewahr, schrieb er, wie prachtvoll die Lage Frankfurts ist. Wunderlich durchkreuzten sich bei dem Blick auf die ausgebreitet daliegende Stadt Erinnerungen an ihre alte große Historie und an das Durcheinander der Bestrebungen, die sich jetzt für Deutschland und Europa wirbelnd dort umdrehen und reiben. Unmittelbar hinter dem Sachsenhäuser Thurm beginnt das Darmstädter Gebiet, welches rechtes Flick- und Stückwerk ist: hier die Hauptstadt mit dem alten landgräflichen Besitzthum, dort das abgesonderte Gießen, und jenseits des Rheines das kurfürstliche Mainz mit Theilen des erzbischöflichen Territoriums. Die kleine Residenz scheint auf gewaltige Größe angelegt zu sein: die Thore stehen eine halbe Stunde vor der Stadt. Da es indessen mit der Größe der Stadt noch nicht recht gelingen zu wollen scheint, so wird vor der Hand wenigstens viel regiert und exerciert und manches für die Wissenschaft und Literatur gethan. Ich ging zu dem Buchhändler Leske und fragte, ob er nicht wisse, wo ehedem Claudius gewohnt habe. Hier in diesem Zimmer, antwortete er. Mein Haus war die Druckerei für die Zeitung, die damals zum Besten der Invaliden unter Claudius' Leitung begonnen ward. Spät Abends sah ich

noch einmal das Haus; der Mond schien hell auf die Claudiuswohnung und ich gedachte der kleinen Caroline, die hier vor vielen Jahren spielte. Auf der Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg begegneten uns lange Züge Auswanderer, die aus dieser paradiesischen Gegend in die öden Steppen Rußlands von einer ihnen eigenthümlichen Unruhe getrieben werden. Wunderlicher Weise wandern dagegen große Scharen aus dem Breisgau in der Erntezeit zur Arbeit hierher; eine Menge solcher Schnitter und Schnitterinnen trafen wir am Wege und hörten Hebel's Sprache sprechen; die Mädchen, leicht geschürzt an Röcken und an Sitten und sehr hübsch, lebten und schäkerten höchst natürlich mit den Burschen wie im alten Testamente. Heidelberger Studenten, wenn sie in dieses Kanaan kommen, mögen einen harten Stand haben.

In Heidelberg brachte Perthes drei an verschiedenartigen Eindrücken wiederum sehr reiche Tage zu. Sein erster Gang war zu dem ihm von Kiel her befreundeten Professor Thibaut. Unter seiner Leitung sah er das Schloß und den Königsstuhl und erfreute sein Auge an den reizenden Formen der Berge und ihrem üppigen Grün. Die Trauerweide besonders in ihrer unbeschreiblichen Wehmuth und Zärtlichkeit setzte ihn durch die in Norddeutschland unbekannte Mächtigkeit des Wuchses in Erstaunen und das allbekannte Faß ergötzte ihn als eine wackere echtdeutsche Narrheit. Mit Daub und Creuzer, die er früher persönlich nicht gekannt hatte, brachte er einen belebten Abend bei dem Buchhändler Mohr zu und begegnete zu seiner großen Freude dem Prediger Zimmer, der vor Jahren in Perthes' Handlung gearbeitet, dann in Heidelberg ein eigenes Geschäft gegründet und mitten im Geschäftsleben unter den ungünstigsten Umständen die alten Sprachen gelernt, Theologie studiert und das Examen bestanden hatte. Nun bekleidete er das Pfarramt in Worms. Bei meinem lieben alten Zimmer könnte man stolz werden auf die Menschenkraft, äußerte Perthes; man sieht, was sie kann, wenn sie nur will.

Damals hielten sich noch die Brüder Boisserée und Bertram in Heidelberg auf. Sie hatten in der Zeit, in welcher Deutschland unter Napoleonischer Herrschaft für immer verloren schien, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft bewahrt und alle ihre Kräfte daran gesetzt, um

der Nation die Werke ihrer großen Meister vergangener Jahrhunderte zu bewahren, als sie nach Plünderung der Kirchen und Klöster zerstreut und verschleudert zu werden drohten. Dürer und Holbein, Hemmling und van Eyck sollten zugleich mit unserer Literatur den nationalen Sinn der Deutschen erhalten, kräftigen und bilden helfen. Nun nach errungener Freiheit harrte die von den Brüdern gleichsam ad depositum genommene Sammlung einer königlichen Hand, durch welche sie in entsprechender Aufstellung vielen zugänglich gemacht werde. Perthes war gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes zu den beiden Brüdern gegangen. Sulpice Boisserée kenne ich, schrieb er an seinen kunstverständigen Freund Speckter, schon seit seinen Jünglingsjahren, die er in Hamburg bei Reimarus zubrachte; seit jener Zeit habe ich ihn öfter gesehen und jedesmal ist er mir lieber geworden; beide Brüder sind nicht nur geistvolle und kenntnisreiche, sondern auch edle und liebenswürdige Mannner. Die Sammlung ist jetzt aus Mangel an einem geeigneten Raum fast unzugänglich; ein Bild lehnt über das andere und ich kann für die Freundlichkeit nicht dankbar genug sein, mit welcher die Eigenthümer sich der Anstrengung, sie mir zu zeigen, unterzogen haben. Euch Kennern gegenüber behaupte ich hartnäckig mein Recht als Beschauer; Meister, Schule, Zeichnung, Pinselstrich, Colorit legt sich Euch gar oft als dicker Nebel über den Geist und die Schönheit des Bildes, und der wirklich dichterische Maler wird, mit Deiner Erlaubnis sei es gesagt, lieber für uns malen als für Euch. Jene flach und ohne Perspective auf Goldgrund gemalten Bilder wenigstens werden sich vor Eurem „kaum gemalt" scheu zurückziehen, aber hingegeben aus dem Herzen, wie sie sind, werden sie in ihrer Kindlichkeit, Bildlichkeit und Andacht uns Laien gerne zur Freude werden wollen. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß wir die wunderbare Größe nicht spürten, welche in den Werken der großen Meister lebt. Mir wird Hemmling's heiliger Christoph nie wieder aus dem Sinne kommen und ich kann mir sehr wohl eine Vorstellung von der Art des Eindrucks machen, der Goethe bei dem Anblicke des Bildes zu dem Ausrufe drängte: Wäre ich nicht ein so alter Heide, das Bild würde mich bekehren. Boisserée's geschichtliche Belehrungen

und treffende allgemeine Bemerkungen waren sehr unterrichtend und sind mir oft auch tief ins Herz gegangen.

Wie mit Thibaut und Boissereée war Perthes mit Voß schon aus früheren Verhältnissen näher und persönlich bekannt. Am Tage nach seiner Ankunft in Heidelberg ging er zu ihm, gespannt auf die Haltung des Mannes in den neuen Umgebungen und unter den neuen Verhältnissen. Voß sieht gesund aus, heißt es in seinen Briefen, das Morsche in ihm ist in das Zähe übergegangen. Ernestine aber ist müde geworden; es scheint mir nicht, als ob sie noch viele Jahre zu leben habe. Beide nahmen mich freundlich und freundschaftlich auf und lassen Dich herzlich grüßen. Der Alte führte mich in seinen Garten und war bei den Blumen höchst liebenswürdig. Ich mußte zu Mittag bleiben. Anfangs sprach er mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes schöner Natur, von Blumen und Gewächsen, von alten Zeiten und einfachen Menschen; plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt ward, ein Geist des Hasses, der mich erschreckte, in den alten Mann: auch diesen Fouqué, rief er aus, hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat. Dann schalt er heftig auf die Kartoffel- und Grütznatur der Mecklenburger und Holsteiner, dann sprang er über auf Claudius und sagte, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe. Ich schwieg lange; auf die letzte Aeußerung aber entgegnete ich, ich dagegen sei im Begriffe, eine neue Ausgabe von Stolberg's Religionsgeschichte in vielen tausend Exemplaren zu machen, und freute mich darüber nicht allein als Verleger, sondern auch weil ich glaubte, daß Stolberg's Werk einen großen und guten Einfluß im ganzen katholischen Deutschland üben werde. Des Alten Antwort war, daß er von Stolberg nichts seit dessen Abfall gelesen habe. Ich suchte abzubrechen; denn über das Katholische und die katholische Kirche mag ich nur mit dem in ein Gespräch mich einlassen, der sich in Demuth dem Glauben an Christus zugewendet hat. Mit ihm kann man von festem Standpunkte aus die auf das Innere des Christenthums gebauten Formen desselben in

ihrer Verschiedenheit betrachten, aber mit dem, der in einem selbstverfertigten Religionssystem sich herumdreht, gibt es nur ein müßiges oder heftiges Hin- und Herreden. Nach Tische ging Voß mit mir allein in den Garten; schnell nacheinander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie einen nach dem andern Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Dem verdienten und dem alten Mann wollte ich nicht nach Gebühr antworten und schweigen durfte ich nicht. Glaube mir, in diesem Hause waltet trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat.

Nicht allein aus Voß' Hause, sondern auch aus andern mit diesem nahe verbundenen Kreisen nahm Perthes den Eindruck einer dort waltenden feindseligen Bitterkeit mit fort, der ihn, da sie vor allem auf dem politischen Gebiete hervortrat, bestürzt und besorgt für die Zukunft machte. Mir fällt es hier, schrieb er, wie Schuppen von den Augen, das hatte ich nicht erwartet und gewußt. Grade hier, wo der politische Haß zu einer Zeit, in welcher er vollkommen berechtigt gewesen wäre, nur von wenigen gekannt ward, bricht er jetzt nach Befreiung von Napoleon's Herrschaft in ungezähmter Wuth gegen die eigene Regierung hervor. Nun erst werden mir manche besorgte Aeußerungen, die ich in Frankfurt hörte und überhörte, verständlich. Die badische Regierung hat gewiß den besten Willen für das Wohl des Landes und will auch, obschon es ihr sehr schwer werden soll, der Lust entsagen, freiwillig und willkürlich das Gute, was sie thut, zu thun. Es liegt, wie Thibaut versichert, ein völlig ausgearbeiteter Verfassungsentwurf bei der Regierung, den sie nur noch zurückhält, um die Verhandlungen am Bundestage und die nächsten Schritte Würtembergs abzuwarten. Aber um noch ganz andere Dinge handelt es sich hier, wie mir scheint. Thibaut, der nach seiner Ueberzeugung fest an allem Monarchischen, an dem Adel und dem Unterschied der Stände überhaupt hält, wird so sehr angefeindet und ist so beunruhigt über den Zustand des Landes, daß er davon sprach, sich zurückzuziehen und nur der Musik zu leben. — Auf der entgegengesetzten Seite stand damals Martin und übte als Meister vom Stuhl einen großen Einfluß aus. Durch die Maurerei waren Männer der

verschiedensten Lebensstellungen und Bildungsstufen nun auch zum politischen Widerstreben miteinander in eine früher unbekannte Verbindung gebracht. Gemeinschaftlich mit Martin hatten Heidelberger Handwerker und Gewerbtreibende, hatte ein Apotheker, ein Strumpfwirker und ein Handschuhmacher die Minister um Herstellung von Ständen mit den ausgedehntesten Rechten gedrängt. Martin's Stellung war hierdurch in Baden so unhaltbar geworden, daß er einem Rufe nach Jena zu folgen sich entschlossen hatte. Martin ist ein Mann, schrieb Perthes, der es weiß, worauf es bei dem Handeln im Leben ankommt, und sich scharf und bestimmt ausdrückt; wäre er nicht doch zu sehr Gelehrter, so könnte er gefährlich werden. Er hat mir wohl gefallen, aber andere Männer dieser Partei sind mir widerlich geworden. Schwarz sehend und selbstsüchtig hassen sie alle Fürsten und Minister und das Volk, von dem sie viel sprechen, kennen sie nicht. Geistvoll und scharfsinnig können sie wohl reden, aber nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken, die meisten von ihnen sind Gegenstücke zu den Räsonneurs, wie sie der Hennings'sche Genius der Zeit vor zehn und zwanzig Jahren lieferte; wenn man sie fragt, was sie eigentlich wollen, und sich durch vornehme und witzige Redensarten nicht abweisen läßt, so kommt man auf das Hohle und Schlechte. Der Buchhändler Winter ist ein kluger Mann, Hausfreund bei Voß und Paulus und in sehr viele Verhältnisse eingeweiht. Aus Heilbronn gebürtig, steht er mit Würtemberg in engem Zusammenhange und vermittelt den Zusammenhang zwischen der dortigen und hiesigen Opposition. Paulus hatte ich der Briefe wegen, die ich ihm früher schreiben mußte, nicht besuchen wollen, ging aber, da er es wünschte, zu ihm. Ich fand ein altes Männlein von trocknem und verzagtem Aussehen, im Gespräche aber von vielem Feuer in den großen schwarzen Augen. Was ich ihm aus Frankfurt erzählte, gefiel ihm nicht; er möchte alles recht schlecht haben, um recht räsonnieren zu können. Ich peinigte ihn mit Fragen, um seine innerste Weisheit zu Tage zu bringen. In zwei große Theile müsse Deutschland zerfallen, sagte er, in Süddeutschland und in Norddeutschland; die kleinen Staaten seien nur Spielbälle kleiner Tyrannen und würden nie etwas taugen, und Phantasterei sei es, von einem ganzen Deutschland zu sprechen. Auf

meine Frage, wie solch eine Theilung gemacht werden sollte, wo die Grenze zwischen Süd und Nord sei, antwortete er ohne Verlegenheit und zerschnitt alles mit dem großen Vorlegemesser; als ich ihm aber sagte, daß man, wenn man solch eine Ansicht habe, sie auch frei aussprechen und nicht in öffentlichen Blättern mit halben Redensarten zu deutscher Volksthümlichkeit anregen und das Volk zu dem Glauben an eine ganze Nationalität bringen dürfe, ward er sehr verdrießlich. Wer Fürsten und Minister so schwarz macht, wie diese Männer hier, der muß doch auch sagen, was er will, und wer das nicht kann, der soll sich bescheiden und bescheiden sein. Auch im Politischen kann nur Liebe und Vertrauen helfen; auch hier ist der Haß als Stimmung der Seele vom Satan. In einer Stunde fahren wir nach Stuttgart weiter. Ich hätte wohl noch einige Tage bleiben sollen, denn schwerlich ist an einem anderen Orte diesen Menschen so in ihre Karten zu sehen; mir aber ist mitten in dieser Schönheit und reichen Fülle der Natur beklommen und herbe zu Muthe. Nur wenige erkennen im Weltleben und noch wenigere im Wortleben das Geheimnis der Liebe und ihrer einigenden und rettenden Kraft, obschon Gottes unerschöpfliche Güte uns immer wieder auf sie zurückweist. Verschlemmt wird der Sinn, verstockt wird der Geist; aus der Sinnlichkeit retten sich manche, aus dem Hochmuthe wenige. In diesem Paradiese hier hat mich Betrübnis und Wehmuth ergriffen. Heute Nacht werden wir in Heilbronn bleiben.

Von Stuttgart aus, wo Perthes sich vom 18. bis zum 20. August aufhielt, gab er weiteren Bericht von seiner Reise. In Heilbronn brachte ich, schrieb er, die Nacht in wilden Fieberphantasien zu. Durch körperliche Anstrengungen, durch Reden und Hören war Leib und Geist sehr angespannt und die Erfahrungen in Heidelberg hatten mich tief ergriffen; aber der herrliche, frische Morgen des folgenden Tages hat die Gespenster der Nacht verjagt und frisch an Geist fuhren wir durch das Neckarthal, in welchem das Land so angebaut ist, daß der Handwerksbursche kein Plätzlein findet, auf dem er ungestraft sich lagern kann. Parcellieren und Auswandern hörte ich immer vor meinen Ohren. In Stuttgart langten wir Mittags an. Cotta fuhr uns in der schönen Umgebung umher und den Abend brachte ich bei diesem merkwürdigen Manne zu, in dessen Charakter die seltsamsten Wider-

sprüche sich vereinigen. Gestern, Sonntag Morgen, ging ich zum Medicinalrath Jäger — verreist, — dann zum russischen Gesandten von Struve — in der Kirche, — dann zu von Wangenheim — nicht zu Hause, — dann zur Wachtparade — die war zu Hause. Mittags war ich bei Cotta mit einigen wenigen aber interessanten Männern, unter ihnen Wangenheim, den ich schon vor vielen Jahren als wilden Jungen in Gotha gekannt. Die vornehme, besternte Gestalt steht in seltsamem Widerspruche mit der rücksichtlosen Art seines Auftretens. Geistreich durch und durch, wird er im Reden von fliegender Phantasie ergriffen und führt den Hörer mit sich fort über Berg und Thal hinauf in die Wolken oder hinab in die dunkelsten Tiefen der Menschennatur. Ueber die öffentlichen Verhältnisse hätte ich an Wangenheim's Stelle nicht alles so öffentlich ausgesprochen, wie er es that. Gestern Nachmittag und heute habe ich noch eine Reihe anderer Männer aufgesucht. Das ist ein wunderlicher und gefährlicher Zustand, in welchem sich grade jetzt das Land befindet. Ein Herrschergeschlecht hat Würtemberg, heidnisch groß, bös und gewaltig, recht ein Geschlecht, wie die Menschen es zu alten Zeiten begehrt haben, um zufrieden zu sein, wenn sie sich es auch nicht gestehen. Von Liebe zu dem Könige kann nicht die Rede sein, aber mit sichtbarem Stolze sagte mir ein Stuttgarter: Unsere Fürsten sind immer böse Kerls gewesen und hätten wohl verdient, auf größeren Thronen zu sitzen. Die Würtemberger freuen sich an der Größe der Schlösser, an den herrlichen Gärten, an dem schönen Schauspielhause, an den musterhaften Landstraßen; sie sind stolz darauf, daß ihr König Hunde und Pferde hat, wie kein anderer Fürst, daß er der beste Schütze ist weit und breit und daß er alles durchführt, was er anfängt, mag er auch noch so vielen Widerstand bei den Unterthanen finden. Das wildeste Thier in der großen königlichen Menagerie weiß jeder Stuttgarter anzugeben ohne Hehl. Sprechfreiheit ist so ungemessen, daß ich nicht die Hälfte von dem schreiben kann, was ich dicht neben dem Schlosse mir habe laut erzählen lassen. Ordnung herrscht überall und die Minister sollen Ehrenmänner sein und sind so gestellt, daß sie frei bleiben vom Volkshaß, dessen Last der König bei harten und tyrannischen Maßregeln mit Lust allein auf sich nimmt. Diesem bedeutenden Fürsten stehen nun

mit eben so hartnäckiger Kraft die Stände gegenüber, welche, ohne rechts und links zu sehen, an dem Landeswort halten wie an Gotteswort, und zwischen beiden treibt das Weltwesen mit seiner Selbstsucht, seinen verkehrten Meinungen und eigennützigen Absichten ein arges Spiel.

Der König hatte bekanntlich schon 1805 die ständische Verfassung ganz aufgehoben, die neu erworbenen Länder mit Altwürtemberg zu einem Staat vereinigt und unumschränkt über denselben regiert. Im Jahre 1815 aber gab er, um später nicht den Aerger zu haben, Stände nach einem Beschlusse des Bundestages einrichten zu müssen, plötzlich eine Verfassung für ganz Würtemberg. Die demgemäß berufene ständische Repräsentation verwarf dieselbe aber einstimmig und behauptete, daß die alte ständische Verfassung nicht nur für Altwürtemberg, sondern auch für die neu hinzugekommenen Landestheile zu Recht bestehe. Der König vertagte die hartnäckige ständische Repräsentation und legte ihr, als er sie einige Monate später wieder zusammenberufen hatte, vierzehn Verfassungsartikel vor, die für ganz Würtemberg gelten sollten; wenn die ständische Repräsentation über dieselben nicht verhandeln wollte, so werde der König für Altwürtemberg die alten Stände wieder herstellen, den neuerworbenen Ländern aber die vierzehn Artikel als Verfassung geben. Die ständische Repräsentation, welche eine solche Zertheilung Würtembergs nicht wollte, erklärte, über die vierzehn Artikel verhandeln zu wollen. Eine aus königlichen Beamten und ständischen Abgeordneten gebildete Commission sollte auf Grund der vierzehn Artikel die Verfassung entwerfen, aber die Beamten und die Abgeordneten konnten sich nicht verständigen, geriethen seit Ostern 1816 in heftigen Streit miteinander und jede der beiden Parteien arbeitete ohne Rücksicht auf die andere an einem Verfassungsentwurf.

In dem gegenwärtigen heftigen Streite, schrieb Perthes, spielt Wangenheim die Hauptrolle auf der königlichen, Cotta auf der ständischen Seite; beide sind gute Freunde, beide benutzen einander, jeder den andern zu seinen Zwecken; welcher den andern am meisten, ist schwer zu entscheiden. Wangenheim ist unbescholtenen Rufes, geistreich, vielwissend und sehr thätig, aber nicht Herr seiner Phantasie;

für sich sucht er nichts als Ehre bei deutscher Nation; Würtembergs Wohl möchte ihm nur in zweiter Linie stehen. Er hat eine Verfassung ausgearbeitet, die nach seiner Ansicht alles enthält, was ein freier Mensch und ein freies Volk verlangen kann. Sie soll ein Vorbild für alle deutsche Staaten werden und ihrem Urheber Namen und Ehre bei dem deutschen Volke für alle Zeiten geben. Wangenheim hat durch Geist und Raschheit von dem Könige das Versprechen erlangt, diese Verfassung anzunehmen, falls die Stände gewisse Zugeständnisse machen, namentlich auf das nach der alten Verfassung ihnen zustehende Recht bei der Verwaltung der Landescasse Verzicht leisten und dieselbe einem königlichen Beamten unterordnen wollten. Cotta hatte nun an Wangenheim, wie es scheint, die Zusage gegeben, diese Zugeständnisse von Seiten der Stände auswirken zu wollen und zu können. Da er aber nun nicht vermochte, seine Zusage zu erfüllen, so ist Wangenheim in Ungnade bei dem Könige und Cotta bei den Ständen gefallen. Letzterer wird im Publicum gradezu des Verraths und der niedrigsten Beweggründe beschuldigt. Bei dem Vertrauen, welches Cotta seit Jahren mir erwiesen hat, hielt ich es für meine Pflicht, ihn auf die bösen Gerüchte aufmerksam zu machen; er stellte mir hierauf das Sachverhältnis dar, zeigte mir die betreffenden Actenstücke und steht vor meinen Augen als ein vollkommen redlicher Mann in diesem ganzen Verhältnis da. Was aber wird unter solchen Umständen aus Würtemberg und seiner Verfassung werden? Die Menschen mischen die Karten und spielen hier wie überall; aber die Dinge gehen ihren Weg. Eine andere größere Hand leitet ihren Gang.

Perthes' Reise von Stuttgart nach Wien und seine Rückkehr nach Hamburg.

30. August bis 8. October 1816.

Am 30. August verließ Perthes Stuttgart und fuhr über Eßlingen, Geislingen und Ulm nach Augsburg. Ungeachtet der raschen Reise hatte er reichen Stoff zu Bemerkungen über Land und Leute in

dieser dem Norddeutschen fremdartigen Gegend gefunden, und wollte nun in Augsburg wiederum einen Halt von einigen Tagen machen, angezogen von dem Leben dieser alten kunstgesinnten Reichsstadt. Am 21. Mittags fuhren wir in den prächtigen Gasthof zu den drei Mohren ein, schrieb Perthes an Caroline. Noch am Nachmittage besuchte ich mehrere Buch- und Landkartenhandlungen und habe gestern und heute mich recht müde gelaufen und gehört. Augsburg ist eine schöne und große Stadt, macht aber nicht den Eindruck des Alten; man sieht kein einziges öffentliches Gebäude, welches aus der Zeit unserer großen Baukunst herstammt, und nur wenige alterthümliche Häuser; der bis in die neuesten Zeiten fortdauernde Wohlstand hat es den Bürgern erlaubt, ihre Wohnungen stets nach dem herrschenden Geschmack des Jahrhunderts zu erneuern. Im Innern der Häuser dagegen, in der Familien Art und Sitte, im Geschäftsgetriebe tritt das alte kunstsinnige und kunstreiche Augsburg hervor. Es lebt hier, wenn ich mich nicht sehr täusche, ein kraftvolles und entschlossenes Volk, das so leicht nicht zu beugen und brechen ist; dazu haben sich die Originale zum Theil der tollsten Art in großer Auswahl erhalten. Noch jetzt werden große Geschäfte in Geld, Waaren und Spedition gemacht, mancherlei Fabriken sind in Thätigkeit, Silberarbeiten und Künsteleien aller Art gehören auch jetzt noch zu den Liebhabereien der Bürger; dennoch läßt sich bald bemerken, daß Augsburg im Sinken ist: ein an Fleiß, Erfindung und Betriebsamkeit so gewaltiges Wesen kann nun einmal nicht ohne bürgerliche, ohne freistädtische Freiheit bestehen. Die guten Augsburger haben den Glauben, der Kronprinz werde als König Augsburg und Nürnberg wieder zu freien Städten erklären. — Die Gestaltung des literarischen Verkehrs am hiesigen Orte, heißt es in einem anderen Briefe, ist gar wunderlich und es hat Mühe und Arbeit gekostet, einen Ueberblick zu gewinnen. Darüber werde ich das Nähere an Besser schreiben.

Die Fahrt von Augsburg nach München bot in Beziehung auf die Natur wenig Anziehendes dar; der Sonntag aber hatte zu Perthes' Freude auf den Straßen, in den Dörfern und Schenken das Landvolk in Bewegung gebracht; in höchst eigenthümlicher, aber unförmlicher Volkstracht, reich behangen mit silbernen Schnüren, Knöpfen

und Münzen. Auf den ersten Anblick schon unterscheiden sie sich sehr, bemerkte Perthes, von den Schwaben; hier sind derbe, lustige Menschen, fleischig und kräftig, dort ist etwas Trübsinniges und Gedrücktes, die Gestalten oft gelb und hager und formlos. — Am 25. August gegen Abend langte Perthes in München an. Wir gingen sogleich zu Jacobi, schrieb er einige Tage später; wie Kinder nahm er uns auf und wie ein Kind umfing ich den lieben alten Mann. Im Aeußeren hat er wenig gealtert, er ist so gesund, wie ein Mann von diesen Jahren erwarten kann, besonders ein so zart organisierter und reizbarer. Im Gespräche unter Zweien und Dreien zeigt sich noch derselbe reiche Geist, die Klarheit und Gewandtheit, für die größere Gesellschaft aber ist er abgestorben; er hört etwas schwer, versteht langsam und kann einer raschen Unterhaltung nicht folgen. An Liebe und Herzlichkeit ist er wo möglich noch reger und inniger als früher. Die Zurücksetzung und die Beschränktheit seiner Lage trägt er mit der Fassung eines Weisen. Nur als er der Pension erwähnte, die er vom Könige bei seiner jetzigen Lage für seine Schwestern erbitten müsse, brach ihm die Stimme und Thränen traten ihm ins Auge. An den öffentlichen Begebenheiten nimmt er noch lebhaften Antheil und folgt den Dingen mit scharfem Auge. Viel ließ er sich von mir über den Tod seiner Freunde in Hamburg erzählen und scheint sich gern und ernst mit der letzten Angelegenheit des Menschen zu beschäftigen, ohne jedoch wesentlich anders zum Christenthume zu stehen als vor zehn Jahren. Unter den vielen Menschen, die ich in München aufsuchte oder auf einem Sprechthee der Akademiker traf, sind mir die eindrücklichsten Sömmering, Roth und der geheime Rath Neumeyer gewesen, ein derber, tüchtiger, vornehmer Baier von Verstand und Phantasie, mit dem sich gewiß sehr gut arbeiten läßt. Sachen habe ich wenig in München gesehen, weil meine Zeit Jacobi gehörte, doch hat die Gemäldegallerie mich festgehalten. Lange fand ich mich hier beängstigt, bis ich in der Masse des Gewaltigen und Schönen mich für einzelnes zu bestimmen vermochte; die Gegensätze sind übergroß. Mit ungeheurer Kraft hat Rubens die Nachtseite der Menschennatur durchdrungen und in unübertrefflicher Abscheulichkeit bildlich wiedergegeben. Sein trunkener Silen hat Teufel und Schwein entsetzlich zum Men-

schen in sich vereint; das Weib im Sturze der Verdammten, das noch dampfend vor Lust und Gier schon die Angst der Hölle im Gesichte trägt, ist nicht minder grauenhaft als die Hauptfigur auf diesem Bilde, ein feister Schlemmer, noch Schmecklust im Gesicht und doch auch schon große Furcht vor künftigem Hunger neben einiger Beruhigung durch die Gewißheit, eine gute Weile vom eignen Fette zehren zu können. In Rubens' Darstellungen menschlicher Niedrigkeit ist volle Wahrheit und volle Wahrheit ist in Guido Reni's und Raphael's himmlischer Hoheit und reiner Liebe. Hier wie dort ist der Mensch. Man weiß und fühlt die entgegengesetzten Endpunkte, die man in sich trägt, auch wohl zu andern Zeiten und an andern Orten, aber hier sieht man sie in Bildern, besieht sie sich und — geht weiter!! Seltsam war das Wiedererblicken der Bilder aus der früheren Düsseldorfer Gallerie, die ich einst auf ihrer Flucht in einer Scheune zu Glückstadt, jedes einzeln aus der Kiste nehmend, mit Tischbein sah. — Matthias soll heute, antwortete Caroline auf diesen Brief, noch einen ganz besondern Dank für seine Beschreibung der Natur haben, die mir sehr wohlgethan hat, nachdem Du mit Rubens' gräßlichem Bilde mich wirklich fürchterlich zu Muthe gemacht hattest. Ich halte es für sündlich und für Unrecht, ein so großes, von Gott gegebenes Talent, wie Rubens es hatte, in so verruchten und ungeheuren Gegenständen zu misbrauchen. Ich preise jeden glücklich, der seine Seele durch die Welt getragen hat, ohne dies Ungeheure gekannt, gesehen, gedacht und empfunden zu haben. Wie darf ein Mann dazu beitragen, diese Sachen, welche die Schande und das Brandmal der Menschheit sind, durch Bilder in die Empfindungen besserer und reinerer Seelen, die so glücklich sind, sie nicht zu kennen, übergehen zu lassen! Kurz, ich hasse diese Bilder, mag die Kunst auch noch so groß sein. Es ist eine schwarze Kunst. Matthias sollte solche Bilder nicht malen, wenn er es auch könnte. Ich lobe mir Gottes Arbeit: die Natur; sie kommt von Ihm und führt zu Ihm, und glückselig, wer sie schauen kann, wie Ihr sie geschaut habt. Lieber Matthias, fülle Deine Seele mit ihren Bildern und laß sie in Dir lebendig bleiben, bis Du auch auf anderem Wege ihrem Schöpfer näher kommst, und bringe mir mit, was Du fassen und mir geben kannst; ich hungere darnach.

Völlig dunkel blieb für Perthes bei seiner Anwesenheit in München die Stellung Baierns als Staat. Wie Baiern sich politisch gestalten werde, schrieb er, darüber hat, wie es scheint, niemand hier eine Meinung. Das Gefühl für gemeinschaftlich Deutsches, für den Zusammenhang unserer Nation liegt den Baiern ganz ferne und fremd; aber gewiß ließe sich ein deutscher Sinn in ihnen erwecken und dann würden sie einen unserer bravsten, kräftigsten und treusten Stämme bilden. Die inneren Verhältnisse sind noch völlig im Ungewissen. Der König wird als ein herzensguter Bürgersmann allgemein geliebt, aber von Verfassung und von Ständen will er nichts wissen: wer davon spräche, hat er geäußert, griffe ihm an die Krone. Montgelas soll ein sehr gebildeter und kenntnisreicher Mann sein. Er weiß mit der liberalsten Freimüthigkeit vortrefflich über Freiheit und über das Recht der Völker zu reden; er soll Europa, die Höfe und die Menschen in seltenem Grade kennen: aber alles und alle nur von der schwachen und von der schlechten Seite, ohne die Gotteskraft zu ahnen, die auch in der Menschenbrust walten kann und waltet. Eben deshalb hat er sich aber auch in unserer Zeit verrechnet und steht jetzt am Ende seiner Wirksamkeit. Das Fürstenhaus ist ihm Dank für große Dienste schuldig, aber das Land ist durch ihn in mehr als einer Beziehung ins Verderben geführt. Ohne für sich, wie man sagt, etwas zu nehmen, hat er ungeheure Summen vergeudet und sieht sich außer Stand, Rechnung abzulegen und Rechenschaft zu geben. Seinen politischen Ansichten nach würde er nicht gegen Stände sein, aber weil diese eine Rechenschaft über die bisherige Staatswirthschaft verlangen würden, ist er des Königs eifriger Bundesgenosse in dem Widerwillen gegen alle Verfassung und die Hauptursache zu dem leidenschaftlichen Widerstand geworden, den Baiern auf dem Wiener Congreß gegen den Artikel in der Bundesacte über die Stände übte. Montgelas muß abtreten, das sagen alle, sobald eine Verfassung eingeführt wird, und dieser Zeitpunkt kann nicht mehr ferne sein, da die Verwirrung in den Geschäften bis auf den Grad gestiegen ist, daß die gänzliche Auflösung nur noch durch eine kleine Zahl guter Beamten und durch die Treue des Volkes verhindert wird. Ich bin noch einige Stunden bei Jacobi gewesen, schrieb Perthes un-

mittelbar vor seiner Abreise aus München. Er nahm mich allein in sein Zimmer; wir sprachen über vieles; oft wurde seine Stimme weich; er faßte das Gespräch immer von neuem auf und ich konnte deutlich bemerken, wie sehr ihn vor dem Augenblicke des Abschieds graute. Er fühlte, wie ich, daß wir uns in diesem Leben nicht wieder sehen würden.

Als Perthes sich nun mit dem Eintritte in die Alpen einer ihm durchaus fremden Welt zuwendete, vergaß er Staat, Literatur und Buchhandel und gab sich mit der ganzen ihm eigenthümlichen Frische und Freude den überwältigenden Eindrücken hin, welche die große Natur ihm brachte. Einige Tage verweilte er in Salzburg und besuchte von hier aus Berchtoldsgaden, den Königssee, die Eiscapelle und fuhr ein in die Salzwerke von Hallein. Ungeachtet der starken körperlichen Anstrengungen während dieser Tage behielt er dennoch Frische genug, um spät Abends in den Briefen an Caroline lebendige und anschauliche Bilder der gesehenen gewaltigen Alpenwelt zu entwerfen. Nur das rein Menschliche in den Menschen verlor auch neben dieser Natur seine anziehende und fesselnde Kraft für Perthes nicht. Ich habe, schrieb er, viele Menschen und Menschen vielerlei Art auf der weiten Strecke von Hamburg bis hierher gesehen, vielen habe ich und viele haben mir Rede gestanden, aber meine Liebhaberei zu den Menschen ist nicht weniger geworden. Ich habe weit mehr Einsicht, Tüchtigkeit und Rechtlichkeit und weit weniger äußere Unsittlichkeit gefunden, als ich erwartet hatte. Läßt man sich nur auf die Menschen ein und weicht nicht scheu vor fremdartigen Formen und eigenthümlichen Auffassungen zurück, so fühlt man überall, wie nahe der Mensch dem Menschen steht. Unheimlich ist mir auch in den stockkatholischen Ländern nicht geworden und auch in ihnen habe ich des Anziehenden viel gefunden. Wie ansprechend ist doch der kindliche Gedanke, welcher in einer und derselben Kirche zu Augsburg eine ganze Reihe kleiner Capellen, jede zum besonderen Gebrauche in besonderen Lebenslagen, erbauen ließ. Hier eine Ehecapelle, wo unter Blumen und Orangenblüten getraut wird; dort eine andere, der Mutter Gottes geweiht, um von ihr den Ehesegen zu erbitten; daneben eine dritte, in welcher Jungfrauen um gute Männer bitten, und eine vierte

für Eltern, deren Lieblinge krank oder sterbend sind. Hier im Salzburgischen steht an jedem Felsenabhang, an jeder Brücke ein Crucifix oder eine Mutter Gottes, und der Fuhrmann oder Führer geht niemals vorbei, ohne dankend zu grüßen und freundlich hinaufzusehen. Die Kölner hatten am Ende doch nicht so ganz Unrecht, als sie von dem Sonntagsgott der Protestanten und dem Familiengott der Katholiken sprachen, an den sie sich wie an einen vertrauten Freund auch Werkeltages und in allen Lebenslagen wenden könnten. — Die kleinen Betcapellen haben mich gerührt und erfreut, antwortete Caroline; indessen thust Du uns Protestanten Unrecht, lieber Perthes. Ich kann es Dir vor Gott sagen, daß ich in mir gar manche kleine Capelle trage und hinein gehe, wenn ich Hilfe bedarf, obschon nicht so rein und inbrünstig, wie ich sollte und auch gern wollte. In dieser Zeit nehmen mir die Dankcapellen den meisten Platz fort und Du mußt nothwendig zurücknehmen, daß die Katholiken mit Gott vertrauter wären als wir, und daß wir nur Sonntags einmal einen Anlauf nähmen, um zu ihm zu kommen.

Recht lebendig sah Perthes namentlich in Salzburg die süddeutsche Natur an sich herantreten. An den Wirthstafeln traf ich, schrieb er, meistens Officiere und Beamte. Fast ohne Ausnahme sah ich tüchtigen Hausverstand, der sich über alle Lebensverhältnisse klar und sicher äußert, sich nicht versteigt, nicht allgemein ins große Blaue hineinspricht. Angelernte, nachgesprochene, aus Büchern aufgehobene Redensarten hört man nicht; fröhlicher Muth, frische Lustigkeit waltet vor unverhalten. Dazu passen nun die vielartigen Sprachformen mit ihrem treuherzigen Anklingen sehr wohl. Das alles kommt manchem Reisenden kurzweilig, ungebildet, abgeschmackt vor; manche halten sich in ihrer Abgeschliffenheit für berechtigt, sich an dieser natürlichen Menschenart zu reiben, werden aber meistens derb und nach Verdienst abgeführt. Wohl habe ich bemerkt, daß die Süddeutschen den Norddeutschen oft mistrauisch ausweichen, sie links liegen lassen, wie wenn sie sämtlich den das Land durchziehenden Probereitern angehörten, die freilich oft genug unwissend und im Reden unverschämt sittenlos sind. Ich aber bin überall leicht mit den Süddeutschen in Gang gekommen. Fragst Du, wie es um die tieferen Seiten des

Menschengeistes stehe, so antworte ich: Hier wie überall ist Selbstverlaß und Hochmuth, und hier wie überall muß man voll Bewunderung vor der Weisheit der Welteinrichtung stehen, die immer aufs neue Kinder und Kinderliebe kommen läßt und den Menschen, wenn in ihm die Eigenweisheit recht in die Stärke kommen will, wieder schwach und dem Kinde gleich macht, und das Freien und sich Freienlassen in die Mitte legt. Hier auf dem Kirchhofe gingen wir lange umher und lasen die Inschriften. Sie sind freilich meist sonderbar und reizen oft zum Lächeln; aber nirgends blumige, phantastische oder sentimentale Redensarten, nirgends philosophisch-heidnische Sentenzen, überall Innigkeit und ein fester Glaube an die Gnade Gottes. Es ist der Liebe und des guten Willens viel in unserem Volke; und wo das Material noch so gut oder schon so gut ist als bei uns, da wird sich die rechte politische Gestalt schon aufbauen, wenn wir uns auch längere Zeit noch so ungeschickt in den Formen bewegen, und wir wollen uns ja nichts machen lassen, es soll und wird sich schon aus sich selbst ergeben.

Mit schwerem Herzen trennte sich Perthes am 3. September von den Alpen. Wir fuhren, schrieb er, durch schöne, anmuthige Gegenden, aber Sinn und Herz war uns verschlossen. Wie wenn wir Heimweh hätten, blickten wir zurück nach der Erdenpracht, die wir verlassen hatten, bis auch die letzten Berge Salzburgs unseren Augen verschwunden waren. Abends kamen wir über Neumark nach Vöcklabruck und Nachts an die östreichische Mauthgrenze. Hart wurden wir von einem Militärposten aus sanftem Schlafe geweckt. Der Grenzbeamte, in seiner Ruhe gestört, fragte barsch: Sind denn die Geschäfte so gar eilig, daß man Nachts reist? Als ich ihm höflich erwidert hatte, daß eine Auseinandersetzung meiner Geschäfte den Herrn nur noch länger vom Schlafe abhalten würde, besah er die Pässe und brummte dann: Fahrens zu, aber im Lambach soll den Herren das Nachtfahren schon vergehen. Besorglich über den bevorstehenden Empfang fuhren wir weiter und hielten in Lambach vor einem großen Gebäude. Der Postillon spannte aus, sagte: das ist die Mauth, und ritt fort. Nun war die Frage, ob wir in Geduld den Tagesanbruch abwarten oder die Mauth alsbald in Bewegung setzen sollten.

Endlich faßte ich Muth und klopfte an. Ein alter Soldat mit der Laterne erschien und sprach: Folgens. Er brachte mich nach einem großen Saal, wo wohl für zwanzig Schreiber Tische standen, ging in ein Nebenzimmer und kam augenblicklich mit zwei Wachskerzen wieder; ihm folgte ein vornehm aussehender Herr in schneeweißen Unterkleidern, der sehr höflich sagte: Erlauben Sie mir Ihre Papiere. Der Soldat sprach abermals: Folgens. Er ging zum Wagen, dessen Taschen er untersuchte. Da habens Stricke, habens Landkarten, habens auch Schnaps — das andere ist schwarze Wäsche. Zum drittenmale sprach der Alte: Folgens. Auf dem Büreau referierte er: Die Herren haben alles schön beisammen. Damit war der Beamte zufrieden, gab mir meine Papiere, sagte: Richtig, verbeugte sich und ging. Der Alte besorgte uns Pferde, nahm einen Zweiguldenzettel und nach einer Stunde Aufenthalt fuhren wir aus dieser Fährlichkeit frank und frei davon.

Ohne weiteren Aufenthalt reiste Perthes nun über Wels, Amstetten, Mölk nach Wien, wo er am 5. September anlangte.

Schnell bin ich hier ganz heimisch geworden, heißt es in Perthes' erstem Briefe aus Wien; in dieser Fülle und Regsamkeit der Menschen gewinnt man sogleich Freiheit des Lebens und der Bewegung für sich selbst. Unbehaglich und befangen fühle ich mich überhaupt nur an dem Orte, wo ich mich bemerkt weiß und wo mir viele eigenthümliche und fremdartige Menschenindividuen entgegentreten, die noch nicht gezeigt haben, ob sie Freund sind oder Feind. Von dem allem aber ist in Wien nicht die Rede. Hier sieht der Fremde auf den Straßen und Spaziergängen, an den Wirthstafeln und in den Schauspielhäusern keine Officiere, keine Orden, keine Standesabzeichnungen, keine Amtstrachten, überhaupt keine Individuen, sondern nur Wiener, von denen der eine eben so berechtigt wie der andere erscheint und sich in seinem Sein und Genießen durch keinen Dritten stören läßt, aber auch seinerseits von keinem Dritten Notiz nimmt. Der Fremde bemerkt nur das Sein und das Genießen in Wien, aber nicht die Seienden und die Genießenden; es ist eben Freiheit und Gleichheit, wie sie nur in einer so wahrhaft großen Stadt wie Wien möglich wird. — Perthes sah so viele neue Sachen, Verhältnisse

und Personen und hatte jede Tagesstunde bis spät in die Nacht so ausgefüllt, daß es ihm, auch abgesehen von dem Bedenken, die in Wien empfangenen Eindrücke in Wien dem Papiere anzuvertrauen, nicht möglich war, seine Reiseberichte an Caroline in der bisherigen Weise fortzusetzen; kurze Namensverzeichnisse traten mit Ausnahme einzelner Tage an die Stelle der früheren Briefe. Selbst über eine Audienz bei dem Erzherzog Johann, über ein Mittagsessen bei Gentz, über einen Besuch bei Collin, wo er den jungen Napoleon sah, und über das öftere Zusammensein mit Hammer, Baron Stahel, Stift und manchem anderen bedeutenden Mann finden sich nur flüchtige Angaben; aber der große Eindruck, den das Leben Wiens machte, tritt fast in allen Briefen hervor. Jede Stunde meines Hierseins gibt mir, schrieb er, Neues, zieht mir einen Vorhang nach dem andern auf. Es sind jetzt nicht nur meine alten Bekannten, mit denen ich verkehre, oder die Männer, an welche ich Briefe mitbrachte; ein Fremder zieht den andern nach sich. Fast wird es des Menschenthums zu viel und dazu nun das Deutschthum, das Ungarthum, das Slaventhum, das Griechenthum, wenn auch unter einen Hut gebracht, der kein Tyrannenhut ist. Welche Anzahl einsichtsvoller und gebildeter Männer, wie viel Geist und Tüchtigkeit habe ich getroffen und überall stark angeregte Vaterlandsliebe, das heißt Liebe zur Gesamtheit der östreichischen Monarchie, deren Idee im Kaiser ruht! Hier gewesen zu sein, ist durchaus nöthig; schon nach kurzer Zeit erhält man die Anwandelung des Eigenthümlichen einer Kaisermonarchie, die nicht auf der Grundlage der Nationalität, sondern nur in der politischen Vereinigung im Staate und dessen Ruhepunkte, dem Kaiser, ruht. In diesem Verschwinden der Nationalität liegt eigentlich der Gegensatz Oestreichs zu Preußen, und dieser große Gegensatz soll in dem einen Deutschland zusammenpassen und von Deutschland aus Europa Festigkeit und Ruhe geben und gebieten. Das ist nicht leicht. Ueberall in Wien ist Ungewißheit über die Maßregeln, Ungewißheit in den Ansichten und Hoffnungen; kurz, überall ist hier wie im Norden die Ausbildung der öffentlichen Meinung noch in der Arbeit und erst auf der ersten Stufe des Werdens. Den Widerstreit und die Reibung der politischen Ansichten, die hier hervortreten, hatte ich nicht erwartet und

am wenigsten die Offenheit, mit welcher sie sich darlegen. An den Wirthstafeln, wo jetzt viele Beamte und reiche Leute speisen, deren Familien den Sommer auf dem Lande zubringen, hört man die freieste Unterhaltung; ja der Inländer erlaubt sich die kecksten Aeußerungen, wenn auch der Fremde einige Vorsicht nöthig haben mag. — Gestern Mittag war ich, heißt es in einem anderen Briefe, bei N. N. Es war große Gesellschaft, der Mehrzahl nach aus höheren Beamten bestehend; unter ihnen führte besonders ein alter Major aus der Josephinischen Zeit das Wort. In groben, harten Ausdrücken schmähte er in dieser Umgebung die jetzige Regierung und that ohne Scheu seine fanatische Begeisterung für die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts kund. Hätte nicht, sagte er, das Pfaffenvolk den edlen Kaiser durch seine Ränke um das Leben gebracht, so würde dieser bei Italiänern, Ungarn und Slaven deutsche Sprache und Aufklärung mit Gewalt eingeführt haben und Vernunft würde jetzt in diesen verdummten Ländern herrschen. — In politisches Hoffen und Fürchten anderer Art blickte Perthes bei wiederholtem Zusammentreffen mit Hormayr und dessen Bekanntenkreis hinein. Dieser Hormayr ist, schrieb er, ein heftiger, unruhiger Geist; die hohe Polizei hat ihn wegen seines früheren Auftretens in Tirol jetzt aus Wien nach Kloster Neuburg verwiesen; demungeachtet aber hält er sich, wie jedermann weiß, heimlich in Wien auf und besucht öffentlich alle Gesellschaften. Als er das erstemal zu mir kam, faßte er mich bei meinen Thaten im Hamburger Aufstand. Ich vergalt seine Höflichkeit mit Hervorheben der Tiroler Begebenheiten und so thaten wir einander weidlich mit unserer patriotischen Tapferkeit zu Gute, und ich lernte bei ihm und seinen vielen Bekannten, daß im Kaiserreich ein Ziel verfolgt wird und ein Haß verbreitet ist, von dem ich ohne Hormayr nie etwas geahnet hätte.

Auch mit manchen einzelnen Fragen, welche damals zur Entscheidung vorbereitet werden sollten, wurde Perthes genau bekannt; aber tiefer und persönlicher berührte ihn die religiöse Bewegung eines zwar kleinen aber entschieden katholischen Kreises in Wien.

Pilat ist, schrieb Perthes an Caroline, ein geist- und phantasiereicher, aber leidenschaftlicher Mann. Sein Benehmen und seine Le-

bensart ist wunderlich, ist das, was man genial zu nennen pflegt. Täglich arbeitet er mit Fürst Metternich, welcher ihm für seine Dienste den östreichischen Beobachter als Eigenthum übergeben hat. Schlau ist er gewiß, aber ich glaube, er ist redlich und mit der Religion und mit dem, was er als römischer Katholik dazu gehörig hält, meint er es gewiß herzlich und ernst. Gegen mich ist er wahrhaft freundschaftlich. Auch unsern alten Bekannten von Klinkowström halte ich ungeachtet des Urtheils anderer für redlich und brav. Er ist ein phantastischer Pommeraner und diese Zusammensetzung gibt immer Männer wunderlicher, unbehilflicher, etwas verkehrter Art, auf die gar leicht ein übler Schein, der aber doch nur Schein ist, fällt. Klinkowström ist arm im eigentlichen Sinne des Worts und hat außer einer kleinen Einnahme als Mitarbeiter am östreichischen Beobachter nichts. Aeußerer Vortheil wurde ihm also durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht zu Theil, wie mir denn überhaupt die von Protestanten so oft gemachte Anschuldigung, daß die in neuerer Zeit katholisch Gewordenen durch äußeren Vortheil zu solchem Schritte geführt seien, nicht allein unedel, sondern auch unwahr zu sein scheint. Männer, wie Schlegel, Werner, A. Müller u. s. w., würden mit ihrem Geiste und ihren Kenntnissen den Rang und Stand, den sie jetzt einnehmen, auch als Protestanten leicht gewonnen haben. — Auf Perthes' Wunsch, einen guten echt katholischen Prediger zu hören, wurde ihm von Pilat und Klinkowström der Pater Pascal bei den Franciscanern empfohlen. Es war, schrieb Perthes, da heute der himmlische Gruß gefeiert ward, hoher Festtag für diese mit einem Gnadenbilde der Jungfrau Maria begabte Kirche. Der Hochaltar war prachtvoll erleuchtet, die Kirche gedrückt voll; hinter der Kanzel befindet sich eine mehrere Schritte lange Gallerie, auf welcher der Pater herumspazierte, Sacktuch und anderes Geräthe von sich legte, überhaupt sich es bequem machte. Stimme und Gesticulation war heftig und kräftig, die Aussprache der gemein östreichische Volksdialekt; man ward an Abraham a Sancta Clara erinnert, mochte man wollen oder nicht. Zum Gegenstande seiner Predigt hatte der Pater die Macht und die Gnade der Jungfrau genommen. Zwei Drittheile derselben waren durchaus gegen das Sittenverderbnis, ein Drittheil gegen die Ketzer gerichtet, aber gegen die Ketzer in der

Kirche; denn mit den Ketzern außer der Kirche habe er es an diesem Orte nicht zu thun, sagte der Pater. Die Vergleichung der Jungfrau, welche die geistige Welt in sich getragen, mit der Arche Noah, die alles Gethier umhergefahren, war sinnreich, aber in der Ausführung wenig delicat. Die Schilderung einer Hungersnoth und ihrer Trabanten: der Seuchen und Verbrechen, und der Vergleich derselben mit einem verhungerten ungläubigen Herzen war sehr gut, das Schlußgebet vortrefflich. Wenn der Pater bei jedem neuen Flehen mit aufgehobenen Händen, nach dem Gnadenbilde sich wendend, inbrünstig Maria aussprach, so wurde man ergriffen und vergaß das Barocke der ganzen Erscheinung; kurz, es war eine tüchtige Predigt, die ihre Wirkung that.

Anziehender indessen als Pater Pascal war für Perthes die Bekanntschaft mit dem Redemptoristenoberen Pater Hoffbauer, auf welchen er von verschiedenen Seiten lange schon aufmerksam gemacht war. Heute gegen Mittag traf ich, schrieb er am 18. September, nach mehreren vergeblichen Versuchen den Pater Hoffbauer. Ich fand ihn in einem großen düsteren Saal, an dessen Fenster Gitterkämmerchen angebracht waren, wo junge Geistliche theils lesend theils schreibend saßen. Einer derselben trat während meiner Anwesenheit heraus und nahm sich aus einem an den Pfeilern gebauten Fliegenschranke einen derben Butterfladen. Hoffbauer setzte sich mit mir in die Mitte des Saales; er ist über siebenzig Jahre, klein von Gestalt, aber rüstig und kräftig. Das Auge ohne den gewöhnlichen Aufschlag katholischer Priester ist voll Feuer, scharf und fest anblickend, die Gesichtszüge sind sehr beweglich und dennoch ist das ganze Antlitz in einer Ruhe, die man himmlisch nennen muß. Hoffbauer begann das Gespräch mit gebildeter Feinheit über gemeinschaftliche Freunde, über meine Jugend und meinen Bildungsgang, leitete von Claudius zu Friedrich Leopold Stolberg und dessen Uebertritt über und hatte bald mein Herz völlig gewonnen. Ich redete mit ganzer Offenheit über Stolberg und dessen Verhältnis zur Fürstin Gallitzin, die ich meine mütterliche Freundin nannte, und sagte, daß ich bei Stolberg's eigenthümlicher Natur und bei dem damaligen Zustande der protestantischen Kirche, ihrer Lehre und ihres Lebens den Uebertritt desselben nicht nur für natürlich und erklärlich, sondern fast

auch für nothwendig hielte. Da ich aber an dem Eindruck, den diese Worte machten, bemerkte, daß sie in unmittelbarer Beziehung zu meiner eigenen Stellung aufgefaßt worden waren, fügte ich, um dem ehrwürdigen Greise gegenüber frei und wahr zu stehen, sogleich hinzu: Wäre ich in der katholischen Kirche geboren und erzogen, so würde ich Katholik sein und bleiben. Würde ich jetzt in ein Land versetzt, wo keine protestantischen Gemeinden, sondern nur Katholiken wären, so würde ich, falls ich daselbst bleiben müßte, Katholik werden; ja auch für den Fall, daß die jetzige Richtung protestantisch-neologischer Theologie den vollen Sieg davon tragen und in den Gemeinden allgemeine Geltung gewinnen sollte, würde ich, um meinen Kindern die Gemeinschaft mit Christen zu sichern, Stolberg's Beispiel folgen. Aber dieser Fall werde niemals eintreten und meiner eigenen Seele Seligkeit wegen hätte ich den Uebertritt unter keinen Umständen nöthig; denn Erkenntnis meiner Sündhaftigkeit, Bedürfnis und Gewißheit der Erlösung durch Jesum Christum, Demuth und Glaube und Umgang mit Gott sei völlig unabhängig von der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und der Uebertritt einzelner gläubiger Christen von einer Kirche zur anderen möchte überhaupt wohl, wenn nicht ganz individuelle Gründe sich fänden, als ein Vorgriff in die Wege des Herrn und als ein Hindernis der künftigen Vereinigung aller Christen zu einer Herde anzusehen sein. Schon jetzt hätten die Formen der katholischen Kirche vieles nachgegeben und vieles würden die Protestanten wieder aufzunehmen haben und der Verlauf der Zeiten werde und müsse die Einheit beider wieder herbeiführen. — Hoffbauer sah mich, während ich sprach, fest, aber ruhig an, faßte mich dann an der Hand und sagte: Auch ich nehme eine unsichtbare Kirche an, ich werde für Sie beten, daß Sie nicht in Versuchung fallen. Lassen Sie uns jetzt nur fortreden, ohne uns durch die Erklärung, welche Sie so eben gaben, stören zu lassen. Wir sprachen nun über die Reformation und Hoffbauer sagte: Seitdem ich als päbstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden, daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern

durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation verbreitet und erhalten. Ich habe das in Rom dem Pabste und den Cardinälen gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und halten fest daran, daß Feindschaft gegen die Religion es sei, welche die Reformation bewirkt habe. Viel ließ sich Hoffbauer dann von mir über die religiösen und kirchlichen Zustände Norddeutschlands erzählen und segnend reichte der fromme und milde Greis mir bei dem Abschiede die Hand.

Einen zwar verschiedenartigen, aber nicht minder starken Eindruck als Hoffbauer machte auf Perthes ein junger katholischer Priester, Horni, welcher sich nach Claudius' Tode mit einem Briefe voll warmer Verehrung und herzlicher Theilnahme an ihn gewendet hatte. Heute trat, schrieb Perthes an Caroline, ein junger Mann in geistlicher Kleidung in meine Stube und nahte sich mir mit großem Anstande. Es war Horni, dessen Briefe nach Deines Vaters Tode Du Dich erinnern wirst. Mit liebenswürdiger, geistvoller Offenheit erzählte er mir von seinen Familienverhältnissen, von seiner persönlichen Lage und seinem Bildungsgange. Auch ich bin, sagte er, wie fast alle meine Standesgenossen, von der seit Joseph II. Oestreich verheerenden religiösen Aufklärerei ergriffen gewesen; aber mein irre gewordener Geist hat den Weg zur Wahrheit und Gnade durch Claudius' Schriften wieder gefunden. Wie steht dieser Mann so wunderbar groß da! Je heftiger in ganz Deutschland unter Katholiken wie unter Protestanten Sturm gelaufen ward gegen alle geoffenbarte Religion, um so inniger hatte er sich an Jesum Christum angeschlossen, und als alle sogenannten Philosophen Deutschlands wahnsinnig, verrückt geworden waren, blieb er unerschüttert uud erkannte den blendenden Zauber seiner Zeit im Momente der höchsten Blendungskraft als das, was er war, das heißt, als ein blendendes Nichts. Seine Weisheit freilich war zu wenig von dieser Welt, um den Kindern dieser Welt zugänglich zu sein. Die Zeitgenossen venstanden die hohe Einfalt nicht und schätzten sie gering, „sie spannen Luftgespinnste und suchten viele Künste und kamen weiter von dem Ziele.“ Ich werde dankbar dafür bleiben, so lange ich lebe, daß mir die Weisheit des einfältigen Boten aus Wandsbeck in ihrer Höhe und Tiefe erkennbar wurde. Horni bat mich dann um nähere Nachricht

von Deines Vaters letzten Stunden; denn obwohl es möglich wäre, sagte er, daß Claudius' Körper in der Entkräftung des Todeskampfes nicht mehr hätte versinnlichen können, was die nun bald mit ihrem Freunde und Erlöser vereinte Seele fühlte, so glaube ich doch, daß Claudius nach einem so selten vollendeten christlichen Leben auch eines schönen christlichen Todes gestorben sein wird, und daß der Trost, den sein Erlöser in der letzten schweren Stunde ihm ins Herz geflößt, den glücklichen Zeugen des Ueberganges „in das Land des Wesens und der Wahrheit" bemerklich geworden ist. Bei dem Abschiede bat Horni mich um ein Bild von Claudius. Es thut, sagte er, einem ringenden Menschen wohl, sich von bewährten Kämpfern beständig umgeben zu sehen; böse Gedanken fliehen, wenn der Blick plötzlich auf ein Bildnis fällt, vor dessen Original man in diesem Augenblick erröthen müßte. Alles, was Horni sagte, trug das Gepräge innerer Wahrheit und frommer Ueberzeugung; die Einsicht, mit welcher er sprach, ruht gewiß auf einem bedeutenden Wissen; seine Aussprache ist geläufig und rein, was sich hier selbst bei Gelehrten und Vornehmen nur selten findet. Neben den Droste's in Münster ist er mir als der tiefste und sicherste Katholik, den ich sah, erschienen, tiefer und sicherer gewiß als alle die geistreichen Verfechter des Katholicismus, die ich kenne.

Gegen Ende September hatte Perthes die Vorbereitungen zu seinen auf Oestreich berechneten literarischen Unternehmungen beendet. Erfreut über die reichen Wochen, die er durchlebt, und über das Vertrauen, welches ihm von vielen Seiten zu Theil geworden war, verließ Perthes am 22. September Wien und befand sich nach einer raschen Reise und einem viertägigen Aufenthalt in Nürnberg am Morgen des 2. Octobers nahe bei Blankenburg im Thüringer Walde, wenige Stunden nur von seiner alten Kinderheimat Schwarzburg. Die gewaltigen Regengüsse der letzten Monate hatten die Brücke, welche in der Mitte etwa zwischen dem Dorfe Schwarza und dem Städtchen Blankenburg über den Waldbach ging, hinweggerissen. Perthes, noch wohlbekannt mit allen Fußwegen, ließ den Postillon nach der entfernteren steinernen Brücke fahren und wanderte mit seinem Sohne der Papiermühle zu, wo ein hoher Steg, wie er wußte, über das Wasser

führte; aber auch dieser war fortgeschlemmt und statt seiner ein paar Baumstämme von einem Ufer zum anderen gelegt. Ein in der Nähe stehender Mann fragte warnend, ob die Reisenden auf dem schmalen Holze hinüber zu gehen wagen wollten. Diese aber gingen unbedenklich; hatten doch beide im Salzburgischen manchen weit gefährlicheren Weg gemacht. In reißender Schnelle schoß tief unter ihnen die zu einem Strom angeschwollene Schwarza hin. Nur zwei Schritte noch waren sie vom jenseitigen Ufer, als der voranschreitende Sohn ausrief: Halte mich, ich falle. Perthes ergriff den fallenden Knaben fest an dem Mantelkragen und wurde zugleich mit ihm hinab in das Wasser gezogen; er kam zum Stehen, ward wieder umgerissen; das Wasser wälzte den Knaben über ihn, dann ihn über den Knaben; noch einmal tauchte Perthes mit Kopf und Schulter auf, rief laut: Halt Dich besonnen! und sank aufs neue in die Tiefe. Wie ein Blitz traten Frau und Kinder vor seine Seele, dann wurde er bewußtlos und das Wasser trieb beide in unaufhaltsamer Eile den Rädern einer zweihundert Schritte abwärts liegenden Sägemühle zu. Unmittelbar vor dieser ward Perthes stark und fest am linken Arme ergriffen und langsam durch das Wasser an das Ufer gezogen. Mit seiner rechten Hand hatte er im Todeskampfe den Sohn krampfhaft festgehalten und führte nun, selbst bewußtlos, auch diesen dem Ufer zu. Jener fremde Mann, der ihnen warnend zugerufen hatte, war der Papiermüller Stahl gewesen; er eilte, als er die Fremden fallen sah, über den gefährlichen Balken und längst des Wassers hin bis zur Sägemühle, wo ihm eine Untiefe bekannt war, die weit hinein in die Schwarza reichte; bis in die Mitte des Leibes im Wasser harrte er hier, griff zu, glaubte nur einen Menschen vom sicheren Tode zu retten und rettete zwei. In der warmen Trockenstube der nahen Papiermühle erholten sich die Geretteten schnell unter der Behandlung eines zufällig aus Rudolstadt anwesenden Wundarztes und eilten Schwarzburg zu, wo sie, vom schnellen Lauf erwärmt, gegen Abend anlangten. Nahe war der Tod an ihnen vorübergegangen, aber nicht einmal eine Erkältung hatte er als Folge seiner Nähe zurückgelassen.

Zwei Tage ruhte Perthes in den Erinnerungen seiner Jugend von der Unruhe der letzten Monate aus, wie ein Kind von dem alten Oberst-

lieutenant, dem alten Oheim Stallmeister und der alten Tante Caroline gehegt und gepflegt. Dann eilte er nach kurzem Aufenthalte in Gotha über Göttingen und Hannover nach Hamburg, wo er am Morgen des 8. Octobers eintraf und Caroline, deren Gesundheit ihm während seiner Abwesenheit mehreremale ernste Sorge erweckt hatte, kräftiger fand, als er sie verlassen hatte.

Perthes' Bemerkungen über den literarischen Verkehr während seiner Reise durch Deutschland.

Perthes war durch die mannigfaltigen und bedeutenden Verhältnisse, in welche er hineinzublicken Gelegenheit gehabt hatte, nicht verleitet worden, seinen eigentlichen Reisezweck zu vernachlässigen. Die Lage des Buchhandels und die Mittel zur Begründung eines festeren Zusammenhanges desselben hatten ihn überall beschäftigt. In genauen, bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Berichten theilte er an Besser seine Beobachtungen mit. Fremd waren ihm die literarischen Verhältnisse Baierns geblieben; die wenigen Tage in München gehörten, schrieb er, dem lieben alten Jacobi. — Ueber den Verkehr in Oestreich dagegen hatte er sich nach allen Seiten hin unterrichtet. Ueberall in Wien fand er bei den Männern der verschiedensten Stellung und Richtung wohlwollende Zustimmung, wenn er auf die Nothwendigkeit, Oestreich dem deutschen literarischen Verkehr zugänglich zu machen, hinwies. Der Erzherzog Johann versprach, das verdienstliche aber schwierige Unternehmen mit allen seinen Kräften zu unterstützen. Der Director im Polizeidepartement, Herr von Ohms, ein geborner Erfurter von strengem Aussehen, aber großer Redlichkeit, versicherte ihm: Deutsche Sprache könne und solle freilich den verschiedenen Völkern der östreichischen Monarchie nicht aufgedrungen werden; aber als Hauptaufgabe habe es sich die höchste Stelle gesetzt, in allen Theilen des Reiches deutsche Bildung, also auch deutsche Literatur zu verbreiten; dahin zielten alle Maßregeln, aber sehr viele Vorurtheile nach unten und nach oben wären zu überwinden und viel

Menschliches falle bei der Ausführung vor. Dem Chef des Handelsdepartements, Herrn von Stahel, legte Perthes vorzüglich die Abhilfe gegen den Nachdruck ans Herz. Es gibt, antwortete dieser, nur einen Weg zu dem Ziele, welches ich mit Ihnen zu erreichen lebhaft wünsche: bewirken Sie eine Eingabe des Wiener Buchhändler-Gremiums, worin gesagt wird, daß es nach dem jetzigen Stande der Literatur für das Ganze des Büchergewerbes in Oestreich fördernd sei, künftig auf den Nachdruck ausländischer Werke zu verzichten; einzelne Buchhändler würden zwar zeitweise Schaden erleiden, aber für den gesamten Buchhandel Oestreichs ein dauernder Gewinn erwachsen und die Handelsbilance auch dieses Erwerbszweiges sich zum Vortheile Oestreichs stellen. Gelingt es Ihnen, eine solche Eingabe hervorzurufen, so haben wir gewonnen; aber täuschen Sie sich nicht über Ihre hiesigen Collegen. Die östreichischen und insbesondere die Wiener Buchhändler befinden sich in ihrer gegenwärtigen Lage zu behaglich; sie werden eine Stellung freiwillig nie verlassen wollen, in welcher sie mit wenig Thätigkeit, mit wenig Kenntnis und Aufmerksamkeit wohlhabende Leute werden. Wider den Willen der Buchhändler aber wird die Regierung sich schwerlich entschließen, Schritte gegen den Nachdruck zu thun.

Perthes hatte aus persönlichen Berührungen und aus Mittheilungen Gerold's, dessen besonnene und ehrenwerthe Leitung eines großen Geschäfts er mehrfach hervorhob, zwar ein eigenes Urtheil über die Stimmung der Wiener Buchhändler gewonnen, er hatte die literarischen Bedürfnisse Oestreichs und die Mittel zu deren Befriedigung genau beobachtet, aber er fand in dem Gewirre des Wiener Lebens keine Zeit zu schriftlichen Aufzeichnungen. Die Berichte dagegen, welche er über das bis Wien Gesehene an Besser sendete, lassen manchen Blick in einen jetzt längst vergessenen Zustand des literarischen Verkehrs thun.

Zunächst war ihm Westfalen als ein in sich abgeschlossenes Gebiet für den Buchhandel entgegengetreten. Sinn für Wissenschaft, namentlich für Geschichte, hat hier, heißt es in Perthes' Briefen, lange schon bestanden; gelehrte Sammler und gebildete Liebhaber sind von Alters her durch das ganze Land zerstreut. Sie waren bisher nur in

sehr geringer Verbindung mit dem literarischen Getreibe Deutschlands; das aber wird unter den neuen politischen Verhältnissen bald anders werden; schon jetzt ist ein neuer Geist erwacht und Vincke's Persönlichkeit regt kräftig an. Westfalen erscheint in jeder Beziehung als eine für den Buchhandel höchst wichtige Gegend. Um den Betrieb kämpften seit einer Reihe von Jahren Bremen und Hannover; jetzt ist Bremen besiegt und die Versorgung des ganzen Landes liegt fast ausschließlich in einer einzigen Hand. Die Wirksamkeit der Hahn'schen Handlung iu Hannover reicht durch Ostfriesland bis nach Holland, durch Westfalen bis zum Rhein, südlich bis Kassel, nördlich bis Bremen. Man muß die Einsicht, Ordnung und Thätigkeit derselben bewundern; aber schädlich für den Buchhandel ist eine solche Centralisation und auf die Auswahl der an Schulen aller Art gebrauchten Lehrbücher üben Hahn's durch die Einrichtung ihres Geschäfts gewiß einen nachtheiligen Einfluß. Sechs bis zehn tüchtige Handlungen könnten in dem Umkreise, in welchem jetzt sie allein thätig sind, bestehen und würden den literarischen Verkehr in weit eindringenderer Weise beleben. In Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn, Hamm können sich gegenwärtig Buchhandlungen gar nicht halten oder doch nur mit großer Mühe und geringer Lebendigkeit. In Osnabrück ist die einzige ordentliche Handlung eingegangen; nur Buchbinder pfuschen noch im Bücherverkehr, und dennoch muß hier der literarische Sinn groß gewesen sein, wie die vielen guten Bibliotheken beweisen, die aus dem Nachlasse verstorbener Gelehrten und Geschäftsmänner zur Versteigerung kommen. Münster ist keine literarische Stadt; die früheren guten Handlungen sind schon vor dreißig Jahren schwach geworden oder untergegangen. Einzelne Gelehrte und gebildete Sammler, wie Dombechant von Spiegel, die Herren von Droste, Dr. Herold, Kistemaker, Katerkamp, finden sich und das neue Verhältnis zu Preußen wird den wissenschaftlichen Sinn schon wecken. Einige junge tüchtige Buchhändler regen sich auch bereits, aber ihre Verbindung mit Leipzig ist sehr erschwert, da der Frachtverkehr gänzlich fehlt und die Kosten der durch die hessischen, hannöverischen und sächsischen Anstalten zugleich vermittelten Postsendungen unerschwinglich sind. Vom Buchhandel allein können sie daher nicht

leben und müssen nebenbei den sogenannten Kunsthandel treiben, Bilder, Landkarten, Farben und Zeichenmaterial aller Art verkaufen und stehen dadurch mit den italiänischen Colporteurs in Verbindung. Sonderbar ist es, daß das katholische Westfalen gar keinen Zusammenhang mit dem katholischen Süden hat; höchstens werden die hier erscheinenden Gebetbücher, Geschichten der Heiligen u. s. w. dort nachgedruckt. Ich bin mehrfach gebeten worden, für die westfälischen Handlungen Verbindungen in Ulm, München, Salzburg, Augsburg, Oestreich anzuknüpfen. — Gestützt auf die gemachten Erfahrungen, glaubte Perthes, daß die Hamburger Handlung einen größeren Antheil als bisher an dem literarischen Verkehr Westfalens gewinnen könne, und theilte in seinen Briefen an Besser die Mittel und Wege mit, welche er mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Personen und auf die besondersten Verhältnisse der einzelnen Orte für geeignet zur Erreichung seines Zieles hielt.

Im Bergischen, eingeklemmt zwischen Westfalen und dem Rhein, lernte Perthes eine ihm bisher unbekannte Art des Vertriebes von Büchern kennen. Die mancherlei gesonderten Religionsgesellschaften, schrieb er, die sich hier aufhalten, haben eine abgeschlossene, religiöse Literatur für sich, von der wir gar nichts wissen. Ohne irgend eine Vermittelung des Buchhandels wird sie durch eigene Anstalten und Colporteurs verbreitet und steht in einem nahen Zusammenhange mit den verwandten Religionsgenossen in den entferntesten Gegenden in und außerhalb Deutschlands, ja selbst jenseits des Meeres. Wer das Vertrauen dieser Gesellschaften gewonnen hätte, würde im Stande sein, deutsche Literatur nach Gegenden und Orten zu bringen, wohin der Arm des Buchhandels nicht reicht.

Der Rhein von Düsseldorf bis Mainz mit der Eifel, der Moselgegend und dem Hundsrück, mit dem Siegenschen, dem Westerwald und dem Taunus war bisher ein für den deutschen Gesamtbuchhandel unbekanntes Land gewesen. Hier war, schrieb Perthes, das literarische Bedürfnis bis vor kurzem auf das Engste beschränkt: die großen Klosterbibliotheken kauften kirchliche Werke, die sogenannten Gebildeten kannten nichts als die französische Literatur. Für die Bedürfnisse beider sorgten die Frankfurter, denen allein das Land zu-

9 *

gänglich war; sie betrachteten es wie ihre Colonie und überwachten es ängstlich und eifersüchtig, wie Spanien die seinigen. Jetzt aber wird alles anders: die Klosterbibliotheken sind verschwunden, das Interesse an der französischen Literatur tritt in den Hintergrund; neues Leben und neues literarisches Bedürfnis wird überall durch die preußische Regierung und durch die preußischen Beamten entstehen. Die hergebrachte Herrschaft der Frankfurter reicht nirgends mehr hin, und doch liegt in den meisten Rheinstädten der eigene Betrieb noch völlig danieder. In Düsseldorf sieht es ganz elend aus: die Geschäftsmänner und Gymnasiallehrer müssen sich selbst jedes Buch, das sie bedürfen, aus Frankfurt verschreiben oder von Bädecker in Essen, der einen sehr guten Namen hat. In Bonn ist gar keine Buchhandlung, wohl aber der große musikalische Verlag Simrock's, der ein alter, verständiger Ehrenmann ist. In Koblenz treibt nur ein wackerer Buchbinder nebenbei einigen Bücherverkauf. An diesen Orten und eben so in Aachen, Trier, Wiesbaden und allenthalben ist ein großes Feld für thätige und tüchtige Buchhändler, und sie werden nicht ausbleiben. Köln wird ohne Zweifel der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels für das linke Rheinufer werden; es ist ein gar reges Leben unter den fünfzigtausend Menschen, und der hier herrschende Sinn für Alterthümer und Kunst wird bald auch der deutschen Literatur Raum verschaffen: Männer wie Wallraf, de Groote, Haxthausen und auch Graf Solms-Laubach üben einen guten Einfluß und die Errichtung der neuen Universität, mag sie nun nach Bonn oder Köln kommen, wird von großer Bedeutung sein. Es sind schon jetzt Handlungen hier, die rasch aufblühen werden. Du Mont Schauberg ist ein unterrichteter, verständiger und angesehener Mann, bekannt und befreundet mit vielen Gelehrten und Beamten; Imhof und Heberle haben ein bedeutendes antiquarisches Geschäft. Nachdruck wird hier wie in ganz Westfalen und Elberfeld viel vertrieben und dem einzelnen Buchhändler ist es fast unmöglich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Kurz vor meiner Ankunft hatte Spitz einen Nachdruck von Goethe's und Schiller's Werken angekündigt, welchen Graf Solms-Laubach, auf das preußische Landrecht sich stützend, sofort untersagte. Ich bemerkte dem Grafen, um ihn auf die Nothwendigkeit allgemein

deutscher Maßregeln aufmerksam zu machen, daß er durch sein Verbot das Eigenthum eines Würtemberger Buchhändlers schütze, während der König von Würtemberg die Plünderung aller nicht würtembergischen Buchhändler nach Kräften begünstige. Ei was, antwortete er; hier handelt es sich nicht um Würtemberg und Preußen, sondern um eine Nationalsache; ich werde dem Staatskanzler schreiben, ich hätte würtembergisch Eigenthum geschützt und er möge nun dafür sorgen, daß ein Gleiches in jedem deutschen Staate gegen jeden anderen deutschen Staat geschehe. Das Wort erfreute mein Herz.

Lebhafter noch als Graf Solms ging Stein in Nassau auf Perthes' Ansichten ein. Das sei, sagte er mir, heißt es in Perthes' Briefen, eine große und gute Ansicht, den Buchhandel zu einem Nationalinstitut erheben zu wollen, gut für die Literatur und gut für die Nationalität. Ich solle mich durch keinen Widerspruch und keine Trägheit irre machen lassen, sondern tapfer vorwärts gehen. Preußen werde nichts in den Weg legen und es sei wichtig, daß ich mit Vincke und Graf Solms, der ein sehr braver, ehrenwerther Mann wäre, gesprochen hätte. Oestreich freilich werde schwer zu gewinnen sein; dort lege das Normalsystem im Erziehungs- und Unterrichtswesen jedem Fortschritt große Hindernisse in den Weg. Ich solle mich mit Vertrauen an den Erzherzog Johann wenden, der geistvoll und theilnehmend sei; auch Erzherzog Karl sei ein würdiger Herr, aber weniger zugänglich. Vor allem aber müsse ich auf die Buchhändler selbst zu wirken suchen; in diesen liege das eigentliche Uebel: sie wären zu träge und zu kleinlich, um bedeutende Unternehmungen von nationaler Bedeutung zu übernehmen. Er selbst habe gerade jetzt den Plan, einen Verein für die Herausgabe der Quellenschriftsteller unserer Geschichte zu gründen, und wolle mir denselben nächstens mittheilen.

Frankfurt mit seinen sehr lebhaften, auf einen weiten Umkreis ausgedehnten Verkehr, mit seinen großen Lagern alter und neuer Bücher und seinen betriebsamen, klugen und zum Theil sehr gebildeten Geschäftsmännern machte einen bedeutenden Eindruck auf Perthes, aber nicht ohne Besorgnis sah er auf die Form des dortigen Geschäfts. Alle hiesigen Handlungen, mit Ausnahme Varrentrapp's, nehmen, schrieb er, lebhaften Antheil am Nachdruck; sie vertreiben nicht nur

den Nachdruck fremder Buchhändler, sondern die meisten von ihnen drucken auch selbst nach und alle setzen von ihrem rechtmäßigen Verlag wohl das meiste durch Verbindungen mit fremden Nachdruckern ab, so daß ihr gesamter Geschäftsgang auf das engste mit dem Nachdruck verflochten ist. Fast alle sind daher meinen Ansichten entgegen. Uebrigens aber sind es der großen Mehrzahl nach rechtliche ehrenwerthe Männer und über ihren Handel muß man, wenn man nicht ungerecht sein will, sagen: Ländlich, sittlich.

Die Wärme und der Eifer, mit welchem die damals in Frankfurt versammelten Staatsmänner die Angelegenheiten des Buchhandels auffaßten, ist sehr bezeichnend für die in jenen Monaten politischer Unschuld noch unter ihnen herrschende Theilnahme an der deutschen Nationalität und Einheit. Gegen den Nachdruck erklärten sich alle Bevollmächtigten an dem künftigen Bundestage auf das eifrigste, persönlich selbst der bairische und der würtembergische Gesandte Graf Rechberg und Baron von Linden. Bedenklichkeiten wurden allerdings darüber laut, inwiefern es gerathen für die Regierungen sei, den Zusammenhang der deutschen Literatur zu verstärken und deren schnelle und sichere Verbreitung über alle deutschen Staaten zu fördern. Mir war, schrieb Perthes, vor allem das Gespräch mit Buchholz merkwürdig, weil es mich einen Blick in die Ansichten thun ließ, die mir in Wien entgegentreten werden. Die von mir erstrebte Einheit des deutschen Buchhandels würde, meinte er, eine sehr gefährliche Waffe in der Hand der verderblichen Parteien werden und den schädlichsten Meinungen eine allgemeine Verbreitung auch in den Ländern sichern, wohin sie bisher noch nicht gedrungen seien. Ganz ähnlich sprach Christian Schlosser aus, daß er jede enge literarische Verbindung des südlich-katholischen mit dem nördlich-protestantischen Deutschland für ein Unglück halten müsse; denn die Folge derselben würde verstärkter Einfluß der fanatisch-protestantisch-demokratischen Partei auf das südliche Deutschland sein. Schlegel dagegen stimmte meinen Ansichten bei, fürchtete aber, daß ich in Oestreich auf großen Widerstand, weniger bei der Regierung als bei der Mehrzahl der Buchhändler, stoßen würde. In Oestreich, sagte er, lese man nur wenige Bücher und ein festerer Geschmack sei davon die Folge. Die Nachdrucker hät-

ten daher einen sicheren Anhalt für ihre Unternehmungen und würden sich den großen Gewinn, den sie aus ihrer isolierten Lage zögen, nicht durch eine enge Verbindung mit dem deutschen Gesamtbuchhandel entziehen lassen wollen. Sehr begierig war ich nach diesen Vorgängen, schrieb Perthes weiter, auf die Aufnahme, die ich bei dem östreichischen Gesandten selbst finden würde. Graf Buol hörte mich aufmerksam an und antwortete nach einer kleinen Pause: Wenn die von Ihnen angegebenen Thatsachen ihre innere Richtigkeit haben und Sie in Wien vermögen, die ganze Angelegenheit so klar wie jetzt mir darzustellen, so kann Ihnen vieles gelingen. In jedem Falle thun Sie sehr gut, nach Wien zu gehen; denn was auch hier der Bundestag aussprechen mag, Wien ist doch allein der Ort, wo es zur Wirklichkeit gebracht werden kann. Sie werden in Wien gut aufgenommen werden und ich selbst werde mir eine Freude daraus machen, dazu beizutragen. Da wir in Oestreich doch glauben, das Wahre und Richtige zu besitzen, so müssen wir künftig auch mehr als bisher Gelegenheit geben, daß es aus unserem Lande herausgesprochen und geschrieben werden könne, und dürfen uns nicht allzu sehr vor den Irrthümern scheuen, die etwa hineingeschrieben werden könnten.

Von Frankfurt bis Ulm durchreiste Perthes ein ihm als Buchhändler sehr wohl bekanntes Land. Die bedeutenden und mit einsichtsvoller Thätigkeit geleiteten Handlungen von Leske in Darmstadt, Mohr und Winter in Heidelberg und Cotta in Stuttgart hielten Hessen, Baden und Würtemberg mit dem übrigen Deutschland in so engem literarischen Zusammenhang, daß selbst der räuberisch betriebene Nachdruck Würtembergs ihn nicht zu zerstören vermochte. Cotta's Geschäft vor allem setzte Perthes durch seinen Umfang in Erstaunen. Cotta übt, schrieb er, einen unglaublichen Einfluß, einen Einfluß, dessen ganze Größe wenige ahnen. Wie die Allgemeine Zeitung die politischen Stimmungen in Deutschland und die europäischen Ansichten über Deutschland sehr wesentlich mit bestimmt, so soll jetzt das Morgenblatt alle nicht politischen Geistesinteressen in seinen Bereich ziehen; die ganze geistige Welt möchte Cotta buchhändlerisch umhalsen. In seiner persönlichen Bedeutung, in seiner Zähigkeit, seinem großen Reichthum und politischen Einfluß liegt wohl die Möglichkeit gegeben,

daß der Buchhandel des südwestlichen Deutschlands in eine einzige Hand kommen und dadurch die Unbefangenheit des literarischen Urtheils, die Lebendigkeit des Verkehrs und die Wirksamkeit des Vertriebes gestört werden könnte.

In Augsburg traf Perthes überall auf durchaus fremdartige Verhältnisse. Hier sieht es, schrieb er, wundersam und abenteuerlich bei unsern Collegen aus: Augsburg ist eine Bücherwelt für sich und ist es schon seit vielen Jahren gewesen, ich hatte viel Absonderliches erwartet, aber alle meine Erwartungen sind weit übertroffen. Schon die Geschäftsabgrenzung der vielen und großen Handlungen gegeneinander ist überaus eigenthümlich. Da gibt es „lateinische Handlungen", die nur kirchliche, ursprünglich wohl nur in lateinischer Sprache geschriebene Werke, und „protestantische Handlungen", die auch Werke verkaufen, welche außerhalb Augsburg gedruckt sind; es gibt Handlungen, die nur außerhalb Augsburg verkaufen oder, wie es hier heißt, den Landhandel treiben; dann hört man von Büchereseln, d. h. Antiquaren, reden, von Apostelhandlungen und von vielen Heiligen- und Apostelfabricanten. Der Absatz aller dieser Handlungen ist so unglaublich groß, daß, wenn man nur die Bändezahl in Betracht zieht, nicht im entferntesten irgend eine andere Stadt Deutschlands mit Augsburg verglichen werden kann. Laß Dir den Geschäftsbetrieb einer einzelnen Handlung erzählen. An der Spitze der großen Handlung: Matthias Rieger's Erben, steht ein sehr kluger, einsichtsvoller, braver Mann; sie verkaufen in Augsburg gar nicht, haben daher auch keinen Laden; stille hinter großen eisernen Gittern arbeiten sieben Gehilfen, in Augsburg geboren und erzogen, geblieben und verheirathet; zwei Reisende aber durchziehen Winter und Sommer Oberschwaben, die Rheingegenden bis Köln, ganz Baiern, die Schweiz und Tirol bis Botzen. An diese Reisenden hat sich ihr Publicum so gewöhnt, daß alle Bestellungen nicht allein auf Bücher, sondern auch auf Kunstsachen, Bilder, Papier, Leinen, Schmuck, kurz auf alles mögliche Augsburger Gut bis zu deren Ankunft aufgehoben werden. Jährlich im September oder October wird ein Katalog neuer und älterer Bücher gedruckt und in dritthalbtausend Exemplaren verbreitet. Die bestellten Bücher werden den Bestellern frei

ins Haus geschickt. Früher hatte die Handlung einen sehr bedeutenden Verkehr mit Italien, namentlich mit Venedig, wo sie ihre Bücher gegen Ausgaben der Kirchenväter und ähnlicher Schriften vertauschten. Jetzt können sie Werke dieser Art nicht mehr gebrauchen; mit Geld aber wollen die Italiäner nicht bezahlen, und so hat der Verkehr fast ganz aufgehört. Bis zu den französischen Kriegen konnte die Handlung fest darauf rechnen, von jedem Buche, welches sie druckte, mochte es zwei oder fünfzig Gulden kosten, fünfhundert Exemplare an die Klöster und an die Geistlichen zu verkaufen. Die zweite Handlung, die ich mir besah, war die von Joseph Wolf: sie besteht weit über hundert Jahre und hat einen sehr bedeutenden Verlag theils größerer katholischer Werke, theils allgemein verbreiteter Volksschriften; der Himmelsweg für rechtschaffene Weibsleute z. B. wird jedes Jahr in dritthalbtausend Exemplaren, manche andere Schrift der Art in tausend und in achthundert Exemplaren neu gedruckt. Mit Leipzig steht der Besitzer bis jetzt in gar keiner Verbindung. Schon aus der Bekanntschaft mit diesen beiden Häusern konnte ich lernen, wie die Sache jetzt in Augsburg steht, und ich habe meine Ansicht durch die Gespräche mit andern Augsburger Buchhändlern bestätigt gefunden. Die Augsburger Handlungen hatten bis in die neueste Zeit nicht nöthig, sich an dem Buchhandel des übrigen Deutschlands zu betheiligen und die hiermit verbundenen Gefahren und Unbequemlichkeiten zu übernehmen. Sie wurden so wohlhabend wie keiner unter uns, indem sie größere kirchliche Werke an die Klöster und hohe Geistlichkeit, kleinere religiöse Schriften an Bauern und Bürger in einem weiten Umkreise absetzten. Das alles ist nun vergangen: die Klöster sind aufgehoben, die Geistlichen verarmt, Bürger und Bauer wollen nicht mehr, wie früher, die dargebotenen Schriften lesen; hier und da ist ein eigentlich literarisches Bedürfnis erwacht. Alle Handlungen, auch die größten, fühlen die Nothwendigkeit, in den allgemeinen deutschen Buchhandel einzugehen, „protestantische Handlungen" zu werden; aber sie können sich noch nicht entschließen, von der alten Gemächlichkeit zu scheiden. Daher haben die Handlungen in Ulm, Nürnberg und Erlangen vorläufig bedeutende Geschäftsverbindungen in dieser Gegend, das aber wird bald anders werden. Binnen kurzer Zeit

gehört Augsburg gewiß dem deutschen Buchhandel an und wird dann von großer Bedeutung sein; seit langer Zeit ist man weit umher gewöhnt, viel Geld für Bücher auszugeben, wenn auch nicht für die rechten.

Nachdem Perthes während seines Aufenthaltes in Wien auch ein Bild der östreichischen Zustände gewonnen hatte, schloß er seine Berichte an Besser mit den Worten: Für mich habe ich vieles, sehr vieles gelernt und manches Samenkorn habe ich hier in Wien und auch an andern Orten ausgestreut; ob und wann aber daraus eine Saat aufgehen wird, weiß Gott.

Viertes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über die politischen und religiösen Fragen

von der Zeit des Wartburgsfestes bis zur Zeit der europäischen Congresse in Troppau und Laibach.

1817—1822.

Die Bewegungen im Volke bis zu den Karlsbader Beschlüssen im Spätsommer 1819.

Kurz vor Perthes' Rückkehr nach Hamburg hatte Besser ihm die Worte geschrieben: Du bis ausgezogen, Deutschland zu suchen, und Du hast es, scheint mir, nicht gefunden. — Ungefähr so war es wirklich. Am Rhein, in Würtemberg, in Baiern und in Oestreich hatte Perthes zwar an Sinnesart und Sitte viel Deutsches und auch den Wunsch nach einem mächtigen und glänzenden Deutschland getroffen, aber zugleich sehr deutlich bemerken können, daß der Süddeutsche die Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit Badens und Würtembergs, Baierns und Oestreichs nicht geschmälert, die souveränen Staaten, in denen er sich bewegte, nicht aus selbständigen Ganzen zu Gliedern eines Ganzen gemacht, nicht dem einigen Deutschland eingeordnet oder einer deutschen Gewalt untergeordnet wissen wollte.

Obgleich selbst in den kleineren Ländern die Norddeutschen eben so fest wie die Süddeutschen an ihren Einzelstaaten hingen, so waren sie doch damals dieser Anhänglichkeit sich weniger bewußt und gingen, auch wohl ohne es zu wissen, von der Voraussetzung aus, daß ihnen, selbst bei der engsten Verbindung mit den Süddeutschen, das Uebergewicht nicht fehlen könne. Sie wollten ein glänzendes, festgeschlossenes deutsches Reich und dachten wenigstens vorläufig nicht daran, daß die Erreichung dieses Zieles den Einzelstaaten die Staatsnatur kosten werde. Heftiger und unruhiger noch als im Jahr 1814 trat seit 1816 aufs neue in vielen Theilen des nördlichen Deutschlands das Drängen nach einem deutschen Reiche unter denen hervor, die damals jung waren oder sich jung fühlten.

Perthes mußte zwar die Herstellung von Kaiser und Reich nach Lage der Dinge für eine Unmöglichkeit halten, aber er lebte der Ueberzeugung, daß der Bundestag politisch verpflichtet sei, die Einheit Deutschlands trotz alles Widerstrebens der einzelnen Regierungen darzustellen und zu verkörpern. Verwundern muß ich mich, schrieb er um diese Zeit an einen Freund in Preußen, daß Du in Deinen Betrachtungen über die Deutschen und deren Geschichte nie das Wort Kaiser und Reich aussprichst. Worin hat dies seinen Grund? Antworte, die Hand aufs Herz, mein Freund! Einen ungeheuren Riß hat unsere Historie erhalten, seitdem der Kaiser uns verloren ist. Allerdings soll man, wie Du schreibst, an den Verfassungen nicht bröckeln, so wenig am Königsthron wie am Bauerngehöft. Aber an dem alten Kaiserthron, am heiligen Altar, daran ist so lange gebröckelt worden, bis der Thron zerbrochen und der Altar hörig geworden ist. Das habt Ihr Ritter nicht allein gelitten, sondern mit vollbracht. Soll nun das Volk nicht zusehen, welche Majestät für seine Gesamtheit man wieder aufbaue! Wir werden künftig weder moralisch und historisch, noch politisch ein Vaterland haben, wenn nicht die Idee des Kaisers auf den Bundestag und die Kraft des Kaisers auf das Bundesheer übergeht. — Als Perthes in ähnlicher Weise sich gegen Graf Friedrich Leopold Stolberg ausgesprochen hatte, antwortete dieser: Die vaterländischen schönen Hoffnungen, die Sie auch jetzt noch festhalten, erfreuen mein Herz; Gott wolle sie erfüllen! Auf dem Bundestage ruht mein Auge mit mehr Wunsch als Vertrauen. Daß Oestreich die Kaiserkrone in dem Augenblick verschmähte, in welchem ganz Europa, so zu sagen, ihm dieselbe anbot, dafür wird es selbst, dafür wird ganz Deutschland, ja ganz Europa büßen.

Gleich stark wie die Einheit Deutschlands beschäftigte die Frage nach der Form für die politische Berechtigung der Unterthanen in den einzelnen Staaten die Gemüther der jungen und auch der alten Menschen jener Jahre. Heftiger und heftiger ertönte der Ruf nach der ständischen Vertretung, welche die Bundesacte verheißen hatte. Es ist im Werke, schrieb Görres im Sommer 1817 an Perthes, den Bundestag, wenn er wieder zusammenkommt, aus allen Theilen Deutschlands mit Adressen um endliche Ausführung des Artikels 13 zu beschicken.

Der 18. October soll der Tag der Unterzeichnung gleichzeitig an allen Orten sein und bis dahin die Sache verschwiegen bleiben. Ich weiß nicht, was aus unserem Vaterlande werden soll; es ist alles innerlich gar zu wurmstichig, faul und feig und verträgt keine Kritik, und weiß kein freies Wort zu achten und zu schätzen. Es kann nicht schaden, wenn die Masse sich einmal rührt und ruft und stampft und einige Ungeduld laut werden läßt, damit die Regierungen erfahren, es sei den Leuten Ernst um die Sache. Auch dürfen wir den Bundestag, so wenig er auch ist, nicht fallen lassen; seine schwächlichen Elemente bedürfen vor allem einen Rückhalt gegen die Höfe und einen Rechtfertigungsgrund für kräftigeres Hervortreten. In Hamburg könnten Sie die Unterzeichnungen wohl leiten und in Lübeck und Bremen anregen. — Ich habe nun, schrieb Görres einige Monate später, meinen anfänglichen Plan geändert; um keine Behörde zu übergehen, habe ich zunächst eine Adresse an den König entworfen. Sie ist hier in der Stadt allgemein unterschrieben worden; dann habe ich sie durch das ganze Land getrieben, und Dorf für Dorf bis auf zwanzig Stunden Entfernung ist beigetreten. In wenigen Tagen wird der Staatskanzler hier anlangen; dann will ich sie ihm zustellen und demnächst die Adresse an den Bundestag in Umlauf setzen. Mir ist vor allem daran gelegen, die Leute einmal einstimmig zu einem politischen Werke zusammen zu bringen.

Bis zu den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands reichten die Wellen, welche die Bewegung in Deutschland aufgeregt hatte, und riefen auch dort verwandte Stimmungen, wenn auch in anderer Gestalt, hervor. Vom Adel selbst sind die wichtigen Verhandlungen über die Aufhebung der Leibeigenschaft ausgegangen, heißt es in einem Briefe, den Perthes im März 1817 aus Livland erhielt; sie beschäftigen alle Gemüther; auch die Widerwilligen unter meinen Standesgenossen werden, wie ich hoffe, in nicht langer Zeit bemerken, daß der freie Mann in allen bürgerlichen Verhältnissen ein besserer ist als der leibeigene Sklave. Ich selbst bin bei der Sache in sehr hohem Maße betheiligt, aber ich glaube keinen Verlust in meinen Einnahmen zu erleiden; im ganzen wurde unser Bauer immer gut behandelt und hatte ein eben so reichliches Leben, als er es in seinem neuen künftigen Ver-

hältnis nur haben kann. Für mein Einkommen kann es daher keinen Unterschied machen, ob derselbe Bauer als Leibeigener oder als Pachter meine Güter bearbeitet.

Binnen wenigen Tagen erwartet man die Publication der neuen Bauernverfassung, schrieb im Februar 1818 derselbe Mann, und dann ist die Aufhebung der hiesigen Leibeigenschaft mein erstes Geschäft. Manches Jahr wird freilich noch verstreichen, bevor auch die Aufhebung der Seelenleibeigenschaft erfolgen kann. — Die Bauernverfassung ist zwar, heißt es im Juni 1818, vom Kaiser bestätigt, aber wohl deshalb noch nicht publiciert, damit dieselbe in Livland wie in Esthland zugleich zur Anwendung kommen kann. In jeder der drei Ostseeprovinzen ist auf kaiserlichen Befehl eine Commission ernannt, um die Provincialgesetze zu sammeln und möglichst übereinstimmend zu bearbeiten. Wir leben hier in der freundlichen Hoffnung, daß aus dieser Gesetzgebung vielleicht eine constitutionelle und feste Bestimmung der Rechte aller Stände hervorgehen werde.

Das Kämpfen und Streiten jener Jahre sah Perthes als die nothwendige Folge des Ganges an, den die Geschichte Deutschlands genommen hatte. Sinnigdenkende und tüchtig rührsame Menschen werden sich, schrieb er an Jacobi, gewiß immer wieder zusammenfinden; aber je unmittelbarer die Geschichte das Aufeinanderfolgende zusammendrängt, um so heftiger und allgemeiner wird der Streit sein. In anderen Epochen liegt die Verschiedenheit der geistigen Richtungen, des gesamten Denkens und Wollens getrennt durch Jahrhunderte auseinander; unsere Zeit aber hat das völlig Unvereinbare in den drei jetzt gleichzeitig lebenden Generationen vereinigt. Die ungeheuren Gegensätze der Jahre 1750, 1789 und 1815 entbehren aller Uebergänge und erscheinen nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Nebeneinander in den jetzt lebenden Menschen, je nachdem dieselben Großväter, Väter oder Enkel sind. Das muß wohl heftigen, schroffen Streit geben, und wie würde es erst sein, wenn in unserer, mit unglaublicher Schnelligkeit alles Denken und Wollen umgestaltenden Zeit mit uns zugleich die zwei oder drei Generationen, welche zunächst auf uns folgen werden, leben und kämpfen könnten! — Perthes fand das Dasein des Kampfes nicht nur erklärlich, sondern freute sich auch des

eifrigen Drängens und Strebens. Du erwähnst, schrieb er an Fouqué, wie ich Dir 1815 gesagt hätte: „Nun der äußere Kampf bestanden ist, wird es erst recht saure, ja auch bittere Arbeit geben; denn der Streit der Geister wird beginnen." Nun, glaubst Du, würde es mir leid sein, Recht behalten zu haben. Keineswegs ist es mir leid. Sieh, lieber Fouqué, hienieden soll der Mensch arbeiten, viel arbeiten, in welcher Arbeit es auch sei; das ist Gottes Wille. Der Mensch hat mehr Zeit, als er in bloßer Liebe und innerer Beschauung verbrauchen kann. Darum: bete und arbeite; und Kampf und Streit ist auch eine Arbeit. Es reicht nicht aus, daß wir Freunde uns in Liebe die Hand geben; wollen wir uns in Schrift oder That über Sein, Leben, Treiben und Verhältnisse der Menschen verständigen, so stehen wir gegen einander, sind verschieden, müssen streiten, kämpfen, bis ein Ziel errungen. Auch Du liebst ja nicht das stille stehende Wasser der Gleichgiltigkeit, den Sumpf der Nachgiebigkeit und Fügsamkeit. Warum also betrübt sein über den Streit in dieser Zeit, wäre er auch unter Freunden? Nie aber muß eine schlechte oder unedle Waffe gebraucht werden und immer setze man bei dem Gegner gerechte Waffe voraus und glaube, daß auch er das Rechte und Gute wolle. Nur dann erst, wenn man nach ruhiger Prüfung das Gegentheil weiß, ist der gerechte Eifer, der mit Schwert und Peitsche in offener Fehde die Lügner aus dem Heiligen treibt, Gott wohlgefällig. Das ist des rechtlichen Mannes rechtlicher Sinn. Unser Volk ist seinem Inneren nach ein noch sehr junges, in langen Zeiträumen erst zur Reife gedeihendes Volk, welches nach Stolberg's herrlichem Ausspruch als Herz Europa's die Erfüllung eines hohen und schweren Berufes zu seinem Ziele hat. Und eben deshalb ist unsere Geschichte nicht ein Abgeschlossenes, sondern setzt sich fort, und nichts Weltlich-Zeitliches aus unserer Urzeit oder Vorzeit oder letztvergangenen Zeit darf mit starrer Beharrlichkeit verhölzert, verknöchert oder versteinert werden; nur das Christlich-Sittliche bestehe und bleibe, weil es über aller Geschichte steht. — Durch ernste und besonnene Männer ward Perthes indessen auch daran erinnert, daß der Kampf nicht deshalb schon, weil er Kampf sei, als lebendiges Leben gelten könne, und daß nicht nothwendig jeder Kampf zum Siege führe.

Mag der Gang der Dinge noch so glücklich werden, schrieb ihm im Sommer 1817 ein Freund, so wird doch mancher heiße Wunsch der Zeit unerfüllt bleiben. Darüber kann ich mich schon deshalb trösten, weil nicht alles, was heftig erstrebt wird, deshalb schon das Beste oder auch nur das Gute ist. Trotzdem aber bleibt es gewiß, daß, wenn wir in unserer Zeit nicht mehr wollten und wünschten, als zu erreichen uns bestimmt ist, auch das Erreichbare uns vorenthalten bleiben würde. Auch ist die Kraft deshalb, weil ihr der Erfolg fehlt, nicht nothwendig verschwendet; in anderen Richtungen als in den beabsichtigten kann sie gewirkt haben und am Ende doch noch den Punkt treffen, auf den es abgesehen war. Im Leben der einzelnen wie in den Schicksalen der Völker wird sich Lessing's Spruch häufig bewähren, daß die grade Linie nicht immer die kürzeste ist. Gleich den Juden wandern wir durch die Wüste, um zu dem gelobten Lande zu gelangen, und bedürfen wie die Juden noch vieler Vorbereitungen und Reinigungen, damit die Freiheit auf der rechten Grundsäule gebaut werde und in Tüchtigkeit des Sinnes, in Liebe des Gemüthes und in Klarheit der Einsicht die Gewährleistung ihrer Dauer erhalte.

Wunsch und Streben war in jenen ersten heftig bewegten Jahren nach den Freiheitskriegen nicht auf Verneinen und Zerstören, sondern auf Schaffen und Herstellen gerichtet, und darin lag das Edle und Anziehende dieser Zeit. Ich kenne, schrieb Perthes, kein demokratisches Streben in Deutschland, aber wohl ein Drängen und Treiben nach einer Ordnung für das Gesamtvaterland; man will den Ersatz sehen und haben für die zerbrochenen alten Majestäten: Kaiser und Kirche; man vertraut wohl den Anordnungen der Regenten, aber auch dem besten Regenten will man doch nicht ohne Recht gegenüberstehen. — Obschon jene Zeit nicht zerstören, sondern schaffen wollte, wußte sie doch nicht, was geschaffen und hergestellt werden sollte. Weil man die wirklichen Verhältnisse mehr unabsichtlich als absichtlich übersah, trug die ganze Richtung einen phantastischen und bei der Heftigkeit, mit welcher das Unbestimmte und deshalb Unerreichbare gewollt wurde, und bei dem Hochmuthe, mit welchem viele auf ihre eigene politische Einsicht und Vortrefflichkeit sahen, oft genug einen verrückten Charakter. Das erste Hervortreten der Burschenschaft

und das phantastische Wartburgsfest von 1817, welches die Schlacht bei Leipzig und die Reformation in wunderlichster Weise zu einer Feier verschmolz, gab dieser Stimmung mit allen ihren edeln und allen ihren verkehrten Seiten einen treffenden Gesamtausdruck und mußte wohl harte Beurtheilungen hervorrufen. Ich würde, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Berlin vom 29. November 1817, Ihnen kein Wort von dem Unfuge auf der Wartburg sagen, wenn ich Ihnen nicht, was Sie nicht wissen können, mittheilen wollte, daß Richelieu bereits deshalb eine Note an unserem Hofe hat übergehen lassen, und daß in jeder Stunde aus Moskau eine ähnliche mit voller Salbung — Sie kennen ja die Sprache dorther — erwartet wird und daß Oestreich die vollste Strenge gegen die Presse angelegt wissen will. Auch von dem Geiste, durch welchen Weimar in dieser Sache bis zum Schwindel und bis zum Schützen und Schätzen der Frechheit getrieben ist, können Sie sich keine Vorstellung machen. Mir fällt Lessing's Ausspruch von dem Wirthe ein, der in seiner Kneipe die Leute sich ruhig prügeln und morden läßt. — Sie loben den Ernst der Jugend, schrieb um dieselbe Zeit Friedrich Leopold Stolberg an Perthes; ich möchte mich darüber, wie über so vieles, mündlich mit Ihnen aussprechen können. Lieber wünschte ich an unseren Jünglingen kräftige Freudigkeit zu sehen; dieser frühe Ernst scheint mir eine wenig verheißende Nothreife. Wohl weiß ich, daß in einem Theile unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich regt. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von unten her, von der Jugend aus soll erleuchtet werden, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhaltes, des Beispiels, der Leitung. Und jetzt hören sie so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind. — Perthes indessen blieb der Meinung, daß nach Lage der Dinge das Ziellose, Unsichere und Phantastische nicht nur erklärlich, sondern wenigstens bei Jünglingen und jungen Männern auch verzeihlich sei. Selbst an dem damaligen preußischen Hauptmann von Plehwe, jenem tief aus dem Innern

aufgeregten Burschenschafter in Gardeuniform, sah er über die zu Tage liegenden Verkehrtheiten hinweg und nur in das ehrliche und warme Herz hinein. Daß Plehwe Eindruck auf Dich machen mußte, schrieb er im October 1817, wußte ich wohl. Der innige unmittelbare Bezug auf den Höchsten, die einfache Ansicht dessen, was hienieden ist, das ernste, große Maß, mit welchem er die Menschen mißt, und die große Redlichkeit des Innern, dies alles ist eine seltene Erscheinung. Ich hatte ihn scharf in Prüfung genommen; ich weiß wohl, an welchen Seiten die Versuchung zum Bösen sich ihm nahen kann, aber dennoch ist er mir wie ein wirklich Begeisterter vorgekommen.

Die Stimmung, wie sie in manchen bedeutenden Männern gegen das Ende des Jahres 1818 lebte, drückt sich in einem Briefe aus, den Görres im December an Perthes schrieb. Sie haben, mein lieber hanseatischer Freund, gesehen, heißt es in demselben, wie sich seit Ihrer letzten Zuschrift der feigste und plumpeste Despotismus in meiner Adreßgeschichte benommen. So schwächlich und erregbar sind diese Leute! Der geringste Reiz, den man an sie bringt, erregt Delirium und Krämpfe, und reizt man nicht, so verfallen sie gleich in Stumpfsinn und Lethargie. Darum eben war der rheinische Mercur eine so diätetische Disciplin; jeden zweiten Tag reicht er ihnen eine Salbe, die nach Umständen aus bitteren, erregenden, calmierenden, gelind eröffnenden oder Ekel machenden Substanzen zusammengesetzt war. Dadurch wurde das Gleichgewicht ziemlich erhalten, eine gelinde Transspiration befördert, die zu große Erregbarkeit abgestumpft und die Lebensgeister wieder in einer beständigen Uebung umgetrieben. Nach dreijährigem Stillschweigen wollte ich wieder einmal durch die Adresse eine Leuchtkugel unter die Parteien werfen und ich kann nicht sagen, daß sie viel Erfreuliches beleuchtet hätte: Fürsten, die in der Unglücksschule studiert, aber gar nichts begriffen haben, nicht einmal so viel, daß sie ihre Würde in Acht zu nehmen wissen; Minister von gutem Willen, aber ohne Kraft, ohne Entschiedenheit und Muth; eine höfische Opposition, schlecht weniger durch Anwesenheit von positiver Bosheit als durch die gänzliche Abwesenheit alles Guten, dumm bis zur Bestialität, plump wie ein Rhinoceros, feig und

erbärmlich und unter aller Kritik von oben bis unten; eine demokratische Partei ohne Einheit und Zusammenwirken, ohne Standpunkt und Basis, unthätig, jeder Illusion nachlaufend, immer hoffend, es werde alles über Nacht sich von selber machen, ohne Tact in den Führern, ohne Grundsatz, ohne Weltansicht, hochmüthig, eitel, leichtsinnig, zerstreut und vergeßlich, verworren und ewig ohne Resultat, sich selber widersprechend, zugleich feig und anmaßend, ohne Haltung, Nachdruck und Ruhe. Das sind die Herrlichkeiten dieser häßlichen Zeit, wie man sie eben von einer Generation erwarten kann, die jede Eitelkeit und jede Demüthigung versucht, die auf der Zinne des Tempels gestanden und durch jeden Koth sich hat durchschleifen lassen, die nur im Zerstören Talent gezeigt, im Bauen aber gänzliche Impotenz. Sie wird nichts fertig bringen als den Anfangspunkt von etwas Besserem, wie die Juden, die, aus Aegypten ausgezogen, vierzig Jahre in der Wüste gelebt und das gelobte Land nicht gesehen. Es erwächst wirklich ein besseres Geschlecht, von dem man ohne Leichtsinn und Selbsttäuschung viel Gutes erwarten kann. Unter Zittern und Zagen ist nun, fügte Görres noch hinzu, die Universität in Bonn aufgethan. Sie kann viel Gutes bringen, wenn der Unsegen sie nicht trifft, der auf alles, was sich von heute oder gestern her datiert, zu fallen pflegt. Arndt mit seinem Geiste der Zeit hätte beinahe einen Fluch auf sie noch im Mutterleibe herabgezogen; inzwischen ist die Arme dem Umglück doch glücklich entgangen und liegt, ein schwaches Kindlein, in Baumwolle eingepackt. Mich haben sie zu groß oder zu klein in Geisteslänge für sie gehalten, dagegen aber sonst allerlei mir angetragen, was ich ausgeschlagen, weil ich auf eigenen Füßen stehen und mich den Winden nicht Preis geben will, von denen man nicht weiß, von wannen sie kommen und wohin sie ziehen.

Mit Recht gilt das Jahr 1819 als ein Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands. Es offenbarte nicht nur den feindlichen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthanen, sondern gab demselben auch eine neue und gefährlichere Gestalt. In wachsender Stärke trat die Meinung hervor, es sei das erstrebte Neue nur deshalb nicht erreicht, weil man das bestehende Alte noch nicht vernichtet habe; eine große Zukunft werde schon von selbst kommen, sobald nur erst das Bestehende

nicht mehr bestehe. Es gewann somit das Streben, Bestehendes zu zerstören, mehr und mehr das Uebergewicht über das Streben, Neues zu schaffen; das innerste Wesen der herrschenden Richtung wurde aus einem Positiven zu einem Negativen. Die Romantik der Freiheitskriege verschwand aus der politischen Stimmung und machte dem Hasse gegen die politische Gesamtordnung, gegen die einzelnen Regierungen und gegen die Bundesversammlung Platz. Die Zuneigung zu Rußland und dem Kaiser Alexander verwandelte sich in Groll, das eben noch bitter angefeindete Frankreich wurde bald seiner Kammeropposition wegen bewundert und geliebt. Durch die Presse, auf den Turnplätzen, in der Burschenschaft und in den Verhandlungen der neu eingeführten Stände machte sich die veränderte Stimmung Luft und mehr als eine Flugschrift und mehr als eine Versammlung vertheidigte die Anwendung auch verbrecherischer Mittel, sofern sie zur Beseitigung des Bestehenden geschickt seien. Im südwestlichen Deutschland wurden von den politischen Führern bereits Versuche gemacht, sich mit Handwerkern und Bauern in Verbindung zu setzen, um sie zu geeigneten Werkzeugen heranzuziehen. Man scheint im nördlichen Deutschland nicht recht zu wissen und nicht recht zu glauben, schrieb ein nahe befreundeter und sehr gut unterrichteter Mann im April 1819 an Perthes, daß im Großherzogthum Hessen, welches unter seinen 600,000 Einwohnern 60,000 bewaffnete Landsturmleute hat, die sich ihre Waffen nicht mehr nehmen lassen, die Zügel nur noch formaliter in den Händen der Regierung sind, deren Schwäche täglich kundbarer wird. Volksschriften von entschieden revolutionärer Tendenz circulieren in allen Dorfschaften von Haus zu Haus und werden schon nach Kurhessen, Nassau, Baden u. s. w. verbreitet.

Mit schwerer Sorge für die Zukunft stand mancher edle und bedeutende Mann diesen neuen, damals Liberalismus genannten, politischen Bewegungen gegenüber. Jetzt werden auch Sie wohl zugestehen, schrieb Graf Cajus Reventlow an Perthes, daß ich in den Jahren der ausgedehntesten Hoffnungen keine ganz fehl sehende Kassandra gewesen bin. Welche unglückliche Misgeburt oder welche einigermaßen leidliche Lage der Dinge aus dem Streite hervorgehen wird, weiß ich nicht und weiß wohl niemand. Da mir nun aber einmal, wie Sie schreiben, etwas von der Tendenz, Schlimmes für die Zukunft zu se-

hen, innewohnt, so will ich Ihnen denn auch sagen, daß ich etwas früher oder etwas später eine Revolution fürchte, welche schlimmer ist als alles, was wir bisher erlebt haben. Die in so manchen Schriften zur Schau getragenen Lobeserhebungen der erbmonarchischen Form täuschen mich nicht; sie sind wie die Umwickelungen in der Medicin, durch welche ekelhafte Stoffe genießbar gemacht werden. Gleichheit ist der Hebel des Zeitalters und Gleichheit wird alles verzehren über kurz oder lang. — Das ganze Streben dieser Zeit, heißt es in einem Briefe von Friedrich Leopold Stolberg, ist bewußt oder unbewußt auf politische und religiöse Zerrüttung gerichtet. Lange waren wir gedemüthigt. Da gedachten wir im Kriege an Gott und er erbarmte sich unser: schnell aber vergaßen wir ihn, alles Dichten und Trachten war ohne Gott. Die Verhandlungen der Kammern in München, in Stuttgart, in Darmstadt tragen alle denselben Charakter und erstreben als höchstes und letztes Ziel eine Verfassung, durch welche Frankreich in Anarchie und Despotie gebracht worden ist. Aus Feigheit lassen die Regierungen diesen Kobold der Zeit walten und wir werden, fürchte ich, aufs neue ein verzehrendes Läuterungsfeuer bestehen müssen, bevor nach Jahren uns wieder bessere Besinnung kommt. In Frankreich ist der Teufel nur mit schwachen Stricken gebunden; — wird, wenn er sich losreißt, Deutschland ihm zujauchzen oder ihn bannen? Die gräßliche Möglichkeit liegt vor, daß uns aus der allgemeinen Verwirrung eine vollkommene Barbarei entstehe.

Auch Perthes war von tiefem Mistrauen gegen die lauten Wortführer des Jahres 1819 erfüllt. Den Weg, den Sie wählen, kann ich nicht für den richtigen halten, schrieb er einem Freunde, sondern glaube, daß bürgerliche Freiheit nur dann zu erlangen ist, wenn die Glieder des Staats weniger an sich als an das Ganze denken. Eine solche Gesinnung aber kann in der christlichen Welt nur aus der Demuth vor Gott hervorgehen. Verhält es sich in dieser Weise mit dem Streben, dem Leben und Treiben unserer Liberälen? Ich sage: Nein. In den jetzigen Volksmännern waltet Unfrieden und Zwietracht, weil sie dem Geiste der Selbstsucht dienen, und dieser Geist ist, wie ich fürchte, der Geist, welcher dem Liberalismus eigenthümlich ist. — Würden Sie, fragte Perthes einen heftigen Oppositionsmann, nicht eben so

giftig räsonnieren, wenn die Regierung das Gegentheil von dem, was Sie jetzt angreifen, gethan hätte? Ohne Zweifel, antwortete mit größter Ruhe der Gefragte, und Perthes wußte nun freilich nichts weiter zu sagen.

Nicht in Verboten und Verfolgungen durch die Polizei, sondern nur in dem Streben, auf die Gesinnung tief im Innern unseres Volkes zu wirken, sah Perthes den Weg zur Rettung und wollte deshalb die besten geistigen Kräfte der Nation zu einem Ringen mit dem Bösen und Verkehrten versammelt sehen. Der Boden, auf dem wir stehen, ist bis zur obersten Rinde voll Feuers, schrieb er im Sommer 1819; wer scharfe Sinne hat, wittert den Dampf und sieht die Funken sprühen. Jetzt dürfen die Männer, die im Leben stehen, die Gott fürchten und seine Ordnung ehren, nicht zusehen, wie der Schaden täglich größer wird, als er schon ist. Sehr zu ihrem Nachtheile unterscheidet sich unsere politische Literatur von der Englands und Frankreichs dadurch, daß sie bei uns ausschließlich in den Händen der Stubengelehrten ist. Ein Damm ist hierdurch gezogen zwischen Schrift und Leben, zwischen Worten und Thaten, welcher, wenn nicht bald Abhilfe kommt, gewaltsam zersprengt werden wird. Und dennoch schweigen so viele, die reden könnten und sollten, oder jammern über die böse Zeit nur, wenn niemand als Frau und Kind es hört, und sagen zu ihrer Entschuldigung, daß die politische Schriftstellerei überhaupt nicht wirke; ungeachtet aller Schreiberei bleibe kalt oder warm, wer einmal kalt oder warm sei. So reden nicht allein alte bankerotte Revolutionäre und bequeme und übersatte Diplomaten, die mit dem gemeinen Federvieh sich einzulassen Furcht haben, sondern auch Männer von warmem Herzen und politischer Erfahrung. Staatszeitungen und Staatsflugschriften und Staatszeitungsartikel helfen freilich wenig und gießen, weil sie für bestellte und bezahlte Arbeit gelten, nur Oel ins Feuer. Sollte es aber selbst in diesen Augenblicken größter Gefahr nicht möglich sein, die redlichen und tüchtigen Geschäftsmänner aus allen Ländern Deutschlands zur Herausgabe einer politischen Zeitschrift zu vereinen, damit die bisher in der Literatur unvertretene Wirklichkeit zur Geltung gebracht werde? Noch etwas anderes freilich müßten die Theilnehmer schreiben können, als den Noten- und Protokollstil, und weder ihrer Gesinnung noch ih-

ren äußeren Verhältnissen nach dürften sie nur Diener der Fürsten und Minister sein. Etwas der Art ist, wie ich höre, in Frankfurt im Werke; unter dem Namen „des Lootsen" bereiten sehr ehrenwerthe und erfahrne Staatsmänner die Herausgabe einer politischen Zeitschrift vor, die bei Cotta erscheinen soll. Kommt das Unternehmen zu Stande, so haben alle, die es mit Deutschland gut meinen, die Pflicht, dasselbe in jeder Weise zu unterstützen und nicht nach der gewöhnlichen Weise den, der auf ihr Geschrei das schwere und undankbare Werk begonnen, gleich nach dem Beginn allein zu lassen oder sich selbst durch Tadeln und Nasenrümpfen den Schein noch größerer Weisheit zu geben. Gewinnen wir neben den Machwerken der Marktschreier und der Stubengelehrten eine periodische politische Literatur redlicher, im Leben stehender Männer, so wird ein Kampf möglich, der nicht ohne Aussicht auf Sieg ist.

In der Ermordung Kotzebue's durch Sand am 23. März 1819 trat allen erkennbar die Gestalt hervor, welche die Stimmung der Zeit in erhitzten Köpfen anzunehmen vermöge. Heute ist, schrieb Perthes, die Nachricht von Kotzebue's Ermordung eingetroffen und macht erstaunliche Bewegung in den Gemüthern. So widerlich es ist, eine so schauderhafte Begebenheit mit der gemischten Empfindung, welche das Ende eines Scaramuz hervorruft, in sich aufnehmen zu müssen, so bedeutungsvoll ist sie als schwarzes Zeichen einer entsetzlich aufgeregten Zeit. Parteien, in Leidenschaft bis zum Mord erregt, treten auf; große Misverständnisse von beiden Seiten verschleiern die Wahrheit und die geregelte Ordnung, die in Freiheit errungen werden soll. Kotzebue stand da als Repräsentant einer Partei und als ein sehr talentvoller; von der kurzsichtigen Jugend ward die Gestalt für die Sache genommen und das Verbrechen war begangen. Thue die Augen auf und bleibe besonnen: bedenke, wenn Arndt von einem Höfling oder einem Soldaten ermordet worden wäre, was hätte die wüthende Deutschheit gesagt! — Das Grauenvolle der entsetzlichen Begebenheit liegt mir darin, schrieb er etwas später, daß der Ausbruch eines frevelnden und selbst verschuldeten Wahnsinns fast wie ein durch den Gang der Geschichte nothwendig gewordenes Ereignis erscheint. Nicht der Abscheu gegen den Mörder ist es, den wir der vollbrachten That gegenüber zu-

erst und vor allem fühlen sollen; darauf vielmehr kommt es an, daß wir alle, mögen wir zur Obrigkeit oder zu den Unterthanen gehören, mit demüthigem Herzen in dem von Gott zugelassenen Morde eine letzte, mit gewaltiger Schrift geschriebene Warnung Gottes erkennen, die uns, nachdem alle milderen Mahnungen vergeblich gewesen sind, die Augen aufthun soll über den gesamten Zustand unseres Lebens, der eine solche Blutthat möglich machte, und über die Zukunft, der wir entgegengehen, wenn nicht eine volle und wahre politische Wiedergeburt eintritt. Die Keime zu neuen furchtbaren Ereignissen liegen in dieser That, die nur scheinbar Schuld eines einzelnen ist. Der einmal mit dem Dolche bewaffnete Fanatismus wird nicht bei dem Komödienschreiber Halt machen.

Nach ihren verschiedenen Seiten hin faßten Briefe, welche Perthes im Sommer 1819 von mithandelnden Staatsmännern erhielt, die in der herrschenden Stimmung liegenden Gefahren ins Auge. Wir sehen hier, heißt es in denselben, von Monat zu Monat mit größerer Sorge auf die politischen Richtungen hin, welche im Volke hervortreten. Der Haß gegen die eigenen Regierungen ist furchtbar gewachsen, wir sind bereits in einem Zustande, in welchem die einander gegenüberstehenden Parteien nicht nur sich nicht verstehen können, sondern auch sich nicht verstehen wollen. Ein finsteres Brüten über Gegenstände, welche dem nächsten Kreise ihres Thuns und Treibens ferne liegen, hat sich der Deutschen bemächtigt. Kotzebue's Ermordung ist wie eine aus vulcanischem Boden hervorgeschlagene Flamme; die Flamme ist zu löschen, aber das Feuermeer tief im Inneren bleibt. Die Urtheile über die furchtbare That sind entsetzlicher als die That, und machen die Hoffnung zu Schanden, daß die Stimmung, welche das Ereignis möglich werden ließ, nur in einem kleinen exaltierten Studentenkreise zu Hause sei. Die einzelnen Schuldigen kann man und soll man nach der vollen Strenge des Gesetzes strafen; wollte man aber ein Schreckenssystem durchzuführen versuchen, so würden die Gefahren der drohenden Revolution nur vervielfältigt werden; an der Stelle jedes abgehauenen Schlangenkopfes würden zwei neue Köpfe hervorwachsen. Die Deutschen haben das tiefste Bedürfnis nach Gegenständen gemeinsamer Liebe, gemeinsamer Achtung und gemeinsamer Hoffnung, und dieses Bedürf-

nis hat auch nach dem Siege über Frankreich keine Befriedigung erhalten. Der Sieger vielmehr sieht den Besiegten im Besitz großer nationaler Güter, sieht ihn als Volk geachtet und geehrt und sich selbst alles lebendigen politischen Zusammenhanges und aller politischen Bedeutung beraubt. So sind die Deutschen zu dem Glauben gelangt, statt Gegenstände gemeinsamer Liebe nur Gegenstände des gemeinsamen Hasses zu haben. Keine Anstrengung und keine Gewalt der Regierung ist im Stande, einer solchen Stimmung gegenüber den politischen Zustand für die Dauer zu erhalten. Wir sind verloren oder es muß gelingen, die Nation dahin zu bringen, sich des Bestehenden zu freuen.

Während die Deutschen in Deutschland sich in Unzufriedenheit verzehrten, klangen von Deutschen aus fernen Ländern manche Rufe tiefer Sehnsucht nach dem lieben Vaterland hinüber. Obschon ich, schrieb aus Kurland ein Deutscher an Perthes, mit allen meinen persönlichen Verhältnissen alle Ursache habe sehr zufrieden zu sein, zieht mich die Sehnsucht doch oft recht schmerzlich nach meiner geistigen Heimat. Wohl besteht manches höchst Schöne und Würdige hier bei uns und selbst im kalten Petersburg; es fehlt uns wirklich nichts als warme Luft und warmes Leben: aber, ach, Wärme ist so schön! — Hier auf meinem am Ostseestrande belegenen Gute, heißt es ein anderesmal, wo ich zum Seebade ein paar Wochen verweile und täglich eine Menge Schiffe vorüberziehen sehe, hier am weiten freien Meere ist der rechte Ort, um meine Klagen auszusprechen, daß selbst das geistige Gut des lieben deutschen Landes, welches die See auf ihrem Rücken herüber trägt, in unseren Häfen zur Waare wird. Zollwärter benagen es und die Civilverwaltung durchräuchert es, wie wenn das gelbe Fieber in den Bücherpacken wäre; Bücher sollen uns nichts bringen als Lobsprüche und Danksagungen für Rußland. Ihre letzte Sendung ist wohl glücklich gelandet, aber was hilft das! Die eine Hälfte habe ich glücklich in meine Gewalt bekommen, aber die andere Hälfte ist nach Mitau zum Civilgouvernement abgegangen, so daß z. B. vom Conversationslexikon ich die letzte Hälfte habe und das Civilgouvernement die erste Hälfte; diese nun muß ich von den Beamten zu negotiieren, d. h. hier: zu erkaufen suchen. Unsere Censuredicte sind schon gut in der Ferne, aber in der Nähe sieht man die Wunden, welche das böse Leben schlägt. Wenn

ich vom Auslande her die Fortschrttte der Cultur, die unser Norden macht, warm preisen höre, freut sich mein Herz; aber sehe ich an Ort und Stelle meine zersplitterten Bücher, so erkältet sich an der kalten Wirklichkeit meine Freude. An unserem Staate kann jeder es lernen, daß der Civildienst nicht weniger als der Militärdienst des Principes der Ehre bedarf; ohne Ehre in den Beamten geht alles zu Grunde, und Recht und Gesetz wird zur Fabel. Selbst mit dem besten und stärksten Willen kann die höchste Staatsgewalt das nicht schaffen, was mit Ehre in der Brust sich von selbst macht. — Der Schreiber dieser Zeilen hatte seinem Briefe die Entschuldigung des Beamten, welcher das Bücherwesen besorgte, im Original beigelegt. Euer .... sind die Schwierigkeiten hinlänglich bekannt, heißt es in demselben, welchen das Einbringen von Büchern unterworfen ist, bemerken muß ich aber, daß Eure... selbst daran schuld sind, wenn es nicht besser mit der letzten Sendung gegangen ist. Hätten mich Dieselben früher dieserwegen benachrichtigt, um die gehörigen Einleitungen treffen zu können, so würde jede Unannehmlichkeit zu vermeiden gewesen sein. Unter so bewandten Umständen aber ist das, was ich gethan habe, alles, was mir zu leisten möglich war, und wenn die Herren des Civilgouvernements für ihre Gefälligkeit sich als Gegengefälligkeit das Durchlesen einiger Bücher vorbehielten, so halte ich das nicht für unbillig. Die gehabten Ausgaben berechne ich gelegentlich. — Nun habe ich mich mit dem Zoll arrangiert, schrieb Perthes' Freund etwas später, und werde künftig die gesendeten Bücher schon unversehrt herausholen.

Je länger ich hier bin, um so mehr sehne ich mich nach der Heimat, schrieb eine in dem ersten Kreise Londons lebende Frau an Perthes. An der Seite meines Mannes, bei meinem Kinde, in meinem Hause fühle ich mich wohl, aber England ist und bleibt mir fremd. Merkwürdig ist das Land, aber liebenswürdig nicht: die Frauen sind so wenig oder doch so einseitig gebildet, daß man keine Freude an ihrem Umgange hat, und mitten in dem Gewühle der großen Welt fühle ich mich einsam. Wie sehr England in allem, was Bildung und Erziehung betrifft, zurücksteht, glaubt niemand, der es nicht selbst gesehen hat. Viel könnten die Engländer von uns lernen, und die deutsche Mutter, die gezwungen ist, hier ihre Kinder zu erziehen, ist

sehr zu bedauern. Im Volke fehlt ungeachtet des vielen Redens vom Christenthume das religiöse Element in erschreckendem Grade; von den Geistlichen lebt eine große Zahl gar nicht in ihren Gemeinden, sondern läßt sich durch Vicare vertreten, die Sonntags ihre Gebete halten und sonst sich um wenig kümmern. Es ist fast unbegreiflich, wie man in manchen Dingen so weit und in anderen so zurück sein kann, wie die Engländer. Wenn ich in das liebe Vaterland zurückkehre, so werde ich mehr deutsch sein als vor meinem Aufenthalte in London — darauf verlassen Sie sich. — Gesetzliche Freiheit und politische Sicherheit genießen wir vielleicht in höherem Grade als Deutschland, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Schweden. Der König ist geliebt, will wahrhaft das Beste und besetzt oft gegen den ganzen Staatsrath die erledigten Aemter mit den tüchtigsten Männern. Der Kronprinz gibt große Hoffnungen und ist so allgemein geehrt, daß der Vater selbst zuweilen darüber eifersüchtig wird, obgleich er nicht ohne ihn leben kann, weil er ihn außerordentlich liebt. Das Land arbeitet sich nach allen Seiten hin allmählich in die Höhe und namentlich der Ackerbau hat seit einigen Jahren große Fortschritte gemacht; große Strecken werden jedes Jahr in urbares Land umgewandelt. Nur der Geldmangel ist außerordentlich drückend und die Circulation bei dem Fehlen großer Städte sehr beschränkt. Dieses und das auffallende Misverhältnis zwischen Consumenten und Producenten hindert das schnelle Aufwachsen des Landes; denn geistig erweckt ist es, aber die vorhandenen alten staatswirthschaftlichen Fehler schnell zu verbessern, geht nicht leicht unter der bestehenden Staatsverfassung. Denn jede Veränderung muß nothwendig gegen das Interesse des einen oder des andern der vier Stände anstoßen, durch welche das Land repräsentiert wird; der bedrohte Stand bietet dann alles auf, um noch einen zweiten auf seine Seite zu ziehen und Stimmengleichheit, die eine Aenderung unmöglich macht, hervorzurufen. Da indessen die Nation als Ganzes wirklich das Bessere will und der Presse wenig in den Weg gelegt wird, so arbeitet sich das Gute dennoch langsam aber sicher durch. Mir ist, wie Sie sehen, Schweden lieb und werth, aber wer auf deutschem Boden und in deutscher Luft groß gezogen ist, kann Deutschland nie vergessen; überall wird er ein Fremder sein und sich überall nach lebendigem Zusammenhang mit der

irdischen Heimat seines Geistes sehnen. Hier aber erfahren wir von dem, was Deutschland und die Welt bewegt, wenig oder nichts. Der Schwede hat nur ein Interesse für das, was sein Vaterland betrifft; die wenigen auswärtigen Zeitungen, die zu uns gelangen, können kein Bild der Zeit geben, und deutsche, französische oder englische Bücher sich anzuschaffen, übersteigt bei unserem höchst nachtheiligen Course und bei der Schwierigkeit des Verkehrs alle Kräfte des Privatmannes. — Die deutsche Nation, Regierungen sowohl wie Volk, ist Hypochonder geworden, heißt es in dem Briefe eines andern entfernten Freundes. Ihr redet da drüben so viel von Gefahr und Untergang, daß Ihr aus Furcht vor dem Sterben wirklich sterben werdet; schafft Ihr Euch aber die Todesangst vom Leibe, so seid Ihr gesund, so weit der Mensch auf Erden es eben ist. Ihr habt sehr viel eingebildete Uebel und viel wirkliches Gute; weil Ihr aber Hypochonder seid, werdet Ihr ärgerlich, wenn Euch jemand sagt: Lieber Freund, es steht wirklich nicht so schlimm mit Dir. Seht nur einmal Frankreich an: dort ist viel wirkliches Uebel und viel eingebildetes Gute, aber alle Welt ist doch fröhlich und guter Dinge in dem lustigen Bewußtsein, die große Nation zu sein. Könnte das deutsche Volk einmal die große Tour durch Europa machen, so würde sie es nach ihrer Rückkehr doch ganz erträglich in den vier Pfählen finden.

Die Haltung der Regierungen um die Zeit der Karlsbader Beschlüsse.

Die größeren deutschen Regierungen hatten unmittelbar nach dem Kriege die Nothwendigkeit politischen Schaffens vielleicht nicht weniger lebhaft gefühlt, als das junge, heftig erregte Geschlecht. Manche Stellen aus den ersten Reden am Bundestage würden auch auf der Wartburg mit Jubel aufgenommen worden sein. Die Regierungen aber sollten nicht reden, sondern handeln, und da dennoch auch sie nur die Nothwendigkeit, nicht den Gegenstand des Schaffens erkannten, also zu handeln selbst bei dem besten Willen nicht vermoch-

ten, so ließen sie bald auch das Reden und erschienen nun wie gleichgiltig und theilnahmlos mitten in der wilden Bewegung. Perthes theilte den allgemeinen Unwillen über die Thatlosigkeit der Regierungen und konnte ihn zu Zeiten in herben Worten aussprechen. Von oben muß gehandelt werden, schrieb er einmal, wenn nicht die Ideen, die unten umherturnen, das Uebergewicht erhalten sollen, und dennoch wird von oben ohne einen neuen starken Anstoß sicher nichts geschehen. Das Erscheinen der considérations sur la révolution von Frau von Staël hat wirklich sein Gutes. Die Fürsten werden das geistreiche Werk lesen, weil es in ihrer Salonsprache und Salonmanier geschrieben ist. Wenn sie sehen, wie das Mordbeil der Revolution über dem Haupt des Königs hing, so werden sie, weil sie die Gutherzigkeit der Deutschen nicht kennen, mit Angst und Zittern den Sturm auch gegen ihre Throne brausen hören. Nun vielleicht drängt, wo kein anderer Beweggrund hilft, die Angst zum Handeln. Auch Steffens' Schrift über die gegenwärtige Zeit soll gut und tüchtig sein; ich aber kann sie nicht lesen: sie ist mir zu wortreich und absatzlos. So eine unendliche Wendeltreppe ohne Ausruher läßt den geistigen Athem mir bald ausgehen.

Auch für die Haltung der Regierungen war das Jahr 1819 ein Wendepunkt. Hatten sie unmittelbar nach dem Kriege nichts geschaffen, weil sie nichts zu schaffen wußten, so schufen sie nun auch deshalb nichts, weil sie nichts schaffen wollten. Ihr früheres Nichtkönnen war zugleich ein Nichtwollen geworden. Conserviert sollten nicht nur die Zustände und Einrichtungen werden, welche die innere Triebkraft unserer Nationalität und unserer Geschichte hervorgerufen, sondern auch alle jene Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, welche der matte Strom der letzten inhaltlosen Jahrhunderte an seinen Ufern abgesetzt hatte. Der schon durch das Wartburgsfest gegen jeden politischen Gegner heftig aufgeregte Argwohn der Regierungen sah sich nicht ungern zum schroffen Handeln gedrängt, nachdem die europäischen Mächte im Herbste 1818 in Aachen zusammengetreten waren. Sehr allgemeine Anerkennung fand zwar der Aachener Congreß, als er die bairischen Versuche, einen Theil Badens an sich zu bringen, vereitelte und das Zusammenbleiben des Großherzogthums, so wie die Erb-

folge der Grafen Hochberg feststellte. — Wir haben hier im Kleinen ein ganzes Geschichtsschauspiel durchgemacht, schrieb an Perthes ein Staatsmann in bedeutender Stellung Anfang 1819. Baden und die Ruhe von Süddeutschland stand auf dem Spiele. Dem Ausgange dankt Baden seine Verfassungsurkunde und Deutschland hat erlangt, daß wenigstens Einer seiner Staaten sich ganz dem Bundesverhältnisse hingibt. Vortrefflich benahm sich der König von Würtemberg, klug und kräftig als edelgesinnter Nachbar; sein Auftreten und Badens Landesbewaffnung hielt Baiern von dem beabsichtigten Gewaltschritte ab und auf dem Congresse in Aachen wurde man bereitwillig, denen zu helfen, die sich selbst zu helfen beschlossen hatten. Die Sache naht jetzt ihrem völligen Ende, und Baden wird nichts verlieren. Der Tod des Großherzogs, wäre er früher erfolgt, hätte ohne allen Zweifel den Ausgang sehr geändert; sein Leben erstreckte sich gerade so weit, um sein Land während der gefährlichen Conjuncturen mit seinem Rechte, seinem Namen und selbst mit seiner Krankheit und deren tiefem Eindrucke auf die Gemüther der Monarchen zu decken. Den Gerüchten, daß er vergiftet worden, scheint schon dieser Umstand zu widersprechen; solch schwarzes Verbrechen, unserer Zeit und Sitte fremd, wäre besser berechnet worden. Der jetzige Großherzog wird das gerettete Land unfehlbar zu großem Gedeihen fördern und frisches Leben wird sich in der ständischen Verfassung entwickeln. Deutschland ist den Mächten, die in Aachen versammelt waren, zu großem Danke verpflichtet.

Abgesehen aber von diesem einzelnen Verhältnisse, wurden die sehr geheim gehaltenen Verhandlungen des Congresses mit großem Mistrauen betrachtet. Vereinigt stellen sich, schrieb damals Perthes, die europäischen Fürsten den noch zwischen Schlafen und Wachen liegenden Nationen gegenüber und wollen als Großschneidermeister denselben das Kleid anmessen, das sie tragen sollen. Regiert freilich müssen wir werden, und Monarchen und Fürsten müssen wir haben, aber leibeigen brauchen wir deshalb doch nicht zu sein. — Lebhaft spricht sich das Gereizte der Stimmung jener Monate in einem Briefe aus, den Perthes Ende December 1818 empfing. In Weimar kam ich, heißt es in demselben, diesesmal mit Kaiser Alexander wie vor zwölf Jahren mit Kaiser Napoleon in Collision. Ich fand alle Gemüther

fast eben so wie damals in Unruhe und Aufregung; selbst Goethe redete von nichts als von der Maskerade, in welcher er den hohen Herrschaften seine eigenen vorzüglichsten Dichtungen personificiert vorführen wollte. Vor zwölf Jahren hatte Napoleon große Eile, aber er kam von Paris, ging, ich weiß nicht wohin, und hatte in seinem Gefolge einige hundert Kanonen. Große Eile hatte jetzt auch Alexander, aber er kam — von Aachen, ging — nach Petersburg und hatte als Gefolge einige zwanzig Wagen voll simpler und vornehmer Lakaien theils mit spitzen theils mit stumpfen Nasen. Es scheint doch wirklich selbst zwischen Kaisern noch ein Unterschied zu sein. Das wissen die Herren Lieutenants auch; über alle Maßen habe ich in Erfurt von den Officieren auf Napoleon schimpfen hören. Solches kommt mir, nachdem derselbe auf St. Helena residiert, vor wie Blumenbach's zornige Ereiferung über die schändliche Gesinnung der Skorpione, wenn er selbige in Spiritus eingemacht seinen Zuhörern vorzeigt. — Unleugbar hat der Aachener Congreß, schrieb im Frühjahr 1819 ein scharfblickender Staatsmann an Perthes, die früher allgemein verbreiteten Ansichten über Frankreich und über Rußland gradezu umgekehrt. Jedermann ist der Meinung, daß man in Aachen viel Verkehrtes ziemlich einträchtig gewollt und vorbereitet habe, und jedermann glaubt, daß das in Aachen Vorbereitete innerhalb und außerhalb Deutschlands schon jetzt zur Ausführung gekommen sein würde, wenn die gleich nachher beabsichtigte Ministerialveränderung in Frankreich geglückt wäre. Weit und breit hat sich daher im Volke die Meinung verbreitet, daß Deutschland durch die liberale Partei Frankreichs gegen seine eigenen Fürsten geschützt und Frankreich dafür zu großem Danke verpflichtet sei. Wohin solcher Glaube, wenn Begebenheiten zum Handeln drängen, führen kann, ist leicht zu sehen. Dagegen hat das Gewicht, welches Kaiser Alexander auf die von Stourdza dem Aachener Congreß überreichte Schrift legte, eine antirussische Stimmung aufkeimen lassen. Man beginnt Gefahr für die höchsten geistigen und nationalen Interessen von dieser Seite her zu fürchten und glaubt zugleich, Rußlands zur Sicherung des deutschen Territorialbestandes gegen Frankreich für lange Zeit entbehren zu können.

Wenige Wochen schon nach beendetem Congresse traten die deut-

chen Regierungen mit den Gewaltwaffen des Staates gegen die Zerstörungsangriffe auf, welche im Volke zunächst noch mit geistigen Waffen versucht worden waren. Im Frühjahr 1819 wurden die Turnplätze geschlossen, im Laufe des Sommers viele Verhaftungen vorgenommen und in noch weiteren Kreisen Haussuchungen angestellt. Vor acht Tagen hat Besser seine Reise angetreten, schrieb Perthes am 17. Juli. Als er nach Berlin kam, wurden grade Reimer's Papiere versiegelt und die Polizei untersuchte zwei Tage hindurch dessen Haus. Die preußische Regierung meinte in den Briefen einiger kurz zuvor Arretierten Verdächtiges gegen Reimer gefunden zu haben. Ich meinestheils kann überhaupt nicht glauben, daß man finden wird, was man sucht, das Project nemlich einer allgemeinen deutschen Republik, und fände man wirklich solch Vorhaben, so sollte man die Menschen, die so etwas wollen, ins Narrenhaus sperren, statt sie zu richten. Unsere Deutschen und unsere Verhältnisse in einer Republik! Es hat gewiß niemand solch einen tollen Plan gehabt; ich kanns nicht glauben. Reimer insbesondere ist abgesehen von allem anderem zu sehr Stockpreuße, um so an Deutschland sich zu setzen, und ist geistig viel zu abhängig von Schleiermacher, um an wahnsinnigen Unternehmen sich zu betheiligen. Was aber auch aus dem Einschreiten der Regierungen sich ergeben mag, immer wird es das Gegentheil von dem sein, was diese zu erreichen gedachten, und so treibt das Rad des Schicksals sich immer weiter; Gott aber lenkt zur rechten Zeit. — Es wird wieder bunt aussehen in Deutschland, schrieb Perthes in einem anderen Briefe. Eine neue Welt will sich gestalten, aber es scheint nicht, daß ein heiterer Morgen unserer wartet: schneidende Winde der Kälte geben dem Sonnenaufgang voraus. — Wenn ich auf Deutschland im ganzen blicke, heißt es zu Anfang 1819 in dem Briefe eines politisch sehr unterrichteten Mannes, so fließen die allerlei bunten und sogar heiteren Farben, die das einzelne zeigen mag, mir in ein ziemliches Grau, man könnte es auch wohl Schwarz nennen, zusammen. Auch Sie finden den jetzigen Zustand langweilig: Langeweile ist die dunkelste Farbe. Für die Gegenwart soll nichts geschehen, damit zu einem politischen Gebäude für die ferne Zukunft die ersten Bausteine zusammengebracht werden können. Unser jetzt lebendes Volksgeschlecht

gilt gleichsam wie nicht berechtigt den Nachkommen gegenüber, wie wenn wir Jetztlebenden keinen Anspruch machen könnten, das Bessere, das sich bereiten läßt, auch selbst noch zu genießen. Haben wir denn nicht dasselbe Recht, wie unsere Nachkommen, und ist es nicht Schmach und Schande und Unglück, wenn die Entwickelungen eines ganzen Volkes so wie bei uns sich immer weiter verspäten und am Ende die allgemeinen Naturkräfte mehr dabei thun als die sittlich besonnenen? Langsam schleppen sich unsere allgemeinen Angelegenheiten weiter; die ungeheuersten Zuschüsse von Eifer und Talent der einzelnen halten das schlecht bestellte Triebwerk nicht im Gange. Der Bundestag bringt alles nur zu einem gewissen Punkt; da bleibt es liegen. Unsere Ständesachen schleichen mühsam und trübselig aus schwerem Ringen hervor: überall sind die Schwingen schon im voraus zerschnitten, der Muth gekühlt; an manchen Orten wagt man es trotz dieser Vorkehrungen doch noch nicht mit ihnen. Alles Gewonnene steht jeden Augenblick immer noch ganz auf dem Spiele; nichts haben wir in Sicherheit gebracht, nicht einmal unsere Grenzen und unser Vertheidigungswesen. Und dennoch stehen wir nicht still; es ist zum Erstaunen, wie alles fortschreitet, aber nur als Begebenheit, die mächtiger ist als die Menschen; und der die Menschen daher jeden Augenblick erliegen können. Ist das nicht Revolution und können Sie es leugnen, daß wir uns inmitten der Revolution bewegen, obschon wir es, getäuscht durch die polizeiliche Ruhe, nicht ahnen? Wie ragt Frankreich mit seinem starken Geiste freien Lebens über uns in dieser Beziehung hervor!

Die beiden großen deutschen Staaten wußten sehr wohl, daß mit allen polizeilichen Verfolgungen wenig geholfen sei. Mochte in dem einen deutschen Lande auch noch so viel geschehen, so war es vergebens, wenn in andern deutschen Ländern wenig oder nichts geschah. Presse, geheime Verbindungen, Universitäten konnten auf alle deutschen Staaten einen tiefen und erschütternden Einfluß üben, so lange sie auch nur in einem einzigen deutschen Staate eine Stätte fanden, um ihre Angriffe zu bereiten. Die Regierungen hatten in den wenigen seit dem Wiener Congreß verlaufenen Jahren erkennen gelernt, daß auch sie, um die äußerlichste Ordnung erhalten zu können, der

Einheit Deutschlands bedürften. Der Bundestag aber schien den beiden Großmächten nicht geeignet, starke einheitliche Maßregeln herbeizuführen. Es war nicht nur die Verhandlung mit so vielen Gesandten, sondern auch der Widerspruch von Männern wie Wangenheim, Gagern, Lepel und mancher anderer zu fürchten. Fürst Metternich forderte daher eine kleine Anzahl größerer deutscher Höfe auf, Bevollmächtigte zu Conferenzen nach Karlsbad zu senden, welche im Juli und August 1819 gehalten werden sollten. Jedem politisch lebendigen Mann mußte sofort die Frage nach den Gesichtspunkten sich aufdrängen, von denen aus in Karlsbad die schwierigen Verhältnisse behandelt werden könnten und würden.

Perthes hatte während der Jahre 1818 und 1819 mit mehreren Bundestagsgesandten in einem lebhaften Briefwechsel gestanden. Zunächst waren in demselben die Maßregeln gegen den Nachdruck, die Einrichtung des Oberappellationsgerichts in Lübeck, die für die Hansestädte damals sehr wichtige Barbareskenfrage und die Gestaltung der Bundeskriegseinrichtungen in Hamburg zur Sprache gebracht worden. Zugleich aber verschaffte Perthes sich durch diesen schriftlichen Verkehr Einsicht in die Pläne, welche mithandelnde Männer für die Fortbildung der Bundesverfassung hegten. Die Ansichten, welche er sich durch diese Briefe, durch mehrere ihm mitgetheilte Denkschriften und durch Gespräche mit Männern aller Art festgestellt hatte, theilte Perthes hierhin und dorthin mit. Etwa im Folgendem lassen sie sich zusammenfassen.

Ehrlich und redlich müssen die Regierungen, meinte er, dem allgemeinen Streben nach etwas Gemeinsamem die Hand bieten; es macht sich sonst ohne sie und früher, als sie denken, Luft, und ein kleines Feuer kann den großen Wald in Brand setzen. Es genügt nicht, daß jede Regierung nur innerhalb der Grenzen ihres Landes handele, und es ist nicht möglich, das gemeinsame Deutsche so lange zu verschieben, bis in allen einzelnen Staaten alles geordnet ist. Wenigstens etwas Gemeinsames muß dem Ganzen zu thun gegeben werden, woran sich die Hoffnung auf ein mehreres halten und die Geduld sich stärken kann, und dieses Etwas muß das Wichtigste wenigstens berühren. Das Wichtigste aber ist, daß Deutschland als Deutschland nicht weniger

selbständig als Frankreich oder England in Europa dastehe. Die Verhandlungen der baierisch-badischen Streitigkeit vor einem europäischen Tribunal, die russischen, französischen und englischen hortatoria und dehortatoria an den Kurfürsten von Hessen, die außerhalb des Bundes geführten Verhandlungen über die Bundesfestungen und vieles andere der Art sind ein Aergernis und eine Schmach für die deutsche Nation und haben den Glauben verstärkt, daß Oestreich und Preußen den Bund nicht als Zweck, sondern als Mittel ansehen und, weil sie lieber im Verein mit den europäischen Mächten als im Verein mit der Bundesversammlung über die deutschen Angelegenheiten verfügen wollen, das gänzliche Stocken des Geschäftsganges in Frankfurt hervorgerufen haben. Nicht bloß der baierische Gesandte wird bei seinem Hofe Dank verdienen, wenn er berichtet, es sei Gottlob in der Bundesversammlung nichts Bemerkenswerthes vorgefallen; man finde sich vielmehr allmählich darein, die Sitzungen auf eine in der Woche zu beschränken; es sei wieder glücklich gelungen, Ferien auf drei Wochen anzusetzen, und die Zeit der großen Ferien werde schon berechnet. Für manche Gegenden Deutschlands ist, heißt es weiter, bereits die Zuversicht verschwunden, auf immer zu Deutschland zu gehören, mit Deutschland zu stehen und zu fallen. Im Norden und im Westen lebt man sich in den Glauben hinein, gelegentlich von Deutschland aufgegeben und einem europäischen Staate überlassen zu werden. Wahrlich der Schmerz und der Zorn über das Entbehren jeglicher Nationalehre ist nur zu gerecht und schreit um Abhilfe. Abhilfe aber kann nur geschaffen werden, wenn eine selbständige Politik des Bundes zum eigentlichen Kern desselben wird. Die Bewohner Oestreichs und Preußens freilich fühlen bei der europäischen Geltung ihrer Regierungen das Bedürfnis, Deutschland als europäische Macht in der Reihe der Nationen genannt und geachtet zu sehen, weniger lebhaft als jeder andere Deutsche; aber grade wegen dieses Bewußtseins der Ungleichheit spricht sich im nichtöstreichischen und nichtpreußischen Deutschland der Ingrimm nur um so stärker aus, bald als Neid der Entbehrenden gegen die Genießenden, bald als Furcht vor einer früheren oder späteren völligen Unterordnung. Man will in Europa nicht durch Oestreich und Preußen geschützt, sondern man will in Europa als Deutscher wirklich repräsentiert sein. Alles

auf einmal kann freilich nicht geschehen, aber ein erster Schritt darf doch nicht aufgehalten werden, und ein solcher erster Schritt wäre es, wenn in der Bundesversammlung eine in mannigfacher Weise denkbare Commission für die auswärtigen Angelegenheiten niedergesetzt würde, welche die Angelegenheiten des Bundes als einer europäischen Macht zu führen und sofort Gesandte bei den europäischen Mächten zu beglaubigen hätte. Sehr bald würde sich als Folge dieses ersten Schrittes ergeben, daß die Gesandtschaften der einzelnen deutschen Staaten mit Ausnahme Oestreichs und Preußens von selbst verschwänden, und dann wäre die Zeit gekommen, auch das schwierige Verhältnis der Gesandten des Bundes zu denen der beiden Großmächte ins Auge zu fassen.

Mit der wachsenden Einheit nach außen sollte die wachsende Einheit im Innern Hand in Hand gehen. Gemeinschaft der Kriegsmacht aller einzelnen Staaten hat durch Einsetzung der Bundesmilitärcommission wenigstens begonnen, heißt es in den vielen während des Sommers 1819 zwischen Perthes und seinen politischen Freunden gewechselten Briefen, aber Gemeinschaft des Handels und Verkehrs, gemeinsame Anordnungen über Zoll, Buchhandel, Nachdruck, Postwesen, Münze, Maß, Gewicht und viele andere Gegenstände sind eben so wie ein Bundesgericht ein sehnsüchtig erstrebtes Bedürfnis, dessen Befriedigung zwar mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber möglich wird, wenn man nur nicht alles auf einmal und alles auf einem und demselben Wege erreichen will. Wollte man Oestreichs eigenthümliche Lage, die ihm die enge Gemeinschaft mit den Bundesstaaten für viele Verhältnisse unmöglich macht, wollte man die besonderen Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Staaten nicht anerkennen, wollte man schonungslos gegen eingebildete Befürchtungen und verjährte Vorurtheile verfahren, so würde man, weil man alles erreichen will, nichts erreichen. Mögen daher immerhin einzelne Staaten anfangen, sich über einzelne Verhältnisse durch besondere Verträge zu einigen, und den anderen den späteren Zutritt offen halten und selbst einen versuchsweisen Zutritt auf zwei, auf vier, auf fünf Jahre gestatten. Der Zug der Dinge, wenn ihm nur der Weg eröffnet ist, wird schon nachdrängen und mehr bewirken, als es bei den bestehen-

den eifersüchtigen Vorurtheilen eine allgemeine Anordnung vermöchte. Anomalien sind nicht einmal in einem Staate, viel weniger also im Bunde ein Unglück, und die Bundesversammlung ist da, um die Zersprengung der Einheit durch die Einzelverträge zu verhüten und die möglichste Gemeinschaftlichkeit herbeizuführen. Sie bedarf aber, damit sie auch nur die Möglichkeit zur Lösung dieser Aufgabe erhalte, einer Ergänzung, für deren nähere Einrichtung bereits ein Vorbild in der dem Bundestage zugesellten technischen Militärcommission gegeben ist. Sachverständige aus allen Bundesstaaten müßten für die verschiedenen Geschäftskreise in Frankfurt versammelt und in verschiedene Commissionen vertheilt werden; sie würden eine Art zweiten, aus dem Volke genommenen Rath bilden und besser als die Regierungsmänner wissen, wo uns der Schuh drückt. Mit ihnen in Gemeinschaft wäre die Bundesversammlung im Stande, eine reelle Thätigkeit zu üben, und nur wenn sie reelle Thätigkeit übt, kann sie eine Macht in Deutschland sein, und nur wenn sie eine Macht ist, kann sie hoffen, dem drohenden Umsturze Deutschlands mit Erfolg entgegen zu treten.

Die Briefe, welche Perthes im Sommer 1819 aus Frankfurt erhielt, konnten indessen keine Hoffnung erwecken, daß in Karlsbad wirklich kräftige Versuche zur Ausbildung des Bundes gemacht würden. Wir wollten, schrieb ihm ein Freund, die Karlsbader Conferenz segnen, wenn sie auch nur einen ersten Schritt, um Deutschland als Deutschland zur Geltung zu bringen, thäte, aber meine Befürchtungen sind stärker als mein Vertrauen. Männer, die zu den politischen Detaillisten, nicht zu den Großhändlern gehören, haben jetzt das Regiment; Gegenständen von nationaler Bedeutung sind sie nicht gewachsen. Die Leute in Karlsbad hat offenbar die Angst zusammengetrieben und von manchem derselben möchte man, wenn sie sich in ihrer Angst selbst überlassen bleiben, wenig Gutes erwarten, so z. B. von Graf Münster und Graf Rechberg, die den früheren besseren Erwartungen nicht entsprochen haben. Preußen ist vor allem berufen, die Leitung zu übernehmen; aber wer glaubt an seine Ehrlichkeit? Nicht durch schöne Worte, sondern nur durch die That wäre das Mistrauen zu beseitigen, daß es Deutschland durch allmählich anschlie-

ßende Krystallisationen an das Preußenthum zu einer nationalen Einheit erheben wolle; aber die Preußen scheinen in allen Beziehungen von Gott verlassen und immer nur auf das Widersinnigste auszugehen; ich hoffe vom Grafen Bernstorff in Karlsbad nichts. Oestreich fühlt sich in seinen eigenen Landen sicher und würde sich daher eine gewisse Praxis liberaler Grundsätze bei anderen wohl gefallen lassen, wenn es nur mit Ruhe und Ordnung zugehen könnte. Metternich ist persönlich der Bundeseinheit geneigt, mehr als die anderen östreichischen Minister, aber Ruhe ist ihm das erste. Als er vom Aachener Congreß zurückkam, war er voll kindlicher Freude über das seiner Meinung nach dort gelungene Werk der vollkommenen Beruhigung Europa's. Nun könne, sagte er, jeder hingehen und lange Zeit hindurch ruhig seinen Kohl bauen, und wenn den Gesandten verboten würde, an ihre Höfe zu berichten, so würde die einzige Ursache zu Differenzen entfernt sein. Die Richtung des Königs von Würtemberg ist deutsch, und ich habe Ursache zu glauben, daß des Grafen Wintzingerode Instructionen nicht die schlechtesten sind. Von Nassau wird Herr von Marschall hingehen; er ist der Uebelste nicht, weil er klug ist und daher bei aller persönlichen Neigung zu durchgreifenden Maßregeln dennoch im rechten Augenblicke einzulenken versteht. — Die durch solche Mittheilungen hervorgerufene Unruhe zu beschwichtigen, waren die Briefe, welche Perthes aus Karlsbad empfing, wenig geeignet. Was die Freiheit der Presse betrifft, schrieb ihm Adam Müller, so bin ich nicht bezahlt, ihr entgegen zu arbeiten. Passieren doch meine Schriften vielfach die Censur in Wien nicht! Aber zuvörderst diene ich nicht einer Staatschimäre, die ich nach meiner Einsicht deuten könnte, sondern einem leibhaftigen Kaiser von Fleisch und Blut, dessen Wille mein Gesetz ist; dann bin ich Katholik, also von der Partei derer, welche glauben, daß die Wahrheit bereits vorhanden und nicht erst unter dem Schirme der Preßfreiheit zu entdecken sei; endlich halte ich dafür, daß die vorhandene weltliche Autorität um jeden Preis gerettet werden muß, wenn auch nur als Unterbau und nicht um ihrer Selbstheit wegen. Daher sage ich: „Keine Censur, keine Obrigkeit", wie die Episkopalen des 17. Jahrhunderts: „no bishop no king", aber ich sage es mit blutendem Herzen und mit tiefem Gram darüber, daß

wir so weit gesunken sind, den Beamtenklauen unseres Jahrhunderts die geistige Obhut überlassen zu müssen.

Am 31. August 1819 war die letzte Sitzung der in Karlsbad versammelten Minister; die gefaßten Beschlüsse wurden den in Karlsbad nicht vertreten gewesenen Regierungen mitgetheilt und ihnen aufgegeben, ihre Gesandten am Bundestage sofort mit der nöthigen Instruction zu versehen, damit die Karlsbader Schlüsse zu Bundesschlüssen erhoben und dadurch bindend für ganz Deutschland gemacht werden könnten. Da den einzelnen Regierungen keine Zeit gelassen war, sich unter einander zu bereden, und keine derselben für sich allein dem Willen der beiden Großmächte entgegenzutreten wagte, so wurden am 20. September schon die Karlsbader Beschlüsse einstimmig von der Bundesversammlung anerkannt. Sie legten bekanntlich allen einzelnen Staaten die Pflicht auf, für Schriften unter zwanzig Bogen Censur und für jede Universität die Beaufsichtigung durch einen besonderen landesherrlichen Bevollmächtigten anzuordnen. Von Bundes wegen sollte außerdem eine Centralbehörde in Mainz zur weiteren Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe eingesetzt, eine provisorische Executionsordnung zur Anwendung gebracht und eine Commission zur Unterdrückung gefährlicher Schriften eingesetzt werden.

Der folgenreiche und lange nachwirkende Eindruck, den die Karlsbader Schlüsse in fast ganz Deutschland machten, sprach sich auch in den Briefen an Perthes bald als Schmerz und Trauer, bald als Zorn und Ingrimm aus. Ich habe Sie nicht gesehen, schrieb Sartorius aus Göttingen, seit Ihrer Durchreise ins Hauptquartier im Winter 1813; damals in militärischer Kleidung, sprudelnd von Hoffnung und nun — welche lange, lange Zeit, erfüllt von getäuschten Erwartungen, Herabstimmungen und Aussichten ins Leere, liegt zwischen damals und jetzt! Bildet sich nicht bald in der Mitte der beiden Parteien, die sich einander den Tod geschworen haben, eine feste Macht, die, selbst Maß haltend, das Maßlose der einen wie der andern zu überwältigen vermag, so verfallen wir der Revolution, die freilich nur ein Durchgangspunkt ist, aber der Durchgangspunkt entweder zur Despotie oder zur Anarchie. — Wie im wilden Fieber raste Görres' fliegende Phantasie in einem Briefe, den er am 2. October 1819 an Perthes schrieb. Sie

werden, heißt es in demselben, die Karlsbader Beschlüsse erhalten haben. Man muß gestehen, daß diesen Leuten ein schätzbares Talent innewohnt, immer das Gegentheil von dem hervorzubringen, was sie bezwecken, und daß es keine ärgeren Unruhstifter gibt, als diese Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluten anschüren. Ich kann mirs gar nicht anders klar machen, als daß sie Würmer in den Hirnkammern sitzen haben; dann bekommen die Hämmel bekanntlich die Drehkrankheit und werden wüthend in ihrer Art, freilich nicht in blutdürstiger Weise, aber sie stampfen, trommeln, blasen und fauchen und ihre Sanftmuth scheint sehr zornig. Man sollte glauben, Leute, die durch ihre Stellung die Sachen von oben her betrachten, müßten schon deswegen eine ruhige, feste Ansicht gewinnen; aber weit das Gegentheil. Weil sie schwache Köpfe haben, werden sie gleich schwindlig auf ihrer Höhe; so wie sich etwas regt, geht die Welt um sie her im Kreise herum; sie fürchten, die Häuser schlügen ihnen die Köpfe ein und die Bäume schritten einher und spießten sie. Man kann sich eben nicht verhehlen, daß, so lange dies Geschlecht beschränkter, verzagter, jämmerlicher Menschen, die mit lachendem Muthe einmal im tiefsten Abgrunde des Schimpfes, der Schande und der Niederträchtigkeit gelegen haben und dann vom umkreisenden Rade gefaßt und auf die Höhe geführt sind und dort oben nichts als Kleinmuth, Angst und Todesschrecken mitten in kläglichem Hochmuth empfinden, daß, so lange diese Schächer an der Spitze der Geschäfte stehen, kein Heil zu erwarten ist und kein Glücksstern über Deutschland leuchten wird. Inzwischen hat ihnen die Noth die Vollziehung des 13. Artikels abgedrungen. Wie sie ihn zu vollziehen gedenken, haben sie freilich deutlich genug ausgesprochen; aber das hat wohl alles gute Wege. Was sie geben, ist gegeben, was sie vom Rechte nicht gegeben, wird ihnen abgenommen, und so kommt die Sache, freilich unter Streit und Stößen, doch ins rechte Gleis. Am allerlächerlichsten ist, was sie über Preßfreiheit verfügt; sie könnten wohl leichter ein Sieb mit Flöhen hüten, als das Gedankenreich in ihre Pferche sperren. Ich möchte gleich Idyllen dieser neuen diplomatischen Schäfer schreiben und die Noth und Angst schildern, in der diese Jammerbilder sich die saure Last aufgeladen haben, Ure, Einhörner und

sonstiges ungebändigtes Vieh zu weiden; sie werden sich in diesem Garten die saftigsten und schmackhaftesten Stechäpfel zum Dessert ziehen. Als ich mein Buch schrieb, habe ich selbst nicht geahnet, daß es bestimmt sei, als die Declaration des gesunden Menschenverstandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beschlüssen auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen ist. — Ein wunderlicher Gegensatz zu diesen wilden Worten war es, wenn das Mitglied eines kleineren deutschen Fürstenhauses an Perthes schrieb: Was sagen denn Sie zu den sogenannten politischen Umtrieben? Viel Freigeisterei, Ansprüche und Forderungen werden freilich laut und Schwindelköpfe sind genug da; aber die Sache wird doch so schlimm nicht sein. — Auf Perthes' Antwort folgte dann im December die Entgegnung: Wie Sie so schreiben können, wie Sie es gethan haben, begreife ich bei Ihrem sonstigen Vertrauen auf die Vorsehung und bei Ihrer Freude an politischer Reibung nicht. Warum sollte die Freiheit verloren sein? Ich hoffe, es findet sich alles, und wenn die Auswüchse und Misbräuche ein wenig eingeschränkt werden, schadet es wohl nicht. Etwas wahrhaft Wissenswürdiges wird gewiß nicht unterdrückt; das Gute arbeitet sich schon durch und die englische Preßzügellosigkeit scheint mir wahrlich auf keinen Fall wünschenswerth. Nachdem der erste Unmuth vorüber ist, wird man sich schon zufrieden geben und wird ohngefähr eben so viel Gutes sagen können, wie vorher, wenn man nur Anstand und Schonung zu beobachten weiß.

Die Größe der Aufregung, welche die Karlsbader Beschlüsse hervorriefen, hatte ihren Grund wohl weniger in deren Strenge als in der durch dieselben rücksichtslos ausgesprochenen Verneinung alles dessen, was damals das Volk bewegte. Nicht in dem, was die Conferenzen gethan, schrieb Perthes im Herbst 1819, sondern in dem, was sie nicht gethan haben, liegt das Böse und liegt die Gefahr. Wollen die Beschlüsse wirklich nichts weiter als das, was sie sagen, so thun sie keinen Schaden und unterdrücken manches Böse; wollen sie aber ein anderes oder ein mehreres, so werden sie es nicht durchsetzen. Daß dagegen in diesen Augenblicken unermeßlicher Gefahr die Staatsmänner der größten deutschen Regierungen sich zur Berathung über die Rettungsmittel versammeln und nichts, gar nichts thun, um für das Bedürfnis

chen Regierungen mit den Gewaltwaffen des Staates gegen die Zerstörungsangriffe auf, welche im Volke zunächst noch mit geistigen Waffen versucht worden waren. Im Frühjahr 1819 wurden die Turnplätze geschlossen, im Laufe des Sommers viele Verhaftungen vorgenommen und in noch weiteren Kreisen Haussuchungen angestellt. Vor acht Tagen hat Besser seine Reise angetreten, schrieb Perthes am 17. Juli. Als er nach Berlin kam, wurden grade Reimer's Papiere versiegelt und die Polizei untersuchte zwei Tage hindurch dessen Haus. Die preußische Regierung meinte in den Briefen einiger kurz zuvor Arretierten Verdächtiges gegen Reimer gefunden zu haben. Ich meinestheils kann überhaupt nicht glauben, daß man finden wird, was man sucht, das Project nemlich einer allgemeinen deutschen Republik, und fände man wirklich solch Vorhaben, so sollte man die Menschen, die so etwas wollen, ins Narrenhaus sperren, statt sie zu richten. Unsere Deutschen und unsere Verhältnisse in einer Republik! Es hat gewiß niemand solch einen tollen Plan gehabt; ich kanns nicht glauben. Reimer insbesondere ist abgesehen von allem anderem zu sehr Stockpreuße, um so an Deutschland sich zu setzen, und ist geistig viel zu abhängig von Schleiermacher, um an wahnsinnigen Unternehmen sich zu betheiligen. Was aber auch aus dem Einschreiten der Regierungen sich ergeben mag, immer wird es das Gegentheil von dem sein, was diese zu erreichen gedachten, und so treibt das Rad des Schicksals sich immer weiter; Gott aber lenkt zur rechten Zeit. — Es wird wieder bunt aussehen in Deutschland, schrieb Perthes in einem anderen Briefe. Eine neue Welt will sich gestalten, aber es scheint nicht, daß ein heiterer Morgen unserer wartet: schneidende Winde der Kälte gehen dem Sonnenaufgang voraus. — Wenn ich auf Deutschland im ganzen blicke, heißt es zu Anfang 1819 in dem Briefe eines politisch sehr unterrichteten Mannes, so fließen die allerlei bunten und sogar heiteren Farben, die das einzelne zeigen mag, mir in ein ziemliches Grau, man könnte es auch wohl Schwarz nennen, zusammen. Auch Sie finden den jetzigen Zustand langweilig; Langeweile ist die dunkelste Farbe. Für die Gegenwart soll nichts geschehen, damit zu einem politischen Gebäude für die ferne Zukunft die ersten Bausteine zusammengesucht werden können. Unser jetzt lebendes Volksgeschlecht

gilt gleichsam wie nicht berechtigt den Nachkommen gegenüber, wie wenn wir Jetztlebenden keinen Anspruch machen könnten, das Bessere, das sich bereiten läßt, auch selbst noch zu genießen. Haben wir denn nicht dasselbe Recht, wie unsere Nachkommen, und ist es nicht Schmach und Schande und Unglück, wenn die Entwickelungen eines ganzen Volkes so wie bei uns sich immer weiter verspäten und am Ende die allgemeinen Naturkräfte mehr dabei thun als die sittlich besonnenen? Langsam schleppen sich unsere allgemeinen Angelegenheiten weiter; die ungeheuersten Zuschüsse von Eifer und Talent der einzelnen halten das schlecht bestellte Triebwerk nicht im Gange. Der Bundestag bringt alles nur zu einem gewissen Punkt; da bleibt es liegen. Unsere Ständesachen schleichen mühsam und trübselig aus schwerem Ringen hervor: überall sind die Schwingen schon im voraus zerschnitten, der Muth gekühlt; an manchen Orten wagt man es trotz dieser Vorkehrungen doch noch nicht mit ihnen. Alles Gewonnene steht jeden Augenblick immer noch ganz auf dem Spiele; nichts haben wir in Sicherheit gebracht, nicht einmal unsere Grenzen und unser Vertheidigungswesen. Und dennoch stehen wir nicht still; es ist zum Erstaunen, wie alles fortschreitet, aber nur als Begebenheit, die mächtiger ist als die Menschen; und der die Menschen daher jeden Augenblick erliegen können. Ist das nicht Revolution und können Sie es leugnen, daß wir uns inmitten der Revolution bewegen, obschon wir es, getäuscht durch die polizeiliche Ruhe, nicht ahnen? Wie ragt Frankreich mit seinem starken Geiste freien Lebens über uns in dieser Beziehung hervor!

Die beiden großen deutschen Staaten wußten sehr wohl, daß mit allen polizeilichen Verfolgungen wenig geholfen sei. Mochte in dem einen deutschen Lande auch noch so viel geschehen, so war es vergebens, wenn in andern deutschen Ländern wenig oder nichts geschah. Presse, geheime Verbindungen, Universitäten konnten auf alle deutschen Staaten einen tiefen und erschütternden Einfluß üben, so lange sie auch nur in einem einzigen deutschen Staate eine Stätte fanden, um ihre Angriffe zu bereiten. Die Regierungen hatten in den wenigen seit dem Wiener Congreß verlaufenen Jahren erkennen gelernt, daß auch sie, um die äußerlichste Ordnung erhalten zu können, der

Einheit Deutschlands bedürften. Der Bundestag aber schien den beiden Großmächten nicht geeignet, starke einheitliche Maßregeln herbeizuführen. Es war nicht nur die Verhandlung mit so vielen Gesandten, sondern auch der Widerspruch von Männern wie Wangenheim, Gagern, Lepel und mancher anderer zu fürchten. Fürst Metternich forderte daher eine kleine Anzahl größerer deutscher Höfe auf, Bevollmächtigte zu Conferenzen nach Karlsbad zu senden, welche im Juli und August 1819 gehalten werden sollten. Jedem politisch lebendigen Mann mußte sofort die Frage nach den Gesichtspunkten sich aufdrängen, von denen aus in Karlsbad die schwierigen Verhältnisse behandelt werden könnten und würden.

Perthes hatte während der Jahre 1818 und 1819 mit mehreren Bundestagsgesandten in einem lebhaften Briefwechsel gestanden. Zunächst waren in demselben die Maßregeln gegen den Nachdruck, die Einrichtung des Oberappellationsgerichts in Lübeck, die für die Hansestädte damals sehr wichtige Barbareskenfrage und die Gestaltung der Bundeskriegseinrichtungen in Hamburg zur Sprache gebracht worden. Zugleich aber verschaffte Perthes sich durch diesen schriftlichen Verkehr Einsicht in die Pläne, welche mithandelnde Männer für die Fortbildung der Bundesverfassung hegten. Die Ansichten, welche er sich durch diese Briefe, durch mehrere ihm mitgetheilte Denkschriften und durch Gespräche mit Männern aller Art festgestellt hatte, theilte Perthes hierhin und dorthin mit. Etwa im Folgendem lassen sie sich zusammenfassen.

Ehrlich und redlich müssen die Regierungen, meinte er, dem allgemeinen Streben nach etwas Gemeinsamem die Hand bieten; es macht sich sonst ohne sie und früher, als sie denken, Luft, und ein kleines Feuer kann den großen Wald in Brand setzen. Es genügt nicht, daß jede Regierung nur innerhalb der Grenzen ihres Landes handele, und es ist nicht möglich, das gemeinsame Deutsche so lange zu verschieben, bis in allen einzelnen Staaten alles geordnet ist. Wenigstens etwas Gemeinsames muß dem Ganzen zu thun gegeben werden, woran sich die Hoffnung auf ein mehreres halten und die Geduld sich stärken kann, und dieses Etwas muß das Wichtigste wenigstens berühren. Das Wichtigste aber ist, daß Deutschland als Deutschland nicht weniger

selbständig als Frankreich oder England in Europa dastehe. Die Verhandlungen der baierisch-badischen Streitigkeit vor einem europäischen Tribunal, die russischen, französischen und englischen hortatoria und dehortatoria an den Kurfürsten von Hessen, die außerhalb des Bundes geführten Verhandlungen über die Bundesfestungen und vieles andere der Art sind ein Aergernis und eine Schmach für die deutsche Nation und haben den Glauben verstärkt, daß Oestreich und Preußen den Bund nicht als Zweck, sondern als Mittel ansehen und, weil sie lieber im Verein mit den europäischen Mächten als im Verein mit der Bundesversammlung über die deutschen Angelegenheiten verfügen wollen, das gänzliche Stocken des Geschäftsganges in Frankfurt hervorgerufen haben. Nicht bloß der baierische Gesandte wird bei seinem Hofe Dank verdienen, wenn er berichtet, es sei Gottlob in der Bundesversammlung nichts Bemerkenswerthes vorgefallen; man finde sich vielmehr allmählich darein, die Sitzungen auf eine in der Woche zu beschränken; es sei wieder glücklich gelungen, Ferien auf drei Wochen anzusetzen, und die Zeit der großen Ferien werde schon berechnet. Für manche Gegenden Deutschlands ist, heißt es weiter, bereits die Zuversicht verschwunden, auf immer zu Deutschland zu gehören, mit Deutschland zu stehen und zu fallen. Im Norden und im Westen lebt man sich in den Glauben hinein, gelegentlich von Deutschland aufgegeben und einem europäischen Staate überlassen zu werden. Wahrlich der Schmerz und der Zorn über das Entbehren jeglicher Nationalehre ist nur zu gerecht und schreit um Abhilfe. Abhilfe aber kann nur geschaffen werden, wenn eine selbständige Politik des Bundes zum eigentlichen Kern desselben wird. Die Bewohner Oestreichs und Preußens freilich fühlen bei der europäischen Geltung ihrer Regierungen das Bedürfnis, Deutschland als europäische Macht in der Reihe der Nationen genannt und geachtet zu sehen, weniger lebhaft als jeder andere Deutsche; aber grade wegen dieses Bewußtseins der Ungleichheit spricht sich im nichtöstreichischen und nichtpreußischen Deutschland der Ingrimm nur um so stärker aus, bald als Neid der Entbehrenden gegen die Genießenden, bald als Furcht vor einer früheren oder späteren völligen Unterordnung. Man will in Europa nicht durch Oestreich und Preußen geschützt, sondern man will in Europa als Deutscher wirklich repräsentiert sein. Alles

auf einmal kann freilich nicht geschehen, aber ein erster Schritt darf doch nicht aufgehalten werden, und ein solcher erster Schritt wäre es, wenn in der Bundesversammlung eine in mannigfacher Weise denkbare Commission für die auswärtigen Angelegenheiten niedergesetzt würde, welche die Angelegenheiten des Bundes als einer europäischen Macht zu führen und sofort Gesandte bei den europäischen Mächten zu beglaubigen hätte. Sehr bald würde sich als Folge dieses ersten Schrittes ergeben, daß die Gesandtschaften der einzelnen deutschen Staaten mit Ausnahme Oestreichs und Preußens von selbst verschwänden, und dann wäre die Zeit gekommen, auch das schwierige Verhältnis der Gesandten des Bundes zu denen der beiden Großmächte ins Auge zu fassen.

Mit der wachsenden Einheit nach außen sollte die wachsende Einheit im Innern Hand in Hand gehen. Gemeinschaft der Kriegsmacht aller einzelnen Staaten hat durch Einsetzung der Bundesmilitärcommission wenigstens begonnen, heißt es in den vielen während des Sommers 1819 zwischen Perthes und seinen politischen Freunden gewechselten Briefen, aber Gemeinschaft des Handels und Verkehrs, gemeinsame Anordnungen über Zoll, Buchhandel, Nachdruck, Postwesen, Münze, Maß, Gewicht und viele andere Gegenstände sind eben so wie ein Bundesgericht ein sehnsüchtig erstrebtes Bedürfnis, dessen Befriedigung zwar mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber möglich wird, wenn man nur nicht alles auf einmal und alles auf einem und demselben Wege erreichen will. Wollte man Oestreichs eigenthümliche Lage, die ihm die enge Gemeinschaft mit den Bundesstaaten für viele Verhältnisse unmöglich macht, wollte man die besonderen Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Staaten nicht anerkennen, wollte man schonungslos gegen eingebildete Befürchtungen und verjährte Vorurtheile verfahren, so würde man, weil man alles erreichen will, nichts erreichen. Mögen daher immerhin einzelne Staaten anfangen, sich über einzelne Verhältnisse durch besondere Verträge zu einigen, und den anderen den späteren Zutritt offen halten und selbst einen versuchsweisen Zutritt auf zwei, auf vier, auf fünf Jahre gestatten. Der Zug der Dinge, wenn ihm nur der Weg eröffnet ist, wird schon nachdrängen und mehr bewirken, als es bei den bestehen-

den eifersüchtigen Vorurtheilen eine allgemeine Anordnung vermöchte. Anomalien sind nicht einmal in einem Staate, viel weniger also im Bunde ein Unglück, und die Bundesversammlung ist da, um die Zersprengung der Einheit durch die Einzelverträge zu verhüten und die möglichste Gemeinschaftlichkeit herbeizuführen. Sie bedarf aber, damit sie auch nur die Möglichkeit zur Lösung dieser Aufgabe erhalte, einer Ergänzung, für deren nähere Einrichtung bereits ein Vorbild in der dem Bundestage zugesellten technischen Militärcommission gegeben ist. Sachverständige aus allen Bundesstaaten müßten für die verschiedenen Geschäftskreise in Frankfurt versammelt und in verschiedene Commissionen vertheilt werden; sie würden eine Art zweiten, aus dem Volke genommenen Rath bilden und besser als die Regierungsmänner wissen, wo uns der Schuh drückt. Mit ihnen in Gemeinschaft wäre die Bundesversammlung im Stande, eine reelle Thätigkeit zu üben, und nur wenn sie reelle Thätigkeit übt, kann sie eine Macht in Deutschland sein, und nur wenn sie eine Macht ist, kann sie hoffen, dem drohenden Umsturze Deutschlands mit Erfolg entgegen zu treten.

Die Briefe, welche Perthes im Sommer 1819 aus Frankfurt erhielt, konnten indessen keine Hoffnung erwecken, daß in Karlsbad wirklich kräftige Versuche zur Ausbildung des Bundes gemacht würden. Wir wollten, schrieb ihm ein Freund, die Karlsbader Conferenz segnen, wenn sie auch nur einen ersten Schritt, um Deutschland als Deutschland zur Geltung zu bringen, thäte, aber meine Befürchtungen sind stärker als mein Vertrauen. Männer, die zu den politischen Detaillisten, nicht zu den Großhändlern gehören, haben jetzt das Regiment; Gegenständen von nationaler Bedeutung sind sie nicht gewachsen. Die Leute in Karlsbad hat offenbar die Angst zusammengetrieben und von manchem derselben möchte man, wenn sie sich in ihrer Angst selbst überlassen bleiben, wenig Gutes erwarten, so z. B. von Graf Münster und Graf Rechberg, die den früheren besseren Erwartungen nicht entsprochen haben. Preußen ist vor allem berufen, die Leitung zu übernehmen; aber wer glaubt an seine Ehrlichkeit? Nicht durch schöne Worte, sondern nur durch die That wäre das Mistrauen zu beseitigen, daß es Deutschland durch allmählich anschlie-

ßende Krystallisationen an das Preußenthum zu einer nationalen Einheit erheben wolle; aber die Preußen scheinen in allen Beziehungen von Gott verlassen und immer nur auf das Widersinnigste auszugehen; ich hoffe vom Grafen Bernstorff in Karlsbad nichts. Oestreich fühlt sich in seinen eigenen Landen sicher und würde sich daher eine gewisse Praxis liberaler Grundsätze bei anderen wohl gefallen lassen, wenn es nur mit Ruhe und Ordnung zugehen könnte. Metternich ist persönlich der Bundeseinheit geneigt, mehr als die anderen östreichischen Minister, aber Ruhe ist ihm das erste. Als er vom Aachener Congreß zurückkam, war er voll kindlicher Freude über das seiner Meinung nach dort gelungene Werk der vollkommenen Beruhigung Europa's. Nun könne, sagte er, jeder hingehen und lange Zeit hindurch ruhig seinen Kohl bauen, und wenn den Gesandten verboten würde, an ihre Höfe zu berichten, so würde die einzige Ursache zu Differenzen entfernt sein. Die Richtung des Königs von Würtemberg ist deutsch, und ich habe Ursache zu glauben, daß des Grafen Wintzingerode Instructionen nicht die schlechtesten sind. Von Nassau wird Herr von Marschall hingeben; er ist der Uebelste nicht, weil er klug ist und daher bei aller persönlichen Neigung zu durchgreifenden Maßregeln dennoch im rechten Augenblicke einzulenken versteht. — Die durch solche Mittheilungen hervorgerufene Unruhe zu beschwichtigen, waren die Briefe, welche Perthes aus Karlsbad empfing, wenig geeignet. Was die Freiheit der Presse betrifft, schrieb ihm Adam Müller, so bin ich nicht bezahlt, ihr entgegen zu arbeiten. Passiren doch meine Schriften vielfach die Censur in Wien nicht! Aber zuvörderst diene ich nicht einer Staatschimäre, die ich nach meiner Einsicht deuten könnte, sondern einem leibhaftigen Kaiser von Fleisch und Blut, dessen Wille mein Gesetz ist; dann bin ich Katholik, also von der Partei derer, welche glauben, daß die Wahrheit bereits vorhanden und nicht erst unter dem Schirme der Preßfreiheit zu entdecken sei; endlich halte ich dafür, daß die vorhandene weltliche Autorität um jeden Preis gerettet werden muß, wenn auch nur als [illegible] und nicht um ihrer Selbstheit wegen. Daher sage ich: „Keine Censur keine [illegible]", wie die Engländer des 17. Jahrhunderts: „no bishop no king", aber ich sage es mit blutendem Herzen und mit tiefer Sorge darüber, daß

wir so weit gesunken sind, den Beamtenklauen unseres Jahrhunderts die geistige Obhut überlassen zu müssen.

Am 31. August 1819 war die letzte Sitzung der in Karlsbad versammelten Minister; die gefaßten Beschlüsse wurden den in Karlsbad nicht vertreten gewesenen Regierungen mitgetheilt und ihnen aufgegeben, ihre Gesandten am Bundestage sofort mit der nöthigen Instruction zu versehen, damit die Karlsbader Schlüsse zu Bundesschlüssen erhoben und dadurch bindend für ganz Deutschland gemacht werden könnten. Da den einzelnen Regierungen keine Zeit gelassen war, sich unter einander zu bereden, und keine derselben für sich allein dem Willen der beiden Großmächte entgegenzutreten wagte, so wurden am 20. September schon die Karlsbader Beschlüsse einstimmig von der Bundesversammlung anerkannt. Sie legten bekanntlich allen einzelnen Staaten die Pflicht auf, für Schriften unter zwanzig Bogen Censur und für jede Universität die Beaufsichtigung durch einen besonderen landesherrlichen Bevollmächtigten anzuordnen. Von Bundes wegen sollte außerdem eine Centralbehörde in Mainz zur weiteren Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe eingesetzt, eine provisorische Executionsordnung zur Anwendung gebracht und eine Commission zur Unterdrückung gefährlicher Schriften eingesetzt werden.

Der folgenreiche und lange nachwirkende Eindruck, den die Karlsbader Schlüsse in fast ganz Deutschland machten, sprach sich auch in den Briefen an Perthes bald als Schmerz und Trauer, bald als Zorn und Ingrimm aus. Ich habe Sie nicht gesehen, schrieb Sartorius aus Göttingen, seit Ihrer Durchreise ins Hauptquartier im Winter 1813; damals in militärischer Kleidung, sprudelnd von Hoffnung und nun — welche lange, lange Zeit, erfüllt von getäuschten Erwartungen, Herabstimmungen und Aussichten ins Leere, liegt zwischen damals und jetzt! Bildet sich nicht bald in der Mitte der beiden Parteien, die sich einander den Tod geschworen haben, eine feste Macht, die, selbst Maß haltend, das Maßlose der einen wie der andern zu überwältigen vermag, so verfallen wir der Revolution, die freilich nur ein Durchgangspunkt ist, aber der Durchgangspunkt entweder zur Despotie oder zur Anarchie. — Wie im wilden Fieber raste Görres' fliegende Phantasie in einem Briefe, den er am 2. October 1819 an Perthes schrieb. Sie

werden, heißt es in demselben, die Karlsbader Beschlüsse erhalten haben. Man muß gestehen, daß diesen Leuten ein schätzbares Talent innewohnt, immer das Gegentheil von dem hervorzubringen, was sie bezwecken, und daß es keine ärgeren Unruhstifter gibt, als diese Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluten anschüren. Ich kann mirs gar nicht anders klar machen, als daß sie Würmer in den Hirnkammern sitzen haben; dann bekommen die Hämmel bekanntlich die Drehkrankheit und werden wüthend in ihrer Art, freilich nicht in blutdürstiger Weise, aber sie stampfen, trommeln, blasen und fauchen und ihre Sanftmuth scheint sehr zornig. Man sollte glauben, Leute, die durch ihre Stellung die Sachen von oben her betrachten, müßten schon deswegen eine ruhige, feste Ansicht gewinnen; aber weit das Gegentheil. Weil sie schwache Köpfe haben, werden sie gleich schwindlig auf ihrer Höhe; so wie sich etwas regt, geht die Welt um sie her im Kreise herum; sie fürchten, die Häuser schlügen ihnen die Köpfe ein und die Bäume schritten einher und spießten sie. Man kann sich eben nicht verhehlen, daß, so lange dies Geschlecht beschränkter, verzagter, jämmerlicher Menschen, die mit lachendem Muthe einmal im tiefsten Abgrunde des Schimpfes, der Schande und der Niederträchtigkeit gelegen haben und dann vom umkreisenden Rade gefaßt und auf die Höhe geführt sind und dort oben nichts als Kleinmuth, Angst und Todesschrecken mitten in kläglichem Hochmuth empfinden, daß, so lange diese Schächer an der Spitze der Geschäfte stehen, kein Heil zu erwarten ist und kein Glücksstern über Deutschland leuchten wird. Inzwischen hat ihnen die Noth die Vollziehung des 13. Artikels abgedrungen. Wie sie ihn zu vollziehen gedenken, haben sie freilich deutlich genug ausgesprochen; aber das hat wohl alles gute Wege. Was sie geben, ist gegeben, was sie vom Rechte nicht gegeben, wird ihnen abgenommen, und so kommt die Sache, freilich unter Streit und Stößen, doch ins rechte Gleis. Am allerlächerlichsten ist, was sie über Preßfreiheit verfügt; sie könnten wohl leichter ein Sieb mit Flöhen hüten, als das Gedankenreich in ihre Pferche sperren. Ich möchte gleich Idyllen dieser neuen diplomatischen Schäfer schreiben und die Noth und Angst schildern, in der diese Jammerbilder sich die saure Last aufgeladen haben, Ure, Einhörner und

sonstiges ungebändigtes Vieh zu weiden; sie werden sich in diesem Garten die saftigsten und schmackhaftesten Stechäpfel zum Dessert ziehen. Als ich mein Buch schrieb, habe ich selbst nicht geahnet, daß es bestimmt sei, als die Declaration des gesunden Menschenverstandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beschlüssen auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen ist. — Ein wunderlicher Gegensatz zu diesen wilden Worten war es, wenn das Mitglied eines kleineren deutschen Fürstenhauses an Perthes schrieb: Was sagen denn Sie zu den sogenannten politischen Umtrieben? Viel Freigeisterei, Ansprüche und Forderungen werden freilich laut und Schwindelköpfe sind genug da; aber die Sache wird doch so schlimm nicht sein. — Auf Perthes' Antwort folgte dann im December die Entgegnung: Wie Sie so schreiben können, wie Sie es gethan haben, begreife ich bei Ihrem sonstigen Vertrauen auf die Vorsehung und bei Ihrer Freude an politischer Reibung nicht. Warum sollte die Freiheit verloren sein? Ich hoffe, es findet sich alles, und wenn die Auswüchse und Misbräuche ein wenig eingeschränkt werden, schadet es wohl nicht. Etwas wahrhaft Wissenswürdiges wird gewiß nicht unterdrückt; das Gute arbeitet sich schon durch und die englische Preßzügellosigkeit scheint mir wahrlich auf keinen Fall wünschenswerth. Nachdem der erste Unmuth vorüber ist, wird man sich schon zufrieden geben und wird ohngefähr eben so viel Gutes sagen können, wie vorher, wenn man nur Anstand und Schonung zu beobachten weiß.

Die Größe der Aufregung, welche die Karlsbader Beschlüsse hervorriefen, hatte ihren Grund wohl weniger in deren Strenge als in der durch dieselben rücksichtslos ausgesprochenen Verneinung alles dessen, was damals das Volk bewegte. Nicht in dem, was die Conferenzen gethan, schrieb Perthes im Herbst 1819, sondern in dem, was sie nicht gethan haben, liegt das Böse und liegt die Gefahr. Wollen die Beschlüsse wirklich nichts weiter als das, was sie sagen, so thun sie keinen Schaden und unterdrücken manches Böse; wollen sie aber ein anderes oder ein mehreres, so werden sie es nicht durchsetzen. Daß dagegen in diesen Augenblicken unermeßlicher Gefahr die Staatsmänner der größten deutschen Regierungen sich zur Berathung über die Rettungsmittel versammeln und nichts, gar nichts thun, um für das Bedürfnis

der Nation nach Freiheit und nach Einheit Befriedigung zu schaffen, das ist entsetzlich. Mit einigen Verboten ist noch nie ein wahres und wirkliches nationales Verlangen erstickt und nie der Weg zu den schrecklichsten Abirrungen versperrt worden. — Sie haben nur zu Recht, heißt es in der Antwort auf diesen Brief; mit solchen nur Nein sagenden Mitteln wird der unbändige Geist nicht gebändigt. O daß dieser Geist aufhörte, nur Geist zu sein, und, angethan mit Fleisch und Bein, in verzerrter wirklicher Gestalt das grausenvolle Reich einer alles auflösenden Verwirrung vor unseren Augen entfaltete! Dann würden die Regierungen wohl verstehen lernen, daß das positiv Böse sich nur durch das positiv Gute besiegen läßt.

Welches Ansehen und welche Ehre die Bundesversammlung um jene Zeit noch in der Nation besaß, läßt sich aus dem sehr allgemeinen schmerzlichen Erstaunen über die Willfährigkeit abnehmen, mit welcher sich dieselbe die Beschlüsse der Conferenzen gefallen ließ. Es ist entsetzlich, schrieb ein sehr conservativer Mann an Perthes, daß der Bundestag, statt in stolzer Kraft aufzustehen, sich stumm zum Diener eines, ich darf es wohl sagen, schlechten Princips und einer illiberal-terroristischen Faction erniedrigt hat. Die Folgen für den einzelnen wie für das Ganze sind unberechenbar und der Revolutionsteufel, so lange als Mittel zum Schrecken von den Regierungen gebraucht, wird in leibhaftiger Gestalt sich ihnen wirklich und riesengroß gegenüber stellen. Noch schwebt ein Dunkel über den ganzen Hergang: man weiß nicht, ob die größeren Mächte gewaltsam die übrigen zum Schweigen gebracht, oder dem deutschen Volke Einstimmigkeit vorgelogen haben, während es an Widerspruch nicht fehlte. Bis heute hört man noch nicht, daß auch nur ein einziges Mitglied der Bundesversammlung seine Entlassung eingereicht hat, um nicht länger unter dem Scheine der Selbständigkeit todtes Werkzeug in der Hand der Bösen sein zu müssen.

Als Perthes diesen Brief erhielt, war er bereits durch ausführliche Mittheilungen politischer Freunde näher über die Stimmung unterrichtet, mit welcher die von Karlsbad dem Bundestage aufgedrängten Beschlüsse in Frankfurt und von einer nicht kleinen Zahl deutscher Regierungen aufgenommen worden waren. Mein Bedürf-

nis, Ihre Ansichten über die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes mit den meinigen auszutauschen, ist so groß, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 23. October 1819, daß ich die sichere Gelegenheit, die sich mir in diesen Tagen darbietet, Ihnen zu schreiben, nicht unbenutzt vorübergehen lassen will. Sie können, wenn sie wollen, meinen Brief als eine Predigt über das erste Buch Mose, Capitel 50, Vers 20 betrachten, wo es heißt: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Mit dem Glauben, den diese Worte aussprechen, stehen wir wirklich den Karlsbadern gegenüber. Zwei Wege, den der Klugheit und den der Gewalt, gab es, auf denen sich das, was die Karlsbader Conferenzen wollten, hätte durchsetzen lassen. Wenn weniger Angst, welche den ersten besten Rohrstock krampfhaft ergreift, und mehr kalter, überlegender Verstand in Karlsbad gewesen wäre, so würde das panem et circenses nicht vergessen sein, und dann würden die Dinge sehr gefährlich liegen. Hätte man auch nur gegenseitige Aufhebung aller Mauthen in ganz Deutschland und völlige Freiheit des Verkehrs keck durchgreifend beschlossen, so würden höchst wahrscheinlich dieselben Schlüsse, welche jetzt das Innerste aller Gemüther ergreifen, nur von wenigen beachtet sein und die Massen selbst hätten den Regierungen willig den Holzstoß zum Autodafé liberaler Schreiber und Sprecher zusammengetragen. Wollte oder konnte man aber in Karlsbad nicht klug verfahren, so mußte man, um durchzudringen, mit kalter Entschlossenheit gewaltsam das Verfügte sofort ausführen. Schlag auf Schlag mußten die Opfer fallen, niemand durfte zur Besinnung kommen. Wäre das Revolutionstribunal in Mainz am Publicationstage der Karlsbader Beschlüsse in Wirksamkeit getreten, wären Verhaftungen und Unterdrückung eines Dutzend liberaler Journale zugleich erfolgt, wurden von vier zu vier Wochen einige Todesurtheile vollzogen, so hätte ein Napoleonischer Terrorismus noch einmal in Deutschland festen Fuß fassen können, aber zu einem solchen Auftreten hätten Männer aus anderem Holze als die gutmüthigen Bonvivans in Karlsbad gehört, die gewiß keinem Menschen auf der Welt positives Leid zufügen wollen, sondern nichts als Ruhe in der Welt und Sicherheit auf ihrem Posten begehren. Nur weil sie, um diese mattersehnten Ziele zu er-

reichen, keine anderen Wege wußten, sind sie zu den scheinkräftigen Beschlüssen gekommen und mühen sich auch jetzt noch ab, sich gegenseitig von deren Trefflichkeit zu überreden.

Weil man in Karlsbad, heißt es weiter, weder klug noch gewaltsam zu sein sich entschließen konnte, werden die ergriffenen Maßregeln nur weniges, vielleicht gar nichts bewirken, denn ihrer Durchführung steht eigentlich alles entgegen. In Karlsbad haben allerdings eine Anzahl Staatsmänner berathen und beschlossen, aber die Richtungen der Staatsmänner und die Richtungen der von ihnen vertretenen Staaten sind nicht immer identisch und waren es in Karlsbad so wenig, daß die dortige Versammlung fast wie der Club einer Ministerfaction erscheint. Schon jetzt mußten sich mehrere der aus Karlsbad Zurückkehrenden in dem Ministerrathe der Staaten, in denen der Minister des Auswärtigen nicht allmächtig ist, Tadel und lebhaften Widerspruch gefallen lassen; Hardenberg und Bernstorff namentlich sind auf das heftigste von Humboldt angegriffen. Sodann werden für die nächste Zukunft die größeren deutschen Staaten, vielleicht mit Ausnahme Oestreichs, sämtlich eine innere Krisis zu überstehen haben, welche entweder die Haltung der gegenwärtigen Minister ändern oder neue Minister an die Stelle der gegenwärtigen führen muß. In dem einen wie in dem andern Falle werden bald genug selbst die Minister der in Karlsbad vertretenen Staaten gegen die wirkliche Durchführung der dort gefaßten Beschlüsse sein. Einige selbstdenkende und selbstregierende Fürsten sind, wie ich weiß, durch die Resultate der Conferenzen sehr unangenehm überrascht und fast alle möchten wenigstens den Schein retten, nur gezwungen in dieselben eingewilligt zu haben. Die Bundesversammlung endlich ist in ihren meisten Mitgliedern empört über eine Behandlung, durch welche sie zu einem willenlosen Instrumente der Karlsbader Conferenzen gemacht ward, und wird wenig willfährig sein, die Beschlüsse durch großen Eifer bei deren Durchführung zu Ansehen und Ehren zu bringen. Wenn nun zu diesem allem das beleidigte Selbstgefühl der kleineren Fürsten, welche sich wie Mediatisierte behandelt glauben, und der wilde Ingrimm der öffentlichen Meinung kommt, die jetzt wie immer durch Beschränkung ihrer Aeußerung an intensiver Kraft gewinnt, so kann

dauernder Bestand und wirkliche Durchführung dessen gewiß nicht erwartet werden, was schon jetzt den beabsichtigten Effect eines allgemeinen Schreckens gänzlich verfehlt und deshalb eigentlich aufgehört hat zu bestehen, bevor es noch ins Leben getreten war.

Während die Karlsbader Beschlüsse, heißt es in den weiteren Mittheilungen, das, was sie erreichen wollen, nicht erreichen, könnte es leicht geschehen, daß sie etwas bewirkten, was sie nicht bewirken wollten. Im Jahre 1815 war die Bundesacte als ein durch Napoleon's furchtbares Wiedererscheinen hervorgerufener Niederschlag aus den sich bald anziehenden bald abstoßenden verschiedenartigen Elementen des Wiener Congresses festgestellt; aber die feindlichen Gegensätze der deutschen Staaten gegen die Gesamtheit Deutschlands blieben nach wie vor bestehen. Der alte Kampf indessen mußte von einem neuen Boden aus geführt werden; denn das föderalistische Princip des Bundes faßte als Befriedigung eines in unserer Geschichte und unserer Nationalität begründeten Bedürfnisses alsbald so feste Wurzel, daß es bestimmend für die Gestalt aller ferneren politischen Kämpfe in Deutschland ward. Oestreich und Preußen haben ihr altes Streben, Deutschland zu beherrschen, in die Form einer Leitung der Föderation gießen müssen und glaubten in Karlsbad, ohne weiteres Herren der deutschen Staaten zu sein. Sie irrten sich und der Widerstand, den sie finden, wird sie für längere Zeit nöthigen, die Gemeinschaft mit dem ganzen übrigen Deutschland zu suchen, so oft sie für Deutschland politisch handeln wollen. Daß den Duumviralgelüsten der beiden Großmächte gegenüber die Gleichberechtigung der anderen deutschen Staaten, also das Föderationsprincip von neuem sicher gestellt ist, wird der eine Segen sein, den uns die Karlsbader Conferenzen wider Willen bringen; aber es ist nicht das einzige. Die einzelnen deutschen Regierungen nemlich wollten bisher ihrer Souveränetät zu Liebe auf keine Unterordnung unter die deutsche Gesamtheit, d. h. unter den Bund, eingehen. Nun aber haben sie, um die Karlsbader Zwecke zu erreichen, kein anderes Mittel finden können als die Uebertragung der politischen Polizei, des politischen Gerichts, der Aufsicht über die Presse und über die Lehranstalten auf die Gemeinschaftsanstalt, d. h. auf die Bundesversammlung. Der gewollte Zweck wird freilich nicht erreicht werden, aber die

angewendeten Mittel erkennen in überaus wichtigen Verhältnissen die deutsche Gemeinschaft als eine über den einzelnen Staaten stehende Macht an und die Consequenzen dieses Anerkenntnisses werden sich sehr bald auch in anderen Verhältnissen, z. B. in denen des Handels, zeigen. Die Unterordnung der einzelnen Staaten unter die Gemeinschaft des Bundes ist somit der zweite Segen, den uns die Karlsbader Conferenzen bringen können, wenn uns die öffentliche Meinung nicht durch eine schlimme Abirrung um denselben bringt. So lange nemlich das böse Princip vorwiegend bei den Einzelregierungen gesucht ward, schrie alles nach Centralisation und Einheit Deutschlands. Jetzt, nachdem einzelne Bundesstaaten liberalere Verfassungen erhalten haben, und der erste Versuch der Centralisation auf Unterdrückung der politischen Bestrebungen im Volke gerichtet ist, wird, fürchte ich, alles die Souveränetät der einzelnen Staaten verfechten und uns vielleicht um die möglich gewordene Einheit Deutschlands bringen. Von der nunmehrigen Haltung der Bundesversammlung hängt es vor allem ab, welchen weiteren Gang unsere Geschichte nehmen wird. Die Bundesversammlung ist freilich durch die ihr in revolutionärer Weise von Karlsbad aufgezwungenen Beschlüsse tief herabgewürdigt, aber die meisten Mitglieder fühlen die tiefe Herabwürdigung tief, und da ihr doch wieder Geschäfte, wenn auch zunächst nur widerwärtige, übertragen sind, so wird sie auch wieder in Deutschland beachtet, gelobt oder getadelt werden. Weil man wieder etwas von ihr erwartet, wird sie auch im Stande sein, etwas zu leisten, und ich hoffe bei ihrer gegenwärtigen Stimmung Gutes von ihr und verzweifle nicht. Die außerordentliche Zusammenkunft in Wien ist freilich zu laut angekündigt, als daß man davon zurückgehen könnte. Aber die größeren Staaten fühlen schon, daß es unheimlich sei, allein im Finstern zu wandeln, und begehren größere Gesellschaft, und durch diese kann vielleicht schon jetzt die Sache eine andere Wendung nehmen.

Zum November 1819 war eine Versammlung von Bevollmächtigten aller deutschen Staaten zur weiteren Ausbildung der Bundesverfassung nach Wien berufen worden. Das tiefe Mistrauen, mit welchem auch die Versammlung selbst in den Kreisen sehr besonnener Männer betrachtet ward, spricht sich in einem Briefe, den Perthes im De-

cember 1819 erhielt, lebhaft aus. Was uns der Wiener Congreß bringen wird?" heißt es in demselben. Vielleicht sind doch die Machthaber nicht einig genug, um ihre Pläne durchzuführen, und Humboldt wird das Seinige thun, Bernstorff aus dem Sattel zu heben. Dahin sind wir gekommen, daß wir von der Eifersucht und dem Argwohn der Höfe und Minister unter einander das meiste hoffen müssen; denn allen den edlen Gesinnungen und kraftvollen Bestrebungen, an denen es troß des vielen Bösen und Verkehrten im deutschen Volke nicht mangelt, fehlt zum gedeihlichen Wirken der Mittelpunkt und die geregelte Richtung, und wenn alle edlen Kräfte vereinzelt, ohne Zusammenhang und Leitung wirken, so können sie eben so leicht zum Chaotischen führen, wie zur Ordnung und zum Recht. — Jetzt sollen wir wieder, heißt es in einem anderen Briefe, das Schicksal unseres Vaterlandes von der Weisheit der in Wien versammelten Herren erwarten; dort ist es jetzt eben so still und schwül als im vorigen Jahr zu Karlsbad. Für Minister gibt es keine Geschichte, keine Erfahrungen, keine politischen Ideen, sondern nur Jacobiner, die eingesperrt werden müssen. — Die unter heftigen Kämpfen der Höfe zu Stande gebrachte Schlußacte der Wiener Ministerialconferenzen änderte in der That wenig an dem Bundeszustande Deutschlands, wie er sich seit den Karlsbader Schlüssen gestaltet hatte; schärfer und ausführlicher aber wurde das vorher schon Bestandene festgestellt.

Während die deutschen Regierungen mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen der Gewalt die aus dem Volke gegen sie gerichteten Angriffe zu unterdrücken suchten, stand ein Kämpfer auf, der mit dem Schwerte des Geistes den heftigsten Krieg gegen die gesamte politische Zeitrichtung eröffnete. Seit 1816 hatte K. L. von Haller angefangen, sein umfangreiches Werk „die Restauration der Staatswissenschaft" herauszugeben, und die Mitglieder mancher deutschen Regierungen sahen in ihm sofort einen Bundesgenossen, weil er mit ihnen denselben Gegner bekämpfte, und bedachten nicht, daß Haller seinem Principe nach sich in kürzerer oder längerer Zeit mit demselben Ingrimm gegen den von den Regierungen vertretenen Staat wenden müsse, wie jetzt gegen den von den Volksbewegungen erstrebten. Adam Müller, einer der geistreichsten Anhänger der neuen politischen Lehre, lebte damals als

östreichischer Generalconsul in Leipzig und stand in lebhaftem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Perthes. Eine Einigung indessen zwischen beiden Männern war so wenig in politischer wie in religiöser Beziehung möglich. Scharf und bestimmt vielmehr trat Perthes dem Standpunkte Haller's und Müller's entgegen, wenn er schrieb: Auch darin stimme ich Ihnen und Herrn von Haller völlig bei, daß wir nur zu retten sind, wenn wir dem von Gott auch in der äußeren Weltordnung positiv Gegebenen uns unterordnen und ihm gehorchen. Wo aber ist dieses positiv von Gott Gegebene? Es sprach sich einstmals aus in der Theokratie unter Moses als Vorbild, und von ihr war das Papstthum in seiner besten Zeit ein Schatten. Wo aber ist jetzt Moses, wo das Pabstthum? Jetzt haben wir die Kirche neben dem Staate, im Weltlichen unter, im Geistlichen über ihm. Diese Scheidung des ursprünlich Einen ist das für unsere Zeit positiv von Gott Gegebene, und diese Scheidung sollen wir nicht aufheben; wir sollen die Kirche nicht menschlich machen und den Staat nicht göttlich. Was aber thut Herr von Haller? Sie schreiben freilich: Haller hat nur den strengen Rechtsbegriff restauriert und den naturrechtlichen und staaatsrechtlichen Träumereien des Jahrhunderts einen Damm entgegengesetzt, den es zu durchbrechen vergeblich unternehmen wird. Darauf antworte ich: Gut, aber Haller erweist diesem restaurierten Rechtsbegriff, einem weltlichen, von der Kirche geschiedenen Gesetz, göttliche Ehre. Diesen seinen Rechtsbegriff sollen wir über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen. Heißt das nicht ein goldenes Kalb aufrichten, während doch Moses noch auf Sinai weilt? Steinerne Tafeln, die nichts mit denen des Moses gemein haben als den Stein, stellen Sie auf als Gottes Gesetz, und Gottes Gesetz selbst wird darüber verspottet werden.

Gestern war, heißt es in einem Briefe Carolinens, der Hauptmann von Gerlach bis Nachts zwei Uhr bei uns. Er ist ein ernster und gewiß grundguter und überaus lebendiger und orgineller Mann. Das Gespräch war interessant und bald sehr heftig, da Perthes mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge hielt. Sonderlich von Königthum und freier Verfassung, von Leibeigenschaft und Adel war die Rede. Gerlach hat Ungeheures zu Gunsten der Könige gesagt und ich habe wieder einmal gesehen, was der Mensch doch alles aus der Bibel beweisen

kann und will, wenn es ihm darauf ankommt, Beweise für seine eigene Ansicht zu finden.

Das Hervortreten einzelner politischer Fragen.

Eindringende Untersuchungen über das Wesen und die Form wirklicher, bestimmt abgegrenzter politischer Verhältnisse lagen nicht in der Richtung jener für das Allgemeinste heftig bewegten Jahre. Die schweren und wichtigen Zweifel über die Gestaltung des Staatsdienstes, der Steuern, der Gerichte, der Polizei fanden wenig Theilnahme; hin und wieder nur erregten fast wie zufällig einzelne Fragen allgemeine Aufmerksamkeit. Die kaufmännische Welt namentlich beschäftigte sich seit dem Aufhören des französischen Druckes lebhaft mit dem Verhältnisse des Geldes zu den das Geld vertretenden Papieren, und mit der Zulässigkeit der Zölle neben einem lebendigen Handelsverkehr.

Um für sich und wo möglich auch für weitere Kreise eine Aufklärung über die dunkle Natur des Geldverkehrs zu erhalten, hatte Perthes sich schon 1817 an Gentz nach Wien gewendet, für den die Frage lange ein Gegenstand scharfer Untersuchung gewesen war. Eine Anfrage, die von Ihnen kommt, antwortete Gentz, findet sicher allemal eine gute Aufnahme bei mir, aber in diesem Falle ist es sehr schwer, Ihrem Wunsche zu genügen. Das Geldwesen ist seiner außerordentlichen Verwickelung und Schwierigkeit wegen kein populärer Gegenstand und Klarheit der Darstellung ist deshalb das erste Verdienst, wonach jeder streben muß, der dasselbe behandelt. Ueber Geldverhältnisse zu schreiben habe ich deshalb immer für die schwierigste aller schriftstellerischen Aufgaben gehalten und bin der Meinung, daß sie in Deutschland noch niemand gelöst hat. Solche phantastische und mystische Schreibereien, wie unser Freund Adam Müller sie kürzlich unter dem Titel einer Theorie des Geldes ans Licht gefördert hat, dienen nur dazu, die ohnehin schon arge Verwirrung der Begriffe vollends unheilbar zu machen, und ein einziges Capitel so schreiben zu können, wie Adam Smith geschrieben hat, ist rühmlicher als die Verfertigung von hundert Bänden solcher metaphysischen Phantasien. Als in den Jahren

1810 und 1811 die interessante Frage, ob der damalige hohe Preis des Goldes seinen Grund in einer wirklichen Herabwürdigung der englischen Noten habe, im Parlament verhandelt wurde, gelang es mir, mich in den Besitz sämtlicher Acten zu setzen, und mit Begierde verfolgte ich eine Verhandlung, welche großes Licht auf mehr als eine der wichtigsten Fragen der Geldtheorie: Papiergeld, Bankwesen, Wechselcours, Handelsbilance, werfen konnte. Zugleich hatte es einen besonderen Reiz für mich, in meiner Einsamkeit — denn in Wien war kein Mensch, mit welchem ich über Gegenstände dieser Art nur ein Gespräch hätte anknüpfen können — mich über so schwierige und verwickelte Fragen in eine stille aber lebhafte Discussion mit den besten Köpfen und größten Autoritäten Englands einzulassen. Hieraus erwuchs eine Arbeit, die ich im Monat Juni 1812 über Sicilien nach England schickte, wo sie aber erst spät im Jahre 1813, also in einem Zeitpunkte anlangte, in welchem der allgemeine Krieg bereits ausgebrochen war. Das Manuscript könnte dem Kenner vielleicht die Antwort auf manche schwere Frage erleichtern, aber so wie es ist, ist es für das Publicum unbrauchbar; es würde zwei starke Octavbände füllen und hat die Form eines fortlaufenden Commentars über den Bericht des Parlamentscomité's. Ich habe eine geheime Neigung, die mühsame Arbeit in veränderter Gestalt wieder von den Todten zu erwecken und sie bei einem Werke über das Papiergeld, mit dessen Idee ich mich unablässig beschäftige, früher oder später in Umlauf zu bringen. Sollte ich diesen Plan nicht ausführen können, so bin ich sehr bereit, Ihnen meine sämtlichen Materialien zur weiteren Benutzung mitzutheilen. — In wessen Hände die in jedem Falle höchst unterrichtende Schrift, deren Gentz in diesem Briefe erwähnt, später gekommen ist, läßt sich aus Perthes' Papieren nicht ersehen.

Die Zollfrage wurde bald nach beendetem Kriege auf das lebhafteste angeregt, als Deutschland mit Aufhebung der Continentalsperre plötzlich von englischen Waaren überschwemmt, die Einfuhr deutschen Korns nach England dagegen so gut wie verboten und in Frankreich und Holland das Prohibitivsystem neu verschärft ward. Wenn alle fremden Waaren frei nach Deutschland und keine deutschen Erzeugnisse in fremde Länder gebracht werden konnten, so schien Deutschland nicht

bestehen zu können. Das 1818 festgestellte neue Zollsystem Preußens wurde als eine Absperrung gegen Deutschland aufgefaßt und man hielt, wenn dieser Zustand dauernd würde, den auf die kleineren Staaten beschränkten deutschen Handel für vernichtet. An vielen Orten wurden Wünsche und Pläne zur Abhilfe laut. In Frankfurt trat 1819 der Handels- und Gewerbverein ins Leben, welcher unter List's Führung eine allgemeine deutsche Zollabschließung zum Schutz deutscher Fabriken und Gewerbe erstrebte. Die Hansestädte dürfen sich von dem neuen und sehr thätigen Verein nicht ferne halten, heißt es in einem Briefe aus Frankfurt an Perthes; denn nur durch ihre Theilnahme kann der Verein vor einer durchaus einseitigen Richtung bewahrt werden. Ziehen sich die Städte vornehm und stolz zurück, so wird sehr bald eine ihnen feindselige Richtung sich geltend machen. Schon jetzt ist der Verein geneigt, in dem Streben der Städte nach voller Handelsfreiheit nichts als Selbstsucht zu sehen, während das Interesse der Städte in Wahrheit doch mit dem Interesse von ganz Deutschland zusammenfällt. — Auf das heftigste ward die Leidenschaft in den Hansestädten erregt, als 1820 die bekannte Schrift Lindner's: Manuscript aus Süddeutschland, erschien. Ihre eigentliche Absicht war, die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß Baiern auf Kosten seiner schwächeren Nachbarn zu einer großen Macht erhoben werden müsse; aber auch auf Norddeutschland waren Blicke geworfen und unter anderem gesagt: Was sollen die deutschen Barbaresken, die Hansestädte, deren Interesse als englischer Factoreien auf Plünderung des übrigen Deutschlands und auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist? Deutschland muß selbst im Besitze seiner wichtigsten Häfen sein und sie nicht einer privilegierten Kaste von Kaufleuten anvertrauen, welche durch ihren Eigennutz an England gebunden sind. Diese Republiken sind in jeder Beziehung ein hors d'oeuvre im Vaterlande; der Wiener Congreß wußte nicht, was er that, als er ihre Absonderung anerkannte.

Unmittelbar nachdem diese Schrift bekannt geworden war, schrieb ein in Süddeutschland lebender Freund an Perthes: Jetzt wird es Zeit, daß das phlegmatische Eis der norddeutschen Handelsstädte gebrochen werde. Da Sie nicht täglich mit Süddeutschen verkehren, so haben Sie keine Vorstellung davon, in welchem Maße die Vorurtheile gegen

den freien Handel und insbesondere gegen die Hansestädte im südlichen Deutschland verbreitet sind. Dazu kommt, daß gegenwärtig die Verbindung der süddeutschen Staaten zu einem gemeinschaftlichen, dem preußischen Zollsystem gegenüberstehenden Verein mit Ernst und Eifer betrieben wird. In Deutschland leben jetzt nicht viele Männer, die etwas wollen und schaffen können, und unter diesen wenigen arbeiten einige mit rastloser Thätigkeit an Herstellung eines Zollsystems, welches den Handel Deutschlands vernichten kann. In diesem Augenblicke sind in aller Stille Bevollmächtigte in Darmstadt versammelt und sie haben sämtlich eine ihnen überreichte Denkschrift vortrefflich gefunden, welche durch möglichste Beschränkung des Handels die Industrie zu heben vorschlägt. — Vielfach war damals die Ansicht verbreitet, daß auch die neue preußische Zollgesetzgebung die Bedeutung des deutschen Handels verkenne und im vermeintlichen Interesse der Fabriken sehr leicht zu den verderblichsten Bestimmungen für den Handel verleitet werden könne. Perthes war von der Größe der Gefahr überzeugt und glaubte, daß dieselbe nur durch eine kräftige Einwirkung auf die öffentliche Meinung beseitigt werden könne. Die große Gefahr, schrieb er einem einflußreichen Manne, welche dem deutschen Handel durch das bestehende preußische und das beabsichtigte süddeutsche Zollsystem droht, ist durch das Manuscript aus Süddeutschland sehr erhöht. Es wird bald in Mittel- und Süddeutschland als Autorität bei dem Theile des Publicums gelten, welcher schon jetzt die Hansestädte als Schmarotzerpflanzen betrachtet. Aus Berlin höre ich, daß hohe Beamte die Behauptungen des Manuscripts als richtig betrachten oder wenigstens sich so stellen, um anderweitige Absichten zu erreichen. Gegenbücher werden wenig helfen, aber für viele Gegenartikel in den am meisten gelesenen Zeitungen muß gesorgt werden. Das Sprichwort sagt, von einer bösen Nachrede bleibe immer etwas hängen; aber auch von der Wahrheit bleibt etwas hängen, wenn sie nur immer und immer wieder gesagt wird: erst wird einer hier, dann einer dort gewonnen, aus einigen werden viele und die Meinung der vielen hat oft, wenn sie unwahr, und zuweilen auch, wenn sie wahr ist, großen Einfluß auf die Handlungen der Regierungen. — Perthes selbst regte eine Anzahl erfahrener Kaufleute an, größere und kleinere Artikel für die am meisten verbreiteten

Zeitungen zu schreiben. Die Allgemeine Zeitung nahm eine Reihe bedeutender Aufsätze auf und von Heß kämpfte in einem besonderen Werke: „Aus Norddeutschland" für Handelsfreiheit und für die Hansestädte. Ganz ohne Einfluß mögen diese Bemühungen auf den späteren Gang der Handelsgesetzgebung nicht gewesen sein.

Weit allgemeiner als durch diese Handelsfragen wurden in der damaligen Zeit die Köpfe und die Herzen der Menschen durch die Frage nach der Stellung der Ständeversammlung und nach der Stellung des Adels beschäftigt.

Stände wurden freilich leidenschaftlich begehrt, aber nur Stände ganz im allgemeinen. Alle die unermeßlichen Schwierigkeiten, welche entstehen mußten, sobald nicht von Ständen überhaupt, sondern von Ständen in den wirklich vorhandenen deutschen Verhältnissen die Rede war, erregten nur in überaus wenigen Kreisen Aufmerksamkeit und Theilnahme. Auch in den vielen Briefen politischen Inhalts, welche Perthes in jenen Jahren empfing, heißt es wohl einmal ganz allgemein: Die jetzigen Kammern werden scheitern; neue Versuche werden gemacht werden; man wird vielleicht auf die allgemeinen Volksversammlungen germanischer Urwälder zurückkommen, aber bald bemerken, daß dieselben für unsere Zeiten ihre Schwierigkeiten haben. — Oder es schrieb eben so allgemein ein anderer: Kaum kann ein Zweifel darüber sein, daß bei jeder deutschen oder europäischen Zusammenkunft der Cabinette Hemmungen des constitutionellen Lebens immer aufs neue an den Tag treten werden. — Sehr selten aber finden sich die großen Fragen nach der Berechtigung und Zusammensetzung, nach der Gliederung und Geschäftsordnung der begehrten Stände auch nur erwähnt. Ueber einen einzelnen, freilich überaus wichtigen Punkt gelangte indessen Perthes schon früh zum vollen Verständnis. Vielfach nemlich war die Behauptung geltend gemacht worden, daß die Mehrheit der Stimmen letzte und höchste Quelle des Rechts sei. Bereits 1817 hatte Falk aus Kiel in einem Briefe an Perthes hiergegen den entschiedensten Widerspruch erhoben. Nichts ist verderblicher als der Wahn, äußerte er, nach welchem die Menschen kein höheres Gesetz anerkennen wollen als ihren eigenen Willen, und jede Thorheit für gerechtfertigt halten, sobald ein Conclusum der Majorität vorgelegt

werden kann. Major pars meliorem vicit, sagt Livius und der alte Spruch hat auch heute noch seine Wahrheit. Wenn wirklich kein höherer Bestimmungsgrund als der Wille der einzelnen in deren Majorität vorhanden wäre, so müßte es das erste Streben jedes Zusammenlebens sein, durch die Schöpfung eines hoch über allen Willen der einzelnen stehenden Gesetzes den eigenen Willen zu bändigen.

Perthes selbst hegte darüber keinen Zweifel, daß, wenn die Mehrheit der Köpfe zu gebieten und zu verbieten habe, die Herrschaft des Staates in die Hände derer kommen müsse, denen das Gehorchen besser gezieme als das Herrschen. Sehr bestimmt sprach er seine Ansicht in einem Briefe vom 4. März 1821 aus, in welchem er schrieb: Zu einer verfassungsmäßigen Ordnung werden wir noch lange nicht kommen und das Hindernis liegt mehr in der liberalen als in der monarchischen Partei. Noch einmal werden wir durch die Despotie hindurch müssen, aber diesesmal wird der Name des Tyrannen sein: Majorität der Stimmen. Wenn Kammern sich wie in Frankreich gestalten, oder Cortes wie in Spanien und ausschweifender noch in Portugal auftreten, so ist der Staat und alles, was mit ihm zusammenhängt, den Parteihäuptern preisgegeben, deren Geschrei sich Volksmeinung nennt. Schon sind die Leidenschaften wieder wie früher in der französischen Revolution auf das wüthendste entflammt und die Repräsentativverfassung jener Länder bietet, um der gräßlichsten Verwirrung zu entfliehen, nur einen einzigen Weg: die einzelnen Stimmen werden abgegeben, gezählt und die größere Zahl hat Recht. Oder glaubst Du vielleicht, daß Menschen, die von entgegengesetzten politischen Leidenschaften besessen sind, sich durch Gründe und Gegengründe einander belehren, bekehren und anderen Sinnes machen? Nimmermehr; jeder nagelt sich nur immer fester auf seiner Seite und in seiner Partei. Die Volksvertreter werden also wie Rechenpfennige anzusehen sein; je nachdem sie durch Cabale, Geld, Furcht so oder anders gewonnen sind, kann man schon im voraus wissen, wie sie stimmen, und alle Worte für das Wohl des Staates schweben in leeren Lüften und verhallen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Unsere Vorfahren in Hamburg kannten den scheußlichsten Tyrannen: Majorität der Stimmen, sehr gut und haben seine Macht zu brechen gesucht, indem

sie nicht nach Köpfen, sondern nach den fünf Kirchspielen stimmen ließen. Abhilfen dieser Art zu finden, ist die erste und wichtigste Aufgabe jeder deutschen Verfassung; wo nicht, so werden wir Knechte der Massen oder vielmehr der schlechten Kerle, die sie führen und betrügen. Ueberall ist Sucht nach größerem Wohlleben, überall Neid gegen Rechte anderer und gegen höhere Gewalt; überall vermeint man Druck zu fühlen und will ihn durch Verfassungsurkunden beseitigen, und wo wirklicher Druck sich findet, erkennen nur wenige die wirklichen Wege zur Abhilfe. Wo es aber so steht, da sind die Massen leicht auf die Beine gebracht. Die Männer, die das Wahre kennen und das Gute lieben, könnten freilich kühn und thätig die Sache in die Hand nehmen, aber sie hüllen sich überall in den Mantel der Tugend und schweigen. Die Massen fallen daher nothwendig in die Gewalt der Schreier, der Schlechten, der Bösen, und alles wird darunter und darüber gehen. Daß der Liberalismus im Vordringen zum entscheidenden, wenn auch nur vorläufigen, Siege über den Monarchismus ist, kann ich nicht bezweifeln; darum möge immerhin das Unvermeidliche rasch geschehen und den Völkern ihr Wille gewährt werden. Bald genug werden sie erfahren, daß politisch frei sein und keinen oder einen schwachen König haben, zwei sehr verschiedene Dinge sind. Hat der Liberalismus erreicht, was er erstrebt: einen König, der unter dem Namen König eine Null, und eine Majorität, die unter dem Namen Kammern ein Despot ist, so wird der Kampf kommen und mit dem Kampfe Blut und Tod und entsetzliches Elend unter den Menschen, aus denen die Demuth verschwunden ist. Das Ende aber wird sein, daß, weil jeder viel haben und nichts geben, alles sein und nichts anerkennen will, jeder unterdrückt wird, damit er die andern nicht unterdrücke.

Obschon Perthes die Gefahr einer unheilvollen Abirrung erkannte, verfolgte er dennoch mit lebhafter Theilnahme den Gang, welchen die Ausbildung der Stände in den einzelnen deutschen Ländern nahm. Im Großherzogthum Hessen waren die Abgeordneten zum Mai 1820 einberufen, sie wollten aber das Edict des Großherzogs nicht als Verfassung anerkennen, bevor es auf dem Wege des Vertrages abgeändert und festgesetzt sei. Der Großherzog dagegen wollte zuerst Aner-

kennung, und dann Revision. Der Darmstädter Hof ist jetzt besonders im Gedränge, schrieb ein Mitglied der Bundesversammlung am 30. Mai 1820; die Stände benehmen sich dort so mäßig und besonnen, daß man ihnen wenig anhaben kann. Deshalb behauptet man nun, daß die Regierung, um einen Vorwand zum gewaltsamen Einschreiten zu gewinnen, den Umtrieben der Demagogen im Geheimen Vorschub leiste. Dazu aber ist sie viel zu klug; sie sieht sehr gut, daß sie sich aus ihren Finanznöthen nur zu retten vermag, wenn sie den billigen Anforderungen der Stände im Vertragswege entspricht. Wenn man von außen her nicht störend eingreift, so werden sich die Dinge im Großherzogthum Hessen gewiß ruhig gestalten und ordnen; das aber ist es eben, was diejenigen so in Harnisch setzt, welche befürchten, es könne, wenn das so fortgeht, mit der Zeit auch an sie die Reihe kommen, Versprochenes prästieren zu müssen. — In besonders hohem Grade zog damals Würtemberg die Augen auf sich. Der im October 1816 zur Regierung gekommene König Wilhelm hatte schon als Kronprinz große Erwartungen erregt und selbst während seines Kampfes mit den Ständen um die neue Verfassung allgemeines Vertrauen gewonnen. Von Würtemberg erwarte ich viel, schrieb Nicolovius 1817 an Perthes; dahin sehen meine Augen jetzt. Ich glaube, daß jene Fürsten, Mann und Frau, die Zeit begriffen haben und Sinn für das Rechte und Verstand für die Ausführung besitzen. — In der Bundesversammlung nahm der würtembergische Bevollmächtigte, Herr von Wangenheim, welcher zuvor als Minister in dem Verfassungsstreit des Königreichs die Hauptrolle gespielt hatte, sehr bald eine hervorragende Stellung ein. Diesen vielgescholtenen Wangenheim halte ich, schrieb ein Frankfurter Freund an Perthes, für das tüchtigste Mitglied der ganzen Bundesversammlung. Alles, was er macht, trägt den Charakter der Tüchtigkeit. — Als nun die Karlsbader Beschlüsse bekannt wurden, verbreitete sich die Meinung, daß sie recht eigentlich auf die Wiederaufhebung der würtembergischen Verfassung hinzielten. Die Haltung des Königs erschien daher entscheidend für Deutschland. Man wähnte in Karlsbad, heißt es in einem Briefe aus Frankfurt an Perthes, den König von Würtemberg zu schrecken und den würtembergischen Verfassungsverhandlungen eine

andere Wendung zu geben. Der König läßt sich aber nicht schrecken und wird, was er beschlossen hat, aufrecht zu erhalten wissen. — In der Stuttgarter Hofzeitung ist, schrieb Graf Moltke, der sich damals in Heidelberg aufhielt, an Perthes, eine sehr verständliche Gegenerklärung gegen die Karlsbader Beschlüsse erschienen. Der König hat überdies seine bestimmte Abneigung erklärt, Mitglied derjenigen Commission zu sein, welche Delegierte zu dem beliebten Inquisitionstribunal zu senden hat. In ganz Süddeutschland wird der König enthusiastisch geliebt.

In Baiern hatte man erwartet, daß der durch Ertheilung der Verfassung 1818 hervorgerufene Freudenrausch auch die Verhandlungen des ersten 1819 berufenen Landtages erfüllen werde. Auch Sie werden, schrieb Schlichtegroll am 31. Januar 1819 aus München an Perthes, Ihre Gedanken jetzt doppelt oft und theilnehmend nach München und nach unsern Landtagsvorbereitungen senden. Es ist eine sehr interessante Zeit für uns; alles läßt sich auf das beste an; unter den Deputierten sind viele sehr würdige Männer; der König, treu seiner herrlichen Natur, lebt und webt in freundlichen Landtagsgedanken und gestern sagte er einem Deputierten mit seiner bekannten Herzlichkeit, der Tag der Eröffnung des Landtages werde einer der glücklichsten seines Lebens sein. Die Geistlichkeit, aufgeregt durch Rom, hatte Schwierigkeiten über den Schwur auf die Constitution gemacht, scheint sich jetzt aber zum Ziel zu legen. So viel wenigstens ist gewiß, daß der König fest in seinem Entschlusse bleibt und nicht nachgibt. — Unmittelbar indessen nach Zusammentreten des Landtages brach der Zwiespalt zwischen der ersten und zweiten Kammer aus. Die Reichsräthe stellten sich und den König als eine Einheit, die Deputiertenkammer aber als einen gemeinsamen, vereint zu bekämpfenden Feind dar und die letztere schritt sofort auch zum Gebrauch der in ihrer Hand sich befindenden Waffen. Schöner als das Verhältnis zwischen unserem König und seinen Ständen bei der Eröffnung des Landtages war, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 28. Februar, kann es auf der Welt nicht sein. Der vierte Februar bot das erhabenste Schauspiel dar, das ein deutsches Auge sehen kann. Auch jetzt noch hoffe ich, daß der grade Sinn unseres herrlichen Königs Stand halten wird

gegen die Machinationen, welche Zwietracht zwischen ihm und der Deputiertenkammer zu säen trachten; alle die bubenhaften Angriffe innerhalb und außerhalb der Versammlung werden der Deputiertenkammer nicht schaden, wenn sie sich selbst keine Blößen gibt und sich vor müßigem Geschwätz zu hüten weiß. Die Motion wegen des Militäreides auf die Verfassung scheint mir aber eine solche müßige Schwätzerei gewesen zu sein, die ein entschlossenes Benehmen des Präsidenten sogleich hätte unterdrücken müssen. Trotz solcher einzelnen Misgriffe der Deputierten werden aber die, welche durch boshafte Verleumdungen und Scurrilitäten das so schön begonnene Werk verderben, eine furchtbare Verantwortung vor Gott und ganz Deutschland zu tragen haben. — Als nun wenige Wochen später zu dem Zwiespalte zwischen Aristokratie und Demagogie der Zwiespalt zwischen Regierung und Ständen über die Geldfragen hinzutrat, standen sich bald Land und Obrigkeit eben so ergrimmt und argwöhnisch gegenüber wie überall.

Lebhafter als das ständische Verhältnis nahm eine andere die Zeit beschäftigende Frage Perthes' persönliche Theilnahme in Anspruch. Schon während des Wiener Congresses hatte sich der alte, in den beiden großen Kriegsjahren zurückgedrängte Streit über die Bedeutung des niederen Adels wieder geregt. Privilegiensucht, Hochmuth und Argwohn auf der einen, Egalitätssucht, Misgunst und Aerger auf der andern Seite schärften den in thatsächlichen Verhältnissen wurzelnden Gegensatz. Wunderliche Erwartungen einer neuen phantastisch-glänzenden Zukunft für den niederen Adel, wie sie sich z. B. in der damals viel besprochenen Adelskette kund thaten, riefen in den Gegnern des Adels eine noch wunderlichere Angst vor der Möglichkeit der Erfüllung dieser Erwartungen hervor. Wie allgemein die Abneigung gegen den Adel verbreitet war, trat sehr erkennbar hervor, als Voß den Grafen Friedrich Leopold Stolberg mit den unwürdigsten Waffen angegriffen hatte. Die öffentliche Meinung war entschieden für Voß, zwar auch weil dieser den Katholicismus, vielmehr aber noch, weil er den Adel in Stolberg leidenschaftlich angefeindet hatte. Es ist wahr, heißt es in einem Briefe aus Berlin, Voß hat sich inhuman und kleinlich gegen Stolberg benommen, aber volles Recht hat er in seinen Beschuldigungen des Adels. Täglich drängen sich hier in Berlin, wie überall in

Deutschland, die Belege zu seinen Behauptungen auf. — Voß hat sich, schrieb ein Freund aus Franken, großes Verdienst um die gute Sache erworben, indem er das dunkle, schleichende Treiben der Adelspartei offen gelegt hat. Wenn es unsere geistige und bürgerliche Freiheit gilt, muß jede Rücksicht auf die Schonung des einzelnen schweigen. Unsere edelsten Güter werden von der Adelskette bedroht und deshalb freue ich mich sehr darüber, daß hier in Franken Voß nur wenige Gegner und Stolberg keinen einzigen Vertheidiger findet. — Matt und zweideutig erschienen selbst einem so edlen, mäßigen und gerechten Mann wie Graf Cajus Reventlow die einzelnen Stimmen, welche sich gegen den allgemeinen Angriff auf den Adel hier und da erhoben. Höchstens will man, schrieb er 1820 an Perthes, den Adel, weil er nun einmal da ist, nicht todtschlagen, aber ein bloßer Dunstadel ist kein Adel. Auch ist der Streit über ihn, wie er jetzt geführt wird, kein Streit zwischen solchen, die verschiedene Ansichten und verschiedene Erkenntnis, sondern zwischen solchen, die verschiedene Gesinnung haben, und deshalb wird er durch Gründe und Gegengründe nie erledigt werden. Die Geschichte wird wohl als Schiedsrichter angerufen, aber doch nur scheinbar; denn in Wahrheit gebraucht jeder die historischen Thatsachen nur als Mittel, um seine bereits vorhandene unumstößliche Meinung in rabulistischer Weise zu begründen und zu rechtfertigen. Gleichmüthiger betrachtet man den Kampf und seine wechselnden Erfolge, wenn man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es weniger auf die Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes als darauf ankommt, daß die einzelnen Geister, welche sich hier nicht wohl fühlen, zu Gott zurückgeführt werden. Dann erscheint das nie endende Spiel mit dem umgebenden natürlichen und geistigen Elemente wie eine förderliche Schule, und man ist beruhigt.

Während im Volke die bestehende Stellung des Adels allgemein als unhaltbar betrachtet ward, zwängten sich große und kleine Regierungen mehr und mehr in die Ansicht hinein, daß nur Edelleute befähigt und befugt seien, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Sie machten hierdurch eine Frage, die für viele Gegner des Adels nur eine persönliche oder sociale war, zugleich zu einer Frage von durchgreifender politischer Bedeutung und riefen Kämpfer in die Schranken, die nicht

nur sich selbst, sondern auch den Staat gegen die Edelleute vertheidigen zu müssen glaubten. Der poetisch-historische Adel früherer Jahrhunderte ist längst untergegangen, heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1819 an Perthes; nicht nur die allgemeine Umwandlung aller Zustände, sondern auch die gänzlich veränderte Lebensstellung jedes einzelnen Mitgliedes dieses Standes hat ihn unmöglich gemacht. Er kann so wenig zurückkehren, wie ein Todter aus dem Grabe, mögen auch die diplomatischen Aerzte verordnen, was sie wollen. Dennoch möchten selbst unsere edelsten Edelleute am liebsten schnurstracks zurück in die schönen Zeiten Kaiser Friedrich's II. Nun wohlan, der Versuch werde gemacht! Die Edelleute sollen also wieder wie damals nichts sein als Ritter, und nur die Ritter, nicht auch Bürger und Bauer, sind kriegspflichtig und bilden, das Gewehr auf der Schulter, unsere Regimenter; jeder Ritter weist stolz jeden Sold zurück. Wenn aber unsere Edelleute das nicht wollen und nicht können, so sind sie der alte ritterliche Adel nicht mehr, und Rechte und Ansprüche eines Standes leben nicht länger als der Stand selbst. Neue, früher nicht gekannte Rechte muß also der Adel in Anspruch nehmen, um eine bevorzugte Stellung zu behaupten. Weil der Hunger ihn von den zerbrochenen Burgen seiner Väter herabgetrieben hat, will er von der Tafel der Bürger schmausen; weil er früher außer dem Staate stand, will er jetzt über den Staat herrschen, und weil früher nur Ritter Krieger waren, sollen jetzt nur Edelleute Minister und geheime Räthe sein. Ich weiß wohl, daß wir eines Adels bedürfen, aber ich weiß auch, daß nicht der Vortheil der Edelleute, sondern das Bedürfnis des Staates es ist, welches die Stellung des Adels zu bestimmen hat.

Die in diesen und in manchen ähnlichen Mittheilungen allgemein ausgesprochenen Anschuldigungen fanden sich in anderen Briefen an Perthes für das besondere Verhältnis einzelner Länder wiederholt. Das Gelingen der guten Sache, heißt es in einem Briefe aus Holstein, findet hier dasselbe Hindernis wie überall in Deutschland. Die der Aristokratie angeborne und neuerdings künstlich vermehrte Furcht, an eigenem Rechte zu verlieren, wenn andere Menschen auch Rechte erhalten, treibt den Adel dahin, sich allein auf die Gnade des Königs, als einzige Erhalterin aller Vorrechte, zu verlassen und darüber

das gute Recht des Landes und alle die vielen, welche es vertheidigen wollen, bei Seite liegen zu lassen. Für die nächste Zeit wird das Treiben gelingen, aber auf die Dauer nicht. — Es scheint, schrieb ein preußischer Staatsmann gleichfalls 1819 an Perthes, noch für lange Zeit das Beste in Deutschland der Dienstbarkeit des Schlechten untergeben bleiben zu sollen. Alles liegt in den Fesseln der Aristokratie und der Versuch, sie zu lösen, welcher in den niederen Lebens- und Staatsverhältnissen mit Erfolg gemacht ist, hat auf die höheren Kreise gar keinen Einfluß geäußert. In kleinlichen Privatrücksichten geht das öffentliche Leben hin und Staat, Regierung, Aemter, Einrichtungen dienen zunächst und vor allem zum Putz einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Familien. Das ist eine Thatsache, die Sie aber in Ihrem Freistaate unmöglich so fühlen, also auch nicht in solchem Umfange ermessen können, als wir, wenn wir unsere Augen nicht zumachen. Ich weiß wohl, das wahre Leben drängt dennoch immer über Absicht und Willkür hinaus und geht in ursprünglicher Kraft auf seine Weise fort, was auch einzelne sich einbilden mögen; aber welche Verkümmerung doch für das ganze jetzt lebende Geschlecht! Ich habe keine Hoffnung, so lange das Dogma besteht, daß die Ministerien nur unter den Mitgliedern einiger wenigen Familien Gegenstand des Kampfes sein können. Frischer Wind wird erst dann in die Segel wehen, wenn ein nicht in den Vorurtheilen der Aristokratie geborener und auferzogener Geist Einfluß auf die Leitung des Staates bekommt.

Selbst ein so alter und bewährter Kenner des Adels wie Rehberg äußerte sich besorgt über den Wahn der Regierungen, nach welchem nur Edelleute befähigt zum politischen Herrschen und alle anderen nur bestimmt zum politischen Gehorchen sein sollten. Es freut mich sehr, schrieb er an Perthes, daß Sie meine Darstellung der Verhältnisse des Adels einer Berücksichtigung auch für die jetzige Zeit werth halten. Ich wüßte auch wirklich nichts an meiner früheren Ueberzeugung zu ändern und möchte sie heute mit verdoppelter Kraft geltend machen können; denn es ist fast erstaunenswürdig, wie weit und wie geschwind die Regierungen und mit ihnen der Adel zurückspringen, nachdem sie sich von dem Schrecken erholt haben, der die

Siegenden 1813 ergriff, als sie vor den eigenen Erfolgen zurückbebten. — Weil ich den Adel liebe und ihn für nothwendig halte, schrieb in einer ähnlichen Stimmung Graf Adam Moltke, empfinde ich es um so schmerzlicher, daß man ihn mit Vorurtheilen festzuhalten strebt. Um den Adel, so wie es jetzt mit ihm bestellt ist, bleibt es ein übles Ding. Für die Gegenwart steht er da wie ein historisches gewaltsam aufbewahrtes Unrecht. Wird er nicht nach dem Geiste und nach dem Bedürfnisse der Zeit gestaltet, so bleibt nicht einmal eine Ruine von ihm übrig.

Ungeachtet aller der leidenschaftlichen Kämpfe über, für und gegen den Adel wurden in jenen Jahren nur selten Versuche gemacht, eine sichere Einsicht in das innere Wesen und in die äußere Bedeutung des vielbesprochenen Standes zu gewinnen. Auch innerhalb des deutschen Adels dachten gewiß sehr viele ganz ähnlich, wie der kurländische Edelmann, welcher 1820 an Perthes schrieb: Gerne will ich Ihnen meine und meiner Freunde Ansichten über den Adel mittheilen, so bald ich es vermag. Bis jetzt aber habe ich eine Untersuchung über den Grund des Adels so wenig angestellt, wie darüber, ob die Mutter das Kind zu säugen hat oder nicht; mich konnte der Gegenstand bisher nicht beschäftigen, eben weil ich Edelmann bin und in unseren Verhältnissen durchaus keine Aufforderung zur Prüfung desselben liegt. Daß Rittersinn und Militärehre hier zu Lande gedeiht wie heimisch Korn, hat Rußland bewiesen. Europa nahm ja alle die Saat nur von uns, mit der es die Felder seines Ruhmes bestreute und von der es jetzt so viel Frucht geerntet zu haben glaubt, daß die Erntekränze kein Ende nehmen. Unser Adel denkt dabei sehr liberal. Wir freuen uns wohl, wenn ein edler Ritter siegt, aber wir freuen uns auch, wenn ein plumper Junker fällt; der Gelehrte und wer sich einigermaßen durch Bildung erhebt, wird uns nach russischen Gesetzen gleichgestellt. Wir kennen daher keine Misgunst und keinen Streit und sind wahrscheinlich für das nächste Jahrhundert auf sicherem Berge. Grade deshalb aber, weil wir aus der Ferne als Unbetheiligte dem Kampfe der Meinungen um den Ritterhelm zusehen, wird unsere Ansicht vielleicht eine richtigere sein. Wer selbst in der Schlacht

ringt, sieht nichts als den nahen Feind, aber weder Schlachtfeld noch Position.

Perthes hatte, um sich eine festere Ansicht zu bilden, Männer der verschiedensten Stellung gebeten, ihm ihre Meinung über die Grundlage des Adels mitzutheilen. Von vielen Seiten wurde seinem Wunsche entsprochen. Das Wesen des Adels, schrieb Graf Friedrich Leopold Stolberg, kann nicht ausschließlich im Grundbesitze oder im Berufe oder in dieser oder jener Lebensstellung liegen. Das Zufällige der Geburt würde nicht lange und nicht allenthalben in besonderer Achtung stehen können. Dem Adel muß eine Idee innewohnen, von welcher seine gesamte äußere Stellung nur die Folge ist. Es liegt etwas Poetisches, die Empfindung Ansprechendes im Adel. Wie ein Kriegerstand ein sichtbarer Repräsentant des Muthes, der geistliche Stand Repräsentant der Frömmigkeit ist, so soll der Stand des Adels sichtbarer Repräsentant edler Gesinnung sein. Und wenn diese Idee nicht immer auf eine bedeutende Zahl der Mitglieder des Standes gewirkt hätte, so würde trotz Grundbesitz und sonstiger äußeren Stellung schon lange nicht mehr von Adel die Rede sein. — Die Kraft des Adels liegt, heißt es in einem anderen Briefe, in der öffentlichen Meinung: er ist und bedeutet so viel, als die Stimme der Nation ihn gelten läßt; keine eigene Anstrengung wird ihn auf die Dauer ein mehreres, aber auch kein Lärmen der Schreier ein wenigeres sein lassen. — In einer Reihe von Briefen an Perthes sprach Fouqué über das Wesen des Adels sich aus. Der Adel ist freilich, schrieb er, in England und in Deutschland ein und dasselbe, aber die Gestalt, in der er in beiden Ländern erscheint, ist eine ganz verschiedene, und auch in dieser Verschiedenheit soll man die Geschichte ehren und nicht die Gestaltung des Adels in dem einen Lande auf das andere übertragen wollen. Auch in England aber ist Grundbesitz nicht Adel, sondern kommt zum Adel hinzu, und in Deutschland bleibt doch gewiß der Edelmann ein Edelmann, wenn er auch keine einzige Hufe besitzt. Wenn aber der Adel auch ohne Grundbesitz etwas ist, so muß in ihm etwas liegen, was sich nicht durch großen Güterbesitz ausmitteln und darstellen läßt. Der ihm eigenthümliche und wesentliche Rittersinn, die Seele gleichsam des Adels, ist ein zar-

tes Wesen, fast eben so zart, wie die jungfräuliche Unschuld, und will gleich ihr nicht definiert, sondern in lebendigen Personen dargestellt sein. Ich kann Dir nicht sagen: Das ist der Rittersinn, aber ich kann Dir sagen: In diesem Manne lebt der Rittersinn. Wenn aber in dem Adel als Stand eine solche Seele wohnt, so kann dieser oder jener einzelne zwar ein Ritter werden und in den Stand hinein wachsen; damit sich aber eine gesamte Ritterschaft darstelle, wird vorausgesetzt, daß das Institut von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebe und die Flamme des Rittergeistes bewahrt werde vom Vater auf den Sohn. Jedes Glied des Standes muß von Kindesbeinen an wissen, daß es zu diesem Stande gehört, und die englische Einrichtung, nach welcher ein jüngerer Sohn oder ein jüngerer Zweig der Familie unvorbereitet plötzlich durch den Tod des älteren zum Adlichen gemacht wird, verträgt sich nicht mit dem Geiste des Adels.

Ungeachtet dieser und vieler anderen entgegenstehenden Ansichten blieb Perthes dennoch im ganzen der Auffassung treu, welche Rehberg schon 1803 in seiner Schrift „über den deutschen Adel" ausgesprochen hatte. In einer Reihe von Briefen, die in veränderter Gestalt unter dem Titel „Etwas über den deutschen Adel" gedruckt worden sind, suchte Perthes das ganze Verhältnis sich selbst deutlicher zu machen. Dir ist, heißt es in denselben, Ritterthum gleichbedeutend mit Adelstand. Das zünftige Ritterthum aber ist doch nicht der Adel, sondern nur eine einzelne vorübergehende Gestalt des Adels gewesen und läßt sich nicht deshalb, weil es ehrwürdig und herrlich war, für unsere Zeit wiederherstellen. Ritterthum, aus dem Mittelalterlichen ins Neudeutsche übersetzt, ist Militäradel; wie aber kann, seitdem sich 1813 das ganze Volk den Sporn verdient hat, heute ein Militäradel bestehen? Dem Rittersinne, wie Du ihn poetisch auffassest, fehlen für unsere Tage die Ritterburgen, die Ritterherrschaften und die Ritter selbst. Der Rittersinn müßte doch ein Sinn sein, der nur oder doch vorzugsweise nur im Adel lebte. Wenn Dir nun Ritterthum und Militäradel zusammenfällt, so muß Dir auch Rittersinn und Officierehre ein und dasselbe sein. Das Wesen aber der Officierehre liegt darin, daß sie keinen Zweifel an persönlichem Muth duldet und auch den entferntesten Schein der Feigheit schon mit Blut abwäscht. Das

ist Officierehre, so weit reicht sie, weiter aber auch keinen Schritt; denn Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Muth, Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht, das alles ist nie und nimmermehr Eigenthum eines Standes, sondern ist etwas, was der Mensch als Mensch haben oder doch gewinnen soll ohne irgend eine Rücksicht auf seinen Stand. Wenn Du daher nicht die Officierehre zur Seele des Adels machen willst, so muß unser heutiger Adel eine andere Grundlage haben, als den von Dir behaupteten Rittersinn, und diese andere Grundlage kann ich nirgends finden, als in dem großen, an bestimmte Familien festgebundenen Grundbesitz. Adelsgeschlechter und grundherrliche Geschlechter scheinen nur ein und dasselbe und der grundherrliche Erbadel scheint mir ein nothwendiges und natürliches Element des deutschen Landes und des deutschen Volkes. Ist diese Ansicht richtig, so kann aber auch der Adel eben so wie das Grundeigenthum nur auf den ältesten Sohn übergehen und die Nachgeborenen müssen in die anderen Stände des Volkes zurücktreten, wenn nicht ganz Deutschland mit unberechtigten Candidaten für alle einflußreichen Stellen überschwemmt werden soll.

Perthes konnte seine Ansichten über die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Stellung des Adels den diesem Stande angehörenden Freunden unter Umständen sehr scharf hervorheben, aber anderen gegenüber verhehlte er die große Besorgnis nicht, mit welcher er die wilden Angriffe auf die nach Herkommen und Gesetz bestehenden Rechte des Adels betrachtete. Ich sitze nicht auf der aristokratischen Bank, schrieb er im Frühjahr 1821, und mein Auge schielt auch nicht zu dem Adel hinüber. Als freier Bürger einer deutschen Stadt auf meinen Beinen fest zu stehen, das ist mein Wunsch und Wille; aber das schließt nicht aus, daß auch andere in anderen Verhältnissen fest auf eigenen Beinen stehen. So viel freilich ist mir gewiß: Der Adel, so wie er ist, kann nicht fortbestehen und wird nicht fortbestehen; aber sehr ungewiß und undeutlich bleibt mir die Antwort auf die Frage: Warum sind Vermögensrechte unantastbar, wenn Personenrechte entzogen werden können? warum kann ich dem Wohlhabenden nicht mit demselben Rechte sein Vermögen wie dem Edelmann seine Adelsrechte nehmen? Soll das Volk, wie Ihr Liberalen wollt, wirklich nur aus Gleichen bestehen, so bleibt es zwar demungeachtet möglich, daß ich mit mei-

nem erworbenen Vermögen schalten und walten kann, wie ich will; aber wie wird Gleichheit herrschen können, wenn der Sohn, der zufällig einen reichen Vater hat, schon deshalb mitten unter Darbenden ein bequemes, träges Leben führt? was hat mein Sohn für ein Recht auf mein sauer erworbenes Gut? Sollen die Kinder nicht eben so thätig sein als die Eltern? ist die gesellschaftliche Ordnung zum Nutzen fauler Bäuche gemacht? Nein! Sollen wirklich alle gleich sein, so muß das Eigenthum, wenn sein Besitzer stirbt, an den gesellschaftlichen Verein, der es neu vertheilt, zurückfallen. Aber damit ist es noch lange nicht genug, um die Gleichheit wirklich herzustellen. Die Verschiedenheit in der Erziehung der Kinder wird auch, wenn das Erbrecht aufgehoben ist, immer wieder Ungleichheit hervorrufen. Weshalb sollten die Kinder der Armen deshalb, weil ihre Eltern weniger arbeiteten, weniger gebildet, weniger unterrichtet, weniger sittlich als die Kinder der Wohlhabenden erzogen werden? Also werden wohl allgemeine Volkserziehungshäuser gebaut und alle Kinder in ihnen untergebracht werden müssen. Das ist die Consequenz der Forderung, daß dem Adel seine besonderen Rechte entzogen werden müßten. Nun weiß ich zwar, daß alle Consequenz vom Teufel ist; aber derer wegen, die sich heutzutage so viel auf die Consequenz berufen, ist es doch recht gut, theoretisch zuweilen ganz consequent zu sein. Manche sehen dann vielleicht, daß es um die Consequenz ein gefährliches Ding ist, und werden anderer Meinung.

Oestreich und Preußen während der ersten Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen 1819—1822.

Die Karlsbader Schlüsse und die Wiener Schlußacte erhielten für eine Reihe von Jahren Ruhe und äußere Ordnung in Deutschland. Eine neue Frist hatten die Regierungen gewonnen, um, ungeirrt durch unberufene Schreier und tumultuarische Auftritte, sich politisch schöpferisch zu bewähren. Wenn aber in jener Zeit viele einen ersten

Schritt, einen neuen Anstoß von der Bundesversammlung erwarteten, so vergaßen sie, daß diese Bundesversammlung aus Bevollmächtigten bestand, welche nicht nach eigener Einsicht und Ueberzeugung, sondern nach dem Willen ihrer Höfe zu reden und zu stimmen hatten. Von den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten, vor allem also von Oestreich und Preußen hing es ab, ob die Zeit der wiederum vergönnten Ruhe zur Ausbildung der politischen Verhältnisse benutzt werden würde, oder nicht.

Die Erwartung gut unterrichteter Männer über den Weg, den Oestreich einschlagen werde, findet sich sehr deutlich in einer Mittheilung ausgesprochen, welche Perthes aus Wien erhielt. Sie haben ohne Zweifel, heißt es in derselben, den Brief des Fürsten Metternich gesehen. Mit Recht hält der Fürst die Rückkehr zum Alten für eben so gefährlich, wie den Uebergang zu Neuem. Das eine wie das andere kann den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, und Unruhen müssen in der gegenwärtigen Epoche um jeden Preis vermieden werden. Es darf daher von der politischen Ordnung, wie sie nun einmal besteht, nicht abgewichen werden, weder um rückwärts noch um vorwärts zu kommen. Die unbedingte Aufrechthaltung des Vorhandenen, mag es entstanden sein durch die Revolution oder gegen die Revolution, ist das einzige Rettungsmittel und vielleicht auch ein Mittel, um wieder zu gewinnen, was bereits verloren scheint. Um diesen Grundsatz der Fürsten nicht nur für die östreichischen Staaten, sondern auch für Deutschland in seiner ganzen Strenge durchzuführen, wird es Oestreich an Macht nicht fehlen; ist doch das ganze Bundesverhältnis so eigenthümlicher und wunderlicher Natur, daß es seine Theilnehmer schwach im Schaffen, aber stark im Verhindern macht. — Oestreich konnte, wenn es sein Ziel erreichen wollte, unmöglich das Gewicht der zu einer großen politischen Macht herangewachsenen öffentlichen Meinung übersehen und ließ mancherlei Versuche anstellen, dieselbe seinen Ansichten geneigt oder doch weniger abgeneigt zu machen.

Von 1817 bis 1819 gab Freiherr von Hormayr, damals noch Historiograph des Reiches und noch nicht mit Metternich zerfallen, die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit im östreichischen Sinne heraus.

Hormayr's Buch habe ich mit Interesse gelesen, schrieb im Juni 1819 ein Freund an Perthes. Es ist immer merkwürdig, gedruckt zu sehen, was man sonst nur in mündlicher Rede hörte. Aber freimüthig möchte ich das Buch nicht nennen, wie es wohl manche thun. Wer wie Hormayr Metternich gradezu unter die Götter setzt, kann leicht etwas starke Urtheile über die Josephinische Regierung wagen, die nota bene in Wien jetzt nicht beliebt ist. Die Ansichten über Preußens Politik im Revolutionskrieg und 1805 unterschreiben wir alle; aber Oestreichs Sache ist doch überall so advocatorisch geführt, z. B. in der Vertauschung von Mainz gegen Venedig, in der angedeuteten Heirath der Marie Luise u. s. w., daß man bald merkt, zu welchem Zwecke das Buch geschrieben ist, und alles Zutrauen zu einem solchen Historiker verliert.

Seit dem Frühjahr 1820 bekämpfte sodann Friedrich Schlegel in seiner Zeitschrift Concordia alle Abstufungen und Gestaltungen der Feindschaft gegen das Bestehende mit der ganzen Kraft seines großen Talentes. Perthes wurde vor allem durch den Aufsatz „Signatur des Zeitalters" lebhaft angeregt und suchte im Briefwechsel mit verschiedenen Freunden sich ein sicheres Urtheil über denselben zu bilden. Grade der große Eindruck, den der bis jetzt vorliegende erste Theil der Abhandlung auf mich macht, schrieb ihm ein Freund, heißt mich vorsichtig sein. Wie viel dunkel Gefühltes und unvollkommen Erkanntes ist hier klar und sinnig ausgesprochen! Aber im Ganzen finde ich eine Absichtlichkeit der Anordnung und eine Künstlichkeit der Haltung, die mich noch zu keinem festen Urtheil kommen läßt. Die historisch-philosophischen Untersuchungen sind mit so vieldeutigen Worten geführt, daß sie sich auf der Zunge umdrehen lassen und den Sinn verwirren. Ich bin überzeugt, daß Schlegel bei der Herausgabe dieser Zeitschrift nicht die unbefangene Erforschung der Wahrheit, sondern die Befestigung der päbstlichen Kirche im Auge hat. Es wäre nicht das erstemal, daß große Gaben, tiefer Blick, umfassende Gelehrsamkeit, ja die Elemente wahrer Weisheit selbst solchen äußeren Zwecken dienstbar sein müßten. Daß es ihm um eine für gut gehaltene Sache Ernst sei, bezweifle ich nicht; nur glaube ich, daß er, was den letzten Grundbegriff betrifft, in einer völligen Täuschung befangen ist, und daß er vom ersten Worte an alles auf den letzten Hauptschlag berech-

net hat. Bevor das Ende der Abhandlung erschienen ist, ein festes Urtheil auszusprechen, möchte daher nicht gerathen sein. Eine Bemerkung aber will ich doch jetzt schon äußern. Es ist ein gefährliches Ding, Gutes und Böses an Massen und in Massen beobachten und richten zu wollen. Wer ein ganzes Zeitalter schmäht oder lobt, trifft freilich so gewiß irgend etwas, wie der, welcher einen Stein in einen dicken Haufen wirft; aber etwas ist nicht alles. Nur allgemein betrachtet scheinen die Dinge immer schlimmer oder besser, als sie sind, weil ein Unendliches vor den engen Focus unseres schwachen Auges gebracht wird. Wir wählen aus dem Geschehenen, wir reducieren, wir abstrahieren, und in dem allgemein ausgesprochenen Urtheil fehlen meistens grade die Schattierungen, durch welche die Thaten und die Zeiten doch erst ihre rechte Wahrheit und ihren rechten Charakter erhalten. Das Zeitalter vor der Revolution wird z. B. jetzt als allgemein erschlafft, kleinlich und frivol bezeichnet. Sagte man das von den höheren Ständen und von der Literatur, so könnte ich einstimmen und wohl noch härter als Schlegel urtheilen. Aber wird ein ganzes Zeitalter durch die Literatur und durch die geringe Minderzahl der sogenannten Gebildeten zu dem, was es ist? Ich möchte behaupten, daß, während die da oben in den letzten Jahrzehnden vor der Revolution den Thurm zu Babel bauten, unten noch einfältiger Sinn, Genügsamkeit und fromme Sitte zu Hause war. Nur langsam theilt sich von oben die Richtung nach unten mit und erst in heutiger Zeit, in welcher oben wieder eine Umkehr zum Besseren bemerkbar wird, bemächtigt sich Verderbnis, Leichtsinn und Gottvergessenheit der unteren Stände. Da lobe oder schmähe mir nun jemand auf einigen gedruckten Seiten frischweg ein ganzes Zeitalter! Und nun gar das vielgestaltige Wesen, das zwischen gut und böse getheilte Herz des einzelnen! Wer findet da den Faden, wer kann aus der That den Gedanken richten? Sollten nicht oft die verborgenen Tugenden der einzelnen das Verderbnis der Völker ausgleichen? Das Gefährlichste aber ist es, die Zeit, in deren Strom wir selbst schwimmen, meistern und trostlos verurtheilen zu wollen. Seiner Zeit einen haltenden Damm entgegenzuwerfen vermag niemand; aber unser Inneres ist Gottlob zu jeder Zeit unser eigen, und so schlimm ist keine

Zeit, daß ich für mich nicht den Weg zum Heile finden könnte. Von innen heraus muß die bessere Zeit kommen. Sie wird kommen, aber sie will und wird sich anders gestalten als die vergangene. Was lebendig ist von den alten Formen, wird sich in den Verfassungen erhalten, aber das Vergängliche darf deshalb nicht, wie man in Oestreich zu wollen scheint, als unvergänglich verehrt und das Todte nicht als lebendig behandelt werden. Noch mancher hastig gemachte Versuch wird fehlschlagen, aber vor einem gänzlichen Versinken und Zerfallen der europäischen Menschheit ist mir nicht bange. Ihr ist durch den christlichen Glauben ein Princip des inneren Lebens, ein Unterpfand der Wiedergeburt gegeben, welches seine geistige Kraft in allen Verwirrungen des äußeren Lebens bewähren wird.

Auch den Wiener Jahrbüchern suchte die östreichische Regierung, wie mancher Brief an Perthes nachweist, eine allgemeine Verbreitung in Deutschland zu verschaffen und strebte eifrig, politische Kräfte für dieselben unter den hervorragenden Männern zu gewinnen; aber alle diese Versuche blieben ohne Erfolg. Die Absichten Oestreichs für Deutschland und für Europa standen in zu starkem Widerspruche mit allem, was die Zeit bewegte, und blieben für niemand ein Geheimniß. Sehr allgemein war seit 1819 das Mistrauen gegen die Regierung Oestreichs verbreitet, welches ein Brief an Perthes in folgenden Worten andeutet: Das jetzt sehr ersichtlich hervortretende Streben des Wiener Hofes hat seine Wurzel nicht in einzelnen Männern und nicht in den vorübergehenden Ereignissen des Tages, sondern in der gesamten Natur und Geschichte des Reiches. Seitdem Oestreich in den Jahren der Reformation den großen Bewegungen der Geister nicht hatte folgen wollen oder können, sah es sich selbst wie eine fremdartige Erscheinung in der neuen Welt stehen und begehrte, um dieser unheimlichen Lage zu entgehen, daß, da Oestreich sich nicht in die Zeit schicken könne, die Zeit sich in Oestreich schicken solle. Seitdem später das türkische Reich aufgehört hatte, eine Gefahr für Europa zu sein, war das Band weggefallen, welches die unvereinbaren Gegensätze der östreichischen Staaten zusammengebunden hatte, damit sie vereinigt eine Vormauer für die Christenheit bilden könnten. Die nicht gemeine Herrscherseele Joseph's II. ahnete bereits die künftige Zersetzung der

östreichischen Herrlichkeit, und seit Joseph ist diese Ahnung die bewegende Kraft in der östreichischen Regierungspolitik geworden. Damit das Aggregat der kaiserlichen Länder nicht durch Ausbildung divergierender Richtungen auseinanderfalle, erschien seit dem Ausbruche der französischen Revolution die Hemmung der geistigen Entwickelung und das Zurückdrängen der vorschreitenden einzelnen Landestheile als das Lebensprincip der Gesamtheit Oestreichs und als die constante Regierungspraxis für das Innere. Seitdem nun Oestreich nach Napoleon's Besiegung auch nach außen wieder Einfluß übt, muß es, wenn es nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will, alle Kräfte daran setzen, um dieselbe Tendenz, die es im eigenen Innern verfolgt, auch in jedem anderen Staate verfolgt zu sehen. Es ist daher durchaus dem politischen Bedürfnisse Oestreichs entsprechend, wenn dessen Regierung nicht nur die revolutionären Principien, sondern auch jede politische Idee, welche im Kaiserreiche gar nicht oder doch nur in einem einzelnen Lande desselben verwirklicht werden kann, überall in Europa bekämpft und zu unterdrücken strebt. Wie Oestreich in Aachen, in Karlsbad, in Wien aufgetreten ist, so wird es fortan in der Bundesversammlung und bei jedem künftigen europäischen Congreß auftreten. Das darf niemand vergessen, der in deutschen Staatsverhältnissen urtheilen oder handeln will.

Während Oestreichs Gegensatz gegen die gesamte politische Zeitrichtung fast wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachtet und allenfalls bedauert ward, sah man in Preußens ganzer Haltung nur eine schwere Verschuldung und verfolgte Preußens Regierung mit grimmigem Hasse. Zwar hat der spätere Gang der Geschichte außer Zweifel gestellt, daß auch in dem Thun und Lassen der Männer, welche damals Preußen leiteten, die Ursachen großen Unglückes zu suchen sind; aber Verblendung war es, die unermeßlichen Schwierigkeiten, die nicht minder in Preußens als in Oestreichs politischer Stellung begründet waren, zu leugnen und in Preußen, weil es Schatten hatte, das Licht nicht zu sehen. Nur wenige hatten damals ein Verständnis davon, was ein großartig ausgebildetes Kriegsheer und eine redliche und wohlwollende Verwaltung für das Zusammenleben der Menschen zu bedeuten hat; nur wenige dankten Gott dafür, daß

in der verworrenen Zeit ein König über Preußen herrschte, welcher an strenger Rechtlichkeit und maßhaltender Billigkeit, an Ehrfurcht vor Gott und an gutem Willen für das Land und für das Volk keinem seiner Unterthanen nachstand; nur wenige machten sich das Unheil in seiner ganzen Größe lebendig, welches Deutschland treffen mußte, wenn in jenen Jahren Frivolität und Bosheit, launische Willkür und despotisches Gelüste, wie es oft genug auch auf Thronen erschienen ist, die Leitung Preußens in der Hand gehabt hätte. Anerkennender Dank für das gewährte Gute war der Zeit fremd; nur das, was sie nicht besaß, stellte sich vor ihre ergrimmte Seele und wenig fehlte, so hätte man mit Gott gegrollt, wie wenn er den Preußen ein gutes Recht, in jedem Zeitabschnitte einen außerordentlichen König zu haben, vorenthalte.

Die Ansichten über Preußens Stellung, welche während der ersten Jahre nach den Karlsbader Schlüssen in bedeutenden Kreisen verbreitet waren, spricht der Brief eines einflußreichen Mannes an Perthes aus. Preußen kennt schon seit einem Jahrhundert nur ein einziges Ziel, heißt es in demselben; es will um jeden Preis zu den großen europäischen Mächten gehören; durch alle seine Staatsmänner, durch seine Beamten, sein Heer, seine Bevölkerung geht das Streben nach diesem Ziele instinctiv hindurch. Seine reelle Macht und Größe steht mit demselben in schneidendem Widerspruch; aber die hohe Ausbildung seiner Verwaltung und vieler seiner politischen Institutionen legt eben so wie die geistige Entwickelungsstufe seiner Bewohner ein unberechenbares Gewicht in die Wagschale und führt ihm Oestreich gegenüber die anderen deutschen Staaten als natürliche und bis auf einen gewissen Grad abhängige Bundesgenossen zu. Preußens Macht hat eine andere Grundlage als jeder andere Staat der Welt, und diese Grundlage fordert die zarteste Rücksicht und die sorgsamste Pflege. Unmittelbar aber nach den Freiheitskriegen ist Preußen mit seinen eigenen seit 1808 hervorgetretenen Institutionen und mit der geistigen Bedeutung seiner eigenen Bevölkerung in schroffen Widerspruch getreten. Seitdem es dem eigenen Lande die Verfassung verweigerte und jeder liberalen Maßregel im übrigen Deutschland entgegentrat, hat es die einzige Grundlage seiner europäischen

Stellung untergraben; es hat die eigene Bevölkerung zum Gegner und hat sich die übrigen deutschen Staaten entfremdet. Diesen in sein eigenes Innere aufgenommenen Widerspruch büßt es schwer, indem es trotz des Namens einer europäischen Macht eine durchaus untergeordnete Stellung gegen Rußland und Oestreich einnimmt. Es weiß sehr wohl, daß seine selbständig geäußerte Stimme in dem europäischen Rathe überhört werden würde, und sagt daher stets nur das, was eine andere wirklich in Europa zählende Macht gesagt hat oder sagen will; in den ersten Jahren nach dem Kriege warf es sich Rußland, jetzt Oestreich in die Arme. Die Regierung hat eine unüberwindliche Abneigung vor jeder politischen Maßregel, welche die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Grundlage der Kraft Preußens stärken kann; in dem Staate selbst aber liegt der Trieb, sich mit sich selbst zu versöhnen. Niemand kann sagen, ob der Wille der Regierung oder die Triebkraft des Staates den Sieg davon tragen wird. Gewiß aber ist es, daß Preußen die Möglichkeit eines selbständigen Willens und die Kraft, denselben in Europa geltend zu machen, nur gewinnen kann, wenn es im Inneren eine liberale Verfassung ausbildet und durch Entsagung selbstsüchtiger Anmaßungen die Kräfte der minder mächtigen Bundesstaaten mit seiner eigenen Macht verschmilzt. Bis dahin wird es auch in den deutschen Verhältnissen nur als Mittel dienen, den Geboten Oestreichs größeren Nachdruck zu geben.

Viele Briefe politischen Inhalts erhielt Perthes in jenen Jahren aus den verschiedenartigsten Kreisen, aber auch nicht in einem einzigen findet sich Vertrauen auf die an der Spitze der Geschäfte stehenden Männer ausgesprochen; niemand glaubte, daß sie die Aufgaben zu erkennen vermöchten, welche in der Geschichte und in der Stellung Preußens zu Deutschland und zu Europa gegeben wären. Schon im Frühjahr 1817, als zuerst der Gegensatz zwischen den höchsten preußischen Staatsmännern sich schärfer zu gestalten begann und der alternde Staatskanzler, obschon er das Steuer noch führte, unsicher zwischen den streitenden Parteien und deren Führern hin und her schwankte, hatte Nicolovius an Perthes geschrieben: Mir ist das Herz gepreßt, mein lieber, verehrter alter Freund; nicht daß ich an der Zeit verza-

gen oder irre werden sollte; im Gegentheil täglich tritt die Wiedergeburt des Volkes mir klarer vor die Augen und die herrliche Läuterung des nachwachsenden Geschlechts. Das aber ist mein Gram, daß die Oberen von der Zeit nicht durchdrungen sind, sondern sich nur belästigt und angefochten von ihr fühlen und daher Stimmen wie der Schmalzischen Ohr und Herz leihen und gern im alten Sündenschlafe ungestört fortträumten. Sieht man, was geschehen sollte und leicht geschehen könnte, wenn Gottes Geist die Führer des Volkes triebe und aus ihnen spräche, und sieht man dann, was wirklich geschieht: Nichts oder Halbes oder Verkehrtes, so muß man freilich sich grämen, daß die Zeit des Heils so verscherzt wird. Dennoch wankt mein Glaube nicht. Was Tausenden und aber Tausenden die Brust bewegt, wird doch am Ende That und wir erleben noch bessere Tage; Gott wird sich seine Zeit ersehen, troß den blöden, dumpfen oder leichtsinnigen Machthabern, die ihm und seinen Wundern zu widerstreben gedenken. Plutarch erzählt, daß man die Palmen mit Steinen erschwere, weil dieser Baum alsdann desto kräftiger und grader in die Luft steige. So kommt mir jeßt der Zustand Preußens vor und in diesem Glauben bin ich selig. — In seiner Sprache drückte Görres dieselbe Sache aus, wenn er 1817 über Hardenberg und dessen Gehilfen an Perthes schrieb: Das ist ein Haufe alter, furchtsamer, verschüchterter Leute; halb aus bösem Gewissen, halb aus undiäter Lebensart und Nervenzufällen fahren sie bei jedem Geräusch zusammen und vertragen gar keine Luft, ohne daß ihnen Kopf und Gesicht aufschwellen und die paar Zähne schmerzen. So lange der Franzosenschrecken als heilsames Gegengift wirkte, ging es leidlich; nun ist die alte Hysterie zurückgekehrt.

Im März 1817 war der Staatsrath eingeführt und aus dessen Mitte die Commission zur Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde ernannt. Ueber die Gestaltung der Landesrepräsentation und über den von dem Finanzminister Grafen Bülow vorgelegten Entwurf einer neuen Steuerverfassung entbrannte ein heftiger Kampf unter den Führern der sich entgegenstehenden Parteien. Wilhelm von Humboldt galt seit dieser Zeit als Haupt der Opposition. Ueber unsere öffentliche Lage kann ich Ihnen nicht mit wenigen Zeilen und überhaupt

nicht schriftlich Auskunft geben, schrieb im November 1817 ein mithandelnder Mann an Perthes; wir schlafen nicht, aber das starke Leben ist noch gestaltlos und daher noch nicht unbedingt erfreulich. Der Staatskanzler scheint ausgelebt zu haben und um seinen künftigen politischen Nachlaß zanken sich jetzt schon lachende Erben. Wichtige Tage stehen uns bevor, in denen der Ernste wohl die Hände zum Himmel aufheben mag. — Das Ergebnis des Parteikampfes war vorläufig, daß die Steuerfrage wie die Verfassungsfrage zur Erledigung an die Zukunft verwiesen, Wilhelm von Humboldt durch seine Ernennung zum Gesandten in London von dem Kampfplatze entfernt und im Sommer 1818 nicht er sondern der bisherige dänische Gesandte in Berlin, Graf Christian von Bernstorff, zum Minister des Auswärtigen ernannt ward; im Januar 1819 aber erhielt wiederum Humboldt einen Ruf nach Berlin und gleich darauf das halbe Ministerium des Innern, während die andere Hälfte dem Herrn von Schuckmann verblieb und das Ministerium des königlichen Hauses dem Fürsten Wittgenstein statt seines bisherigen Polizeiministeriums übertragen ward. Im Sommer 1819 begannen hierauf die Verfolgungen der Demagogen in Berlin. Kommen Sie doch auf einige Wochen zu uns herüber, schrieb im Juni ein Freund aus Berlin an Perthes; Ihre Reise würde eine Reise auf den Vesuv sein, wenn auch keine malerische. — Wir schiffen hier jetzt, heißt es in einem Briefe aus dem August 1819 an Perthes, auf einem wundersamen Meere, das, von entgegengesetzten Strömungen bewegt, in sturmhohen Wellen geht. — Bei diesem Kampfe der Geister und der Dämonen, äußerte ein anderer Freund, werden, wie Luther gesagt, nach Kriegslauf einige fallen, die Siegenden aber gekrönt. Und das macht mir Lust; denn ich bin sicher, daß die unredlichen und nur dem eigenen Ich lebenden Klugen fallen und die auf den Fels der Wahrheit Gestemmten endlich bestehen werden. — Zunächst freilich ging die Hoffnung des Schreibers dieser Zeilen nicht in Erfüllung. Auf Veranlassung der Karlsbader Beschlüsse war es im Herbste 1819 zu einem fast offenen Kampfe im Staatsministerium gekommen. Wilhelm von Humboldt, Beyme, Boyen standen auf der einen, Fürst Hardenberg und Graf Bernstorff auf der anderen Seite, und Fürst Wittgenstein arbeitete mit einem starken Anhange im

Stillen. Der Ausgang des Kampfes blieb nicht lange zweifelhaft: am Ende des Jahres wurden Humboldt und Beyme aus dem Ministerium entfernt, nachdem kurz zuvor die Generale Boyen und Grolman den geforderten Abschied erhalten hatten. Friede und Festigkeit herrschte zwar auch jetzt nicht im Staatsministerium, aber die fortdauernden Spaltungen hatten fortan ihren Grund nicht in einem Kampfe der politischen Principien, sondern in Streitigkeiten der Personen. Es ist unmöglich, schrieb ein tief in das Getriebe des Hardenberger Kreises eingeweihter Mann an Perthes, sich ein Bild von der allgemeinen Verwirrung innerhalb der höchsten Regierung zu machen, ohne unmittelbar in dieselbe hineingesehen zu haben. Parteigegensätze liegen wohl auch den Kämpfen zum Grunde, welche in dem Ministerium, wie es nun zusammengesetzt ist, geführt werden; aber die jetzt noch auf dem Kampfplatze stehenden Parteimänner haben Jahre hindurch über so viele Kleinigkeiten, Persönlichkeiten und vorübergehende, nur dem Tage angehörende Dinge miteinander gekämpft, daß sie eigentlich sämtlich vergessen haben, was sie ursprünglich wollten; eine Menge kleiner, meist aus persönlichen Interessen hervorgegangener Cotterien ängstigen und hetzen einander und bekämpfen sich erbost um leeres Stroh. Selbstsucht, Frivolität, Kleinlichkeit haben den rechten Ernst verdrängt. Die einen frohnen dem Zeitgeist, um den Zeitgeist zu betrügen, reden überall vom Licht, während sie sich um keinen Preis von der Finsternis trennen möchten, und wollen den Schein statt der Wahrheit geben. Die anderen wollen Stellung und Vorrechte bewahren oder wieder erwerben und hängen unter dem Namen „höhere Ansicht", „tiefere Gesinnung" einen Prunklappen um die nackte Selbstsucht. Wie kann bei einer solchen Regierung irgend etwas sich gestalten! Difformitäten und Inconsequenzen sind die Missgeburten, welche täglich zu Tage gefördert werden. Unter den Männern, die an zweiter und dritter Stelle stehen, meinen manche es gut und arbeiten ehrlich und fleißig, aber bei der Verwirrung nach oben müssen sie fehl greifen und können trotz aller Anstrengung das Rad nicht aufhalten. Schon oft habe ich und nicht von den schlechtesten Leuten sagen hören, man müsse den ganzen bestehenden Plunder wegwerfen, damit dann aus dem Chaos sich etwas

Neues gebäre. — Die großen Fragen der Zeit fangen endlich an, auch unsere Regierung in Bewegung zu setzen, heißt es höhnisch in einem anderen Briefe. Seit mehreren Wochen beschäftigt sich das Staatsministerium ununterbrochen mit dem Schnitte der Röcke, die von den jungen Leuten getragen werden, aber bis heute ist es noch zu keiner Vereinigung darüber gekommen, ob die deutschen Röcke gänzlich verboten oder unter der Bedingung, daß sie nicht unter einer bestimmten Länge seien, erlaubt werden sollen. — Der Gang des öffentlichen Lebens hatte eine Zeitlang meinen Muth gebeugt, schrieb Nicolovius am 21. Juli 1820 an Perthes. Zu keiner Zeit freilich bin ich so befangen gewesen, daß ich nicht gesehen hätte, wie viel Gefährliches in den Bewegungen der letzten Jahre liegt und wie viel ein Gott oder gotterfüllter Prophet zu strafen und zu bessern hätte; aber die Menschen, die nun als Sieger strafend auftreten, die sind nicht Gotterfüllte, nicht Höhere und Bessere. Ihr Gott ist ein Teufel, der in niederen Leidenschaften versteckt liegt, ihre Einsicht eine seichte, beschränkte, ihr Glaube eine Lüge und ein wahrhaft irreligiöser Hang am Gewohnten, Gemeinen, Bequemen. Manches, was geschah, traf mich in meinen edelsten Theilen zu schmerzlich, als daß ich mit gewohnter Hoffnung auf die Zukunft hätte blicken können. Nun aber sehe ich nach Beobachtung des Beginnens, Fortführens und Endens der gegenwärtigen Machthaber, daß auch sie Werkzeuge in der Hand der ewigen Weisheit gewesen. Nicht das, was sie wollten, nicht Tod des neuen Lebens und Erweckung des Alten und Abgestorbenen, sondern Läuterung des Neuen, Lenkung des Strebens auf das Richtige, ernstere Besonnenheit und heilige Scheu werden sie bewirken. Der Schaden wird zu Gewinn, das Gift zur Arznei sich verwandeln. Lassen Sie uns also muthig weiter wandeln in der Welt, die wir unsern Kindern hinterlassen müssen, nicht verzweifeln und dem verborgenen Gotte in festem Glauben ergeben bleiben.

Mit Humboldt's Rücktritt war es entschieden, daß Preußen für längere Zeit nicht nach den Anforderungen seines eigenen Lebens, sondern nach den Bedürfnissen, die aus der eigenthümlichen Lage Oestreichs hervorgingen, geleitet werden würde. Eine Aenderung dieses Verhältnisses trat auch dann nicht ein, als der Staatskanzler

im Jahre 1822 starb. Die Stellung Preußens war verschoben und die Meinungen über Preußen in Deutschland verwirrt. Nur ein fester, sicherer, mit sich und Gott einiger Mann könnte, schrieb ein preußischer Staatsmann 1822 an Perthes, die Wogen stillen, von denen Preußen umhergeworfen wird, und den haben wir nicht. Preußens historisches Dasein und politisches Recht wird für nähere oder fernere Zeit die Quelle fürchterlicher Kriege werden, und dann wird die jetzt hervorgerufene Verwirrung der Meinungen über Preußen ein unermeßliches Unglück für Preußen sein.

Die öffentliche Meinung über die deutschen Angelegenheiten während der ersten Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen. 1819—1822.

Bei der Stellung, welche Oestreich und Preußen einnahmen, war es freilich für die Bundesversammlung nicht möglich, eine irgend erhebliche Thätigkeit zu üben. Bis auf die Kriegsverfassung und den Schutz der Mediatisierten blieb alles liegen. Kaum wird man sich wundern dürfen, wenn die in den gegebenen Verhältnissen und in dem Auftreten revolutionärer Demagogen liegenden Hinderungen und Gefahren sehr allgemein übersehen und die eigentlichen Gründe des unheilvollen Zustandes fast ausschließlich in der Schlechtigkeit der Regierungen gesucht wurden. Weder in öffentlichen Versammlungen noch in der Presse durfte sich die durch ganz Deutschland herrschende Stimmung Luft machen, aber sie durchzog als verhaltener Ingrimm die innerste Gesinnung des Volkes. In einem, wenn auch nur kleinen, Kreise tauchten schon seit 1820 Verschwörungen auf, welche den Umsturz des gesamten politischen Zustandes zum Ziele hatten, und auch Männer, welche das im Verborgnen wachsende Verbrechen nicht ahneten, gaben der Stimmung ihres Inneren in mündlichem und schriftlichem Verkehr einen entsprechenden Ausdruck. Angriffspunkte boten die Regierungen freilich mehr als einen dar.

Innerhalb mancher regierenden Familie und unter deren Umgebungen und Anhängern wurde damals mit dem Begriffe der Obrigkeit bald mehr bald weniger bewußt die Vorstellung verbunden, daß die Krone ihren Träger aus einem Menschen zu etwas Uebermenschlichem umwandle und ihn durch die Verleihung eines neuen politischen Vermögens innerlich hoch über alle nicht gekrönten Menschen emporhebe. Ein König sollte, mochte er als Mensch sein, was und wie er wollte, als Inspirierter gelten, das im Politischen sein, was der Pabst im Kirchlichen zu sein beansprucht. Dieser mit unserer ganzen Geschichte und der gesamten nationalen Anschauungsweise in Widerspruch stehende Aberglaube mußte wohl die Deutschen reizen, welche in ihren Fürsten nie ein halbdämonisches, spukhaftes Wesen, sondern immer und zu allen Zeiten den kernigen, männlichen Mann gesucht hatten, der das Recht und die Pflicht, sein Land zu regieren, von den Vorfahren ererbt hatte, wie jeder Unterthan sein Recht und seine Pflicht. Die Großen fühlen mehr und mehr, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß sie nicht durch ihre Kraft, sondern durch die Kraft anderer über Napoleon gesiegt hatten; aber weil sie um keinen Preis dem Volke dankbar sein wollen, durch dessen mannhaftes Auftreten im letzten Kriege sie zu dem, was sie jetzt sind, gemacht wurden, greifen sie zu einem bequemen Ausweg und reden sich ein, specielle Gegenstände der göttlichen Gnade, politische Propheten, Bevollmächtigte und Stellvertreter Gottes, Abbilder seiner Weisheit, Untrüglichkeit und Unantastbarkeit zu sein, und glauben an allerlei dämonische Mittler. Listige Menschen wissen diesen Glauben zu benutzen und die großen Herren an dieser schwachen Stelle und an noch schwächeren zu fassen. — In demselben Augenblicke, heißt es in einem Briefe aus Berlin vom Juli 1820, in welchem verblendete Anhänger der Regierungen durch ganz Europa das Wesen des monarchischen Princips in einer politischen Menschwerdung Gottes gefunden haben wollen, wird dasselbe monarchische Princip zur Caricatur durch Begebenheiten wie in Spanien und durch Skandale wie in England.

Weit allgemeiner als der Widerwille gegen den hier und da erhobenen Anspruch auf Göttlichkeit nicht nur des Herrscheramtes, sondern auch der Herrscherperson, war der Grimm verbreitet gegen die

Neigung der Regierungen zu Schrankenlosigkeit des Rechts und zu Maßlosigkeit des Handelns. Ich weiß nicht, heißt es in einem Briefe an Perthes, ob es Wahrheit oder Dichtung ist, wenn am Bundestage gesagt wird, daß wir einer großen politischen Gefahr in den letzten Jahren entgangen seien; wenn es aber Wahrheit ist, so bin ich sehr ungewiß, ob ich mich darüber freuen soll oder betrüben. Eine Katastrophe überstanden zu haben, ist für viele eine größere Gefahr als die überstandene Gefahr selbst. Die Klugen bespiegeln sich, obschon doch fast immer ein günstiges Geschick die Rettung brachte, rückwärts als Lenker und Leiter der Begebenheiten und trotzen um so mehr auf ihre Kräfte und Mittel; die Dummen verlassen sich um so mehr auf ihr Glück und beide blähen sich auf und werden blinder und deshalb auch dreister als zuvor. Den einen wie den anderen ist ein gegenwärtiges Elend wohlthuend, ein überstandenes schädlich. Das gilt nicht weniger von Regierungen als von einzelnen. Nur wer wirklich mit sich und mit den Dingen abrechnet, und weise genug ist, zu erkennen, wie prekär alle die klugen Maßregeln waren, die von hinten herein so gut sich ausnehmen, und wie schmal die Grenze ist zwischen einem guten und schlechten Ausgang, nur der wird durch eine glücklich überstandene Gefahr schonender, milder oder, wie Sie es nennen würden, demüthiger. In dieser Weise mit sich abzurechnen, scheint aber die Meinung der deutschen Regierungen nicht zu sein.

Mit vulcanischer Beredsamkeit hatte Görres 1819 in seiner bekannten Schrift: Deutschland und die Revolution, die Regierungen angegriffen. Perthes, um sein Urtheil über das Werk befragt, schrieb Ende September 1819 an Görres: Gegen Staat, Religion und Sitte ist nichts im Buche; von dieser Seite aus können Sie nicht angegriffen werden, aber die Gesinnungen und Absichten, welche Sie den Regierungen zuschreiben, werden Sie eben so wenig zu beweisen im Stande sein, wie die preußische Polizei ihren Verdacht und ihre Behauptungen republicanischer Verschwörungen beweisen kann. — Sie schrieben mir zuletzt, entgegnete der inzwischen nach Straßburg geflohene Görres im December 1820, es möge mir schwer werden, die von mir vorausgesetzten Absichten der Regierungen zu beweisen. Jetzt haben diese selbst den mangelnden Beweis geliefert. Schon ein-

mal ist es mir ähnlich gegangen, als ich im Widerspruche mit allen Leuten vor zwanzig Jahren Napoleon als einen Suetonischen Tyrannen bezeichnete. Heute wie damals ist freilich der Gang der Sachen nicht absichtlich, mit klarem Bewußtsein calculiert, sondern vielmehr instinctartig durch dunkle Ideen hervorgetrieben. In diesen habe ich aber etwas früher als andere gelesen und der Welt die dunklen Ideen in deutliche Rede jetzt schon seit fünf Jahren umgesetzt; dafür haben die Herren den unbequemen Seher zum Lande hinausgejagt. Das ist eben in der Kürze die ganze Geschichte. Das dumme Volk wird noch eine Zeit hindurch in der Verwirrung umhertappen, aber Männer wie Sie müssen sich ins Klare setzen, und müssen wissen, daß deutsch jetzt wieder, wie vor 1813, ehrlos heißt. Uebrigens wird es den heutigen Machthabern noch weniger als Napoleon gelingen, zum Ziele zu gelangen; ist der Wolf in der Grube gefangen, so werden Köther nicht das Regiment behaupten. Gegen das Karlsbader Experiment habe ich gar nichts; denn läßt Deutschland das sich bieten, so zeigt sich eben die Leerheit des ganzen Treibens und wir sind des Geschnatters überhoben. Was ich von dem Liberalismus dieser Zeit halte, habe ich deutlich genug ausgesprochen, aber es gilt Tyrannei gegen Tyrannei. Daß ich mit den Franzosen meinen Frieden auf ehrenvolle Bedingungen geschlossen habe, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Hier können sich die Leute noch nicht von der Bewunderung erholen, in die sie über einen Liberalismus gerathen sind, der sich wie der meinige mit dem Adel und dem Pabste verträgt. Ich sehe dem ruhig zu und werde sicher nichts Erhebliches in meinen Grundsätzen ändern. Wie in Deutschland ist auch in Frankreich das Gute in der Masse tief vom Bösen verschlackt; im Innern schäumen die schlechtesten Leidenschaften, während der Mund weise Reden hält; hölzerne Andachtshände heben sich betend zum Himmel auf, während unter dem Mantel die wirklichen Diebeshände den Nachbar bestehlen und bemausen. Welche Partei auch siegen mag, man wird sich zugleich freuen und betrüben müssen. Die Jugend wächst gegen das Alte in einem Hasse auf, den die Schufte und Thoren, die in dessen Vertheidigung sich theilen, jeden Tag mehr rechtfertigen, und so wird vor Ablauf der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kein Stein mehr

auf dem anderen bleiben. — Bevor ich auf eine nähere Aeußerung über Ihre Schrift eingehen könnte, heißt es in Perthes' Antwort, müßte ich wissen, was Sie eigentlich mit Herausgabe derselben bezweckten. Wollten Sie, wie Sie schreiben, zur Auflösung der vielen erstarrten Ideen beitragen, die sich seit Jahren in den Massen angesetzt haben, so mußten Sie mit derselben bewundernswürdigen, in Deutschland noch nicht gehörten Beredsamkeit, mit welcher Sie die Sünden der Regierungen darstellen, auch die Sünden derer, von denen die Regierungen angegriffen werden, uns vor die Augen führen, und zwar diese letzteren zuerst. Was gilt es? Sie säßen noch ruhig in Koblenz; man hätte Ihnen das eine um das andere verziehen. In Ihrem Briefe, den Sie mir im December 1818, also wenige Monate vor dem Erscheinen Ihres Buches schrieben, haben Sie die deutsche demokratische Partei in deren ganzer Fülle von Confusion, Unwissenheit, Roheit und vollkommener Nichtigkeit dargestellt — warum thaten Sie nicht ein gleiches in Ihrem Revolutionsbuche? Diese demokratische Partei hat ihre Nichtigkeit seit den Karlsbader Beschlüssen bewiesen, aber nicht dadurch, daß sie nur von den Regierungen vorausgesetzt würde und in Wirklichkeit nicht da wäre, sondern dadurch, daß sie wirklich da ist und doch nichts ist. Das Absonderliche bleibt nur, daß die Regierungen sich jetzt nicht an das unwürdige, lumpige Dasein zu halten verstehen, sondern nach noch ärgeren Lumpen in hastiger Angst suchen. Der zweite Theil Ihres Buches ist gradezu umsonst geschrieben. Die Fürnehmen haben sich am ersten Theil in Wuth gelesen und halten, was nachfolgt, für Spott; die Liberalen haben sich in Jubel gelesen und halten, weil sie die Intolerantesten sind, den Schluß für Ironie oder für verrückt. — Was ich eigentlich gewollt, heißt es in Görres' Erwiderung, das werden Ihnen meine gedruckten Episteln nun wohl verständlich gemacht haben. Die Geschichte hat meine Vorhersagungen so sehr gerechtfertigt, daß scharfsinnige Leute wohl auf ein geheimes Einverständnis zwischen mir und den Machthabern schließen werden, kraft dessen ich freilich leicht die Nummern, welche im nächsten Jahre aus der Ziehung kommen, zum voraus verrathen könnte. Nichtsdestoweniger ist mein Wahrsagungsberuf doch ein ziemlich unnützes Geschäft; denn die Herren rufen mir

zu: Wenn wir nun die verfluchte Wahrheit nicht wollen, wie willst du sie uns aufzwingen? Wir speien sie aus, denn die Lüge ist uns nun einmal zur anderen Natur geworden, und wir würden gewiß sterbenskrank, wenn wir auf deine verdrießliche Art gesund werden sollten. Das läßt sich nun freilich hören. Ich kann die Arznei dem Kranken nicht eingießen, dispensiere aber fort und nehme meine Tropfen für mich selbst, wenn andere sie nicht dulden wollen, und sie gedeihen mir nicht schlecht. Jetzt habe ich den politischen Plunder wieder auf eine gute Zeit von mir gethan und bin zu dem Treiben zurückgekehrt, das mich seit Jahren beschäftigt: die Sagengeschichte der alten Welt, an welcher ich wieder arbeite, soll alles, was der sogenannten exacten Geschichte bei allen Völkern vorhergegangen ist, in einem großen Blick zusammenfassen. Wo möglich schon im nächsten Jahre denke ich als Anfang ein Altdeutschland drucken zu lassen, damit ich die Masse des lange aufgehäuften Stoffes los werde. Unsere Vorzeit wird, wie ich denke, in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als bei dem armseligen Lampenlicht unserer starren Stubengelehrsamkeit.

Im Gegensatze zu dieser gegen die Regierungen gerichteten Stimmung fanden sich zerstreut durch ganz Deutschland Männer, welche sich der Obrigkeit und deren Recht mit Herz und Sinn hingegeben hatten. Manche unter ihnen aber hielten in der damaligen Zeit das Recht der Obrigkeit in einem höheren Grade durch die Handlungsweise der Fürsten und Minister als durch die Angriffe der Demagogen gefährdet und wollten in jenem Augenblicke nicht für die Obrigkeit geredet und gehandelt wissen, weil es nicht geschehen könnte, ohne zugleich die zeitigen Regierungen zu stützen und zu stärken, die doch im Interesse des obrigkeitlichen Rechtes nicht gefördert, sondern beseitigt werden müßten. So richtig es ist, heißt es in einem Briefe an Perthes, was unser Freund über die Stellung der Obrigkeit im Staate sagt, so unrichtig ist es doch, alles, was richtig ist, zu jeder Zeit sagen zu wollen. Unser Freund würde uns im unrechten Augenblicke in einen behaglichen Schlummer einschläfern und mit seinen Klageliedern über das revolutionäre Princip die Meinung fördern, daß nur der brausende Strom und nicht auch das willkürlich ihm gebaute enge und morsche Ufer den Unsegen der Gegenwart verschuldet habe. —

Dem Principe nach, heißt es in einem anderen Briefe, stehe ich heute wie immer auf Seiten der Obrigkeit; daß man aber dennoch Gegner unserer Regierungen sein muß, das ist das Allertraurigste in unserm Zustande. In Welthändeln wird nun einmal unser Verhalten weniger durch das Princip der Dinge als durch die Richtungen der Personen bestimmt, welche dasselbe augenblicklich zu vertreten haben.

Anderen unter den Anhängern der Obrigkeit schien dagegen jede Gefahr gering im Vergleiche mit dem Unheil, welches aus der Gefährdung der Regierungen erfolgen müßte. Mit unverhaltenem Zorne wendeten sie sich gegen die Demagogen jener Zeit. Ueberall begannen die Anfänge der Freiheit zu treiben, heißt es in einem Briefe an Perthes aus dem Jahre 1821, und überall liegen nun die jungen Triebe verwelkt danieder, weil sie gewaltsam mit künstlicher Hitze großgezogen werden sollten. O, diese Buben, deren Neid und Eigensucht sich gegen jede Herrschaft auflehnt und die dennoch die Tyrannei lieben, wie sie nur je geliebt worden ist! Sie allein tragen die Schuld, wenn auf lange Zeit Deutschland unter dem Despotismus sich beugen muß, um dem Untergang zu entgehen. — Die Sache der Freiheit, schrieb 1821 ein Edelmann von altem Schrot und Korn an Perthes, wird durch niemand mehr gefährdet als durch jene Menschen, die uns zwingen wollen, Nationalcocarden und Freiheitsmützen zu tragen. Obschon sie, wenn sie Freiheit rufen, Herrschaft meinen, nehmen sie es dennoch denen, die Beruf und Kraft zum Herrschen haben, übel, wenn sie wirklich herrschen. Wie oft habe ich mich über die Könige geärgert, welche die eigenen und die fremden Völker zwingen wollen, so und nicht anders zu leben und zu denken! Aber thun diese Zaunkönige nicht dasselbe? Wie in meiner Dorfkirche die Orgelpfeife mit der verdorbenen Klappe greifen sie in jede Melodie mit ihrem einen schneidenden Tone ein, und möchten jede andere Meinungsäußerung überschreien und zum Schweigen bringen. — Wiedergeboren, sagen die Herren, wäre das Volk, heißt es ein anderesmal, und müsse deshalb auch in einen neuen Schlauch gethan werden. Ich glaube auch nicht, daß es gut war, uns die alten Röcke wieder anzuziehen, aber jene Schreier fühlen sich gedrückt, nicht weil die Röcke zu eng, sondern weil sie zu aufgeblasen sind.

Wie ein Meer voll schmutzigen Wassers hat die Eitelkeit ganz Deutschland übergossen, und wir alle mögen uns hüten, daß wir nicht darin ersaufen.

Vor allem in den Briefen, welche Perthes in den Jahren 1820 und 1821 aus Livland und Kurland erhielt, sprach sich der Widerwille gegen das Treiben der Demagogen in Deutschland aus. Das Lärmen und Toben in Deutschland, weil das Unerreichbare noch nicht erreicht ist, heißt es in denselben, hat seinen Hauptgrund in der Wichtigkeit, welche die deutschen Schriftsteller sich andichten. So ein alter Professor auf seinem Lehnstuhle sitzend und mit Medicinflaschen für seine Unterleibsbeschwerden umgeben, glaubt, daß seine Schreibfeder eigentlich die Uhrfeder sei, welche die Weltgeschichte im Gange halte, und doch hätten die Schreibfedern von ganz Deutschland den Rost bis zur heutigen Stunde nicht von den deutschen Schwertern abgekratzt, wenn das russische Jahr 1812 nicht gekommen wäre. In Rußland stachen die Spieße der Kosacken und Bauern tiefer als die Federn in Deutschland, und der Volksgeist war sehr echt, ohne daß ihn erst ein alter Professor auf seiner Studierstube in der Retorte destilliert hätte. Das politisch Gute, das durch Schriften fabriciert werden soll, ist wie Runkelrübenzucker künstliches Product, schmeckt wohl ähnlich, hat aber keine Kraft. Schicksale und Zeiten, aber nicht Reden bilden ein Volk, und nicht der Schriftsteller soll den Volksgeist, sondern der Volksgeist den Schriftsteller schaffen. — Die Fürsten und Herren der deutschen Nation sehen den Grünspan nicht, heißt es in einem anderen Briefe, der, von der Volkssäure gebildet, sich an ihre Scepter ansetzt, oder sie schlagen, wenn sie ihn sehen, mit ihrem Regierungsstäbchen höchst gewaltiglich um sich in die blaue Luft. Das freilich wird den Gifthauch schwerlich fortschaffen, aber der tobende Parteigeist wird dennoch Deutschland so wenig zersprengen, als ein gährendes Gebräu trotz alles Brausens und Zischens das gut verwahrte Faß auseinander brechen kann. Deutschland ist durch ein paar recht derbe eiserne Reife zusammengehalten; die beiden Nachbarstaaten Rußland und Oestreich sind fest genug, um dem gährenden Volksgeist zu widerstehen, und das bißchen Schaum, das hier und da aus dem Zapfen dringt, hat nicht viel zu sagen. Der Wein frei-

lich, der gähren will, schimpft recht arg auf die Bänder, die ihn aufzubrausen hindern, und doch sind es nur diese, die es möglich machen, daß der Most zum Wein und als Wein klar und stark wird. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß auch in Deutschland sich alles gehörig setzen und die gährenden Hefen dorthin kommen werden, wohin sie gehören, das heißt auf den Kehricht. Hefen, nichts als Hefen ist dieser illiberale, sich liberal nennende Geist, der alles zerstören will, um selbst als Blase aufsteigen zu können. Wir werden es noch erleben, daß alle diese Revolutionshelden am Ende ihrer Laufbahn stehen, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. In Deutschland gibt es nun einmal keine Nation im politischen, sondern nur im literarischen Sinne und es stehen, wie gesagt, ein paar Schildhalter da, die das Wappen der Ordnung schon halten werden, und was man nicht wegschlagen kann, wird man weder wegschreien noch wegschimpfen. Im politischen Leben wie im Privatleben ist der ein roher Thor, der das, was er mit dem Degen nicht ausmachen kann, mit groben Worten, die allenthalben überflüssig sind, auszumachen gedenkt.

Von uns und unserem Leben begehrt in Deutschland niemand etwas zu wissen, schrieb ein anderer. Will man etwa deshalb Rußlands Ostseeprovinzen auch geistig von der deutschen Mutterbrust entfernen und als unebenbürtig behandeln, weil Alexander ihr Kaiser ist? Ich glaube, jede deutsche Monarchie könnte, ohne zu verlieren, einen Herrschertausch mit Rußland eingehen, selbst wenn ihr Fürst so eben eine ganz frische Constitution aus dem Ei der Zeit losgeklopft hätte. Blinde Zuneigung und blinde Abneigung, eine Einseitigkeit, welche wie der Passatwind nur einen Strich hält und Steuer und Ruder wirkungslos macht, ist der Fluch, der jetzt auf Deutschland lastet. Wirklich sonderbar ist die Mode, alles, was russisch heißt, zu hassen. Es geht Rußland wie dem Knechte Ruprecht: Ruprecht hat den Deutschen als schöne Weihnachtsgabe Freiheit und Wiedergeburt gebracht, und doch nennen die Beschenkten den Geber nicht gerne und sprechen nicht von ihm als Wohlthäter, weil er unter Umständen auch einmal mit der Ruthe kommen könnte. Wir haben freilich von den Deutschen nichts, gar nichts zu fürchten, als literarischen

Tadel; aber ich fühle es tief, daß wir Deutschland nicht lange mehr als die Wiege unserer Bildung verehren und als den Sitz der Biederkeit, der Redlichkeit und der Ehre in allen Ständen lieben können. Doch lassen Sie mich abbrechen, denn Recht geben Sie mir doch nicht. Thut auch nichts: wir sehen hier vom festen Lande aus auf die armen Seefahrer hin, die seekrank in ihren von Wetterstürmen gepeitschten kleinen Fahrzeugen haltlos umhertaumeln. — Perthes theilte eine Anzahl dieser Briefe, die er aus den russischen Ostseeprovinzen erhalten hatte, einem Freunde mit und fügte die Worte hinzu: Wahres und Falsches, Deutsches und Russisches geht freilich wunderlich in diesen Briefen durcheinander, aber böse kann ich denen, die sie schrieben, nicht sein. Aus allem bitteren Grolle sieht doch immer die tiefe Sehnsucht und Liebe einer verletzten und zurückgestoßenen Braut hervor, und ich weiß gewiß, daß dieselben Männer, die uns so stolz auf Rußland entgegentreten, sich den Russen noch stolzer als Deutsche gegenüberstellen und das Uebergewicht deutscher Bildung und deutschen Ehrgefühls muthig geltend machen in der Nation, welcher sie politisch untergeordnet sind.

Es gab zu jener Zeit Männer in Deutschland, welche den ganzen Haß dieser Edelleute gegen die Demagogen und Görres' ganzen Haß gegen die bestehenden Regierungen zugleich in ihrem Herzen trugen. Wie die Sturmwinde sich heulend um die Zeit der Sonnenwende bekämpfen, schrieb ein solcher Mann an Perthes, so ertönt jetzt alles rings umher in ganz Europa von dem Zusammentreffen teuflischer Parteien. — Unser Zustand, heißt es in einem anderen Briefe, ist der gefahrvollste, welcher überhaupt in der Geschichte eines Volkes vorkommen kann; mitten inne schweben wir zwischen Anarchie und Despotie; die Frage, ob man sich auf die eine oder die andere Seite stellen wolle, wäre die Frage an das zwischen Bär und Wolf gefallene Lamm, ob es lieber von diesem oder von jenem verzehrt werden wolle. — Eine ähnliche Ansicht, wie die hier ausgesprochene, fand sich bei vielen geistig bedeutenden Männern wieder; sie sahen völlig ab von jedem politischen Princip, von der Obrigkeit, wie sie sein könnte, und von den Unterthanen, wie sie sein könnten; sie faßten lediglich die damaligen deutschen Regierungen und Liberalen ins Auge

und gelangten zu dem Schlusse, daß beide gleich unberechtigt und gleich verderblich für Deutschland seien. Der Kampf beider Parteien erschien ihnen wie ein großer historischer Proceß, in welchem jede Partei zwar für ihre Zwecke zu handeln glaubte, in Wirklichkeit aber nur als Werkzeug diente, um für die Zukunft einen von keiner Partei gewollten politischen Zustand herbeizuführen. Vielleicht von jedem wichtigen Stücke unseres geistigen Daseins kann man sagen, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß es in unserer Zeit zugleich in fruchtbarer Entwickelung steht und von drohenden Gefahren umringt ist. Es wäre thöricht, sich über diesen großen Gang der Zeit abgrämen zu wollen, und es wäre anmaßend, zu glauben, daß von einem oder von mehreren einzelnen darin bedeutend eingegriffen werden könne. Das Beste ist wohl, das eigene Herz so viel möglich frisch und kräftig zu erhalten, um mit dem ganzen, ungetheilten Menschen bereit zu sein, wenn Gott uns zu einer Arbeit beruft; und das wollen wir nach Kräften thun. — Wir beide, lieber Perthes, haben eine sehr denkwürdige Zeit durchlebt, schrieb ein Freund aus Schweden; aber die vergangenen dreißig Jahre scheinen doch nur ein Vorspiel der kommenden gewesen zu sein. Deutschland und Europa steht am Vorabend einer neuen Geburt; die Wehen werden fürchterlich sein und ich bebe zusammen, wenn ich mir sagen muß, daß Mutter und Kind leicht in ihnen zu Grunde gehen können. Handeln muß freilich in dieser Zeit auch ein jeder in seinem Kreise und nach seiner Ueberzeugung, aber weniger vielleicht, als zu irgend einer andern Zeit, wird die Zukunft durch das Wollen und Laufen der Menschen bestimmt werden. — So verzweiflungsvoll erschien für Gentz das Durcheinander in Deutschland, daß er gegen Perthes äußerte: Gewiß ist, daß, wenn ich je wieder für das Publicum schreibe, es nur über staatswirthschaftliche Gegenstände ist; denn die Divergenz oder vielmehr die absolute Verwirrung und Anarchie der Meinungen, die heute in Ansehung aller legislativen, politischen und religiösen Fragen obwaltet, und der Ton, in welchem die deutschen Schriftsteller einander wechselseitig behandeln, schreckt mich von aller Einmischung in diese Händel auf immer zurück. — Die Gefahr der Revolution ist vorüber, rief verzweiflungsvoll ein anderer aus; das für uns Deutsche untrügliche

Symptom der Rettung ist eingetreten; der wie die fliegende Gicht umherziehende Giftstoff hat sich von den Fäusten auf die Federn geworfen; an allen Orten und Enden blüht das literarische Gezänke wieder auf; die Fürsten und Minister athmen tief, reiben sich vergnüglich die Hände, rufen: Das wäre vorüber! und setzen sich zu Tisch.

In dem unerhörten Gewirre der Meinungen gelang es wohl niemand, der jene Jahre geistig frisch und regsam durchlebte, zu einem festen Abschlusse seines politischen Urtheils zu kommen. Auch im einzelnen spiegelte sich der Kampf und das Ringen der Zeit wieder. Berührung und Verkehr mit Männern anderer politischen Ueberzeugung zu meiden, wäre damals krankhafte Zaghaftigkeit gewesen. Perthes erkannte zwar fast immer sehr schnell eigentlich gemeine Naturen und brach dann rasch und entschieden mit denselben. Wo er aber nicht Gemeinheit, sondern nur einen verschiedenen wenn auch sehr verschiedenen Standpunkt sah, war er der Meinung, daß irgend ein gemeinsamer Boden nicht fehlen könne. Diesen schnell ausfindig zu machen, besaß er eine besondere Gabe und konnte deshalb auch mit sehr entgegengesetzten und schroffen Menschen in nahe Verbindung treten; aber indem er das Gemeinsame gleichsam nur ahnen ließ, stellte er sich in allen einzelnen Fragen auch Männern, die scheinbar völlig mit ihm übereinstimmten, fast immer entgegen, griff sie an, reizte sie und erweckte dadurch ihr Interesse. In seinen Briefen findet sich der Regel nach die Ansicht vertreten, welche der Ansicht dessen, an den er schrieb, entgegengesetzt war. Nicht als ob er aus Widerspruchslust die Wahrheit verleugnet hätte, aber auch die Wahrheit hat mehrere Seiten, unter denen der, welcher sie betrachtet, wählen kann und wird. Nur selten wurde Perthes durch den Kampf um politische Ansichten zu einem völligen Bruch mit dem Gegner geführt, und wenn in einzelnen Fällen die unbedingte Unvereinbarkeit der politischen Gesinnung jeden weiteren politischen Verkehr mit diesem oder jenem Manne unmöglich machte, so suchte er sich doch den Menschen zu erhalten, indem er den Politiker aufgab. Ueber unsern R. bist Du im Irrthum, schrieb er 1820 an einen Freund, der sich mit warmem, phantastischem Herzen der damaligen Richtung des preußischen

Hofes hingegeben hatte. N. liebt und ehrt Dich nach wie vor; da er aber über die öffentlichen Verhältnisse jetzt nicht mit Dir verkehren will, vermag er überhaupt nicht mit Dir zu verkehren. Ich bin anderer Art und tausche auch jetzt gerne mit Dir die Ansichten aus über alles Menschliche und über alles, was die Liebe erregt; was aber das Vaterländische und die gesellschaftliche Ordnung betrifft, darüber werde auch ich künftig schweigen. Die alte französische Jacobinerei regt sich zwar noch, aber bald wird sie in sich selbst verkommen. Ihr werdet für jetzt den Sieg über sie davon tragen, aber auch über uns, und auch Du wirst zu Deinem tiefen Schmerze erfahren, daß politische Phantasien und Theorien in der wirklichen Anwendung auf das Leben sehr schwarze Farben annehmen können. Jetzt bist Du im Siegesrausche; kein Reden kann zu etwas führen; darum schweigen Deine alten Freunde. Du wirst mir antworten und Freude haben an meinem Familienglück; das andere laß gut sein. Du besitzest ja neue Freunde, die jetzt mit Dir das Himmelreich erwarten; an denen belebe Dich.

Viel weniger noch als die Aeußerungen einzelner Männer erkannte Perthes die öffentliche Meinung als den vollen Ausdruck und die Erscheinung politischer Wahrheit an. Dem Grafen Bernstorff hatte er 1819 nach Karlsbad geschrieben: Die öffentliche Meinung ist freilich nur eine Meinung, aber sie ist doch auch eine Meinung, welche wie jede Meinung ihre Wahrheit hat und Rücksicht verdient. — Ein Recht aber, die Ueberzeugung und das Handeln der einzelnen zu bestimmen, wollte er derselben unter keinen Umständen eingeräumt wissen. Können wir denn wirklich sagen, schrieb er im Frühjahr 1820, daß in Deutschland eine öffentliche Meinung ist? Das wunderliche Ding hat doch nur dann seinen Grund und ist doch nur dann eine über den einzelnen stehende Macht, wenn es aus dem unwillkürlichen Zusammenwirken von Ereignissen und Verhältnissen erwachsen, nicht wenn es gemacht ist durch diese oder jene begabten Menschen, welche den Neigungen und Schwächen, die der Tag gebiert, zu schmeicheln verstehen. In einem auf Frömmigkeit sicher ruhenden und in einfachen, übersehbaren Verhältnissen lebenden Volke liegt in der Uebereinstimmung der Ansichten, des Begehrens und Verwerfens ge-

wiß eine höhere Autorität; aber sind wir so? Unsere Schreier sicherlich nicht, und wie häufig haben wir erlebt, daß ein paar gewandt geschriebene Zeitungsartikel Widerhall in allen anderen Blättern hervorriefen und die Stimmung um- und nochmals umdrehten. — Es hören wohl nur wenige, schrieb er ein anderesmal, die Stimmen von so verschiedenartigen Männern aller politischen Richtungen, wie ich, und dennoch weiß ich auch nicht für ein einziges Verhältnis zu sagen, wie die öffentliche Meinung über dasselbe denkt. Will man sich aber aus den Zeitungen Raths erholen über die Stimmung der Nation, so wird man erfahren, daß grade die bedeutendsten und edelsten Männer dort niemals vernommen werden. Die unterrichteten, die guten, die rechtlichen hüllen sich bei uns in ihre Tugend und schweigen, sei es aus Bequemlichkeit oder aus sittlicher Vornehmheit oder aus aristokratischem Ekel; aber es klagen, lärmen und schreien alle, die es besser und behaglicher haben wollen und dennoch jede Anstrengung scheuen, um Einsicht in die wirklichen Verhältnisse zu erlangen. Wie oft stehen eigentlich böse und schlechte Kerle an der Spitze der schreienden Schreiber! Wo ist nun die öffentliche Meinung? — Um zu irgend einem Verständnis der öffentlichen Stimmung zn gelangen, wird man nie vergessen dürfen, heißt es in einem Briefe, den Perthes an Hormayr schrieb, daß zu jeder Zeit immer drei Generationen nebeneinander leben, von denen die eine aus der immer erfahrungslosen, oft himmelstürmenden Jugend, die andere aus dem immer erfahrungssatten, oft schwachen, desperaten oder bankerotten Alter besteht. Der zwischen beiden liegende mannhafte Kern der Nation sollte freilich eine selbständige Kraft sein; aber in unserer Zeit ist er es nicht, sondern gehört halb dem kindischen und halb dem alterschwachen Alter an. Das muß freilich schlimme Folgen haben, aber Gott wird sich seine Zeit ersehen. Wenn die himmelstürmenden Jungen oder die bankerotten Alten wirklich das Uebergewicht errungen haben werden, dann werden die Männer Männer werden müssen.

Die Eindrücke der südeuropäischen Revolutionen auf die Stimmung in Deutschland.
1820—1822.

Es war wenig Aussicht vorhanden, daß die deutschen Regierungen den seit Karlsbad eingeschlagenen Weg freiwillig verlassen würden, und die Demagogen kannten ihre eigene Schwäche und Zusammenhangslosigkeit zu gut, um von Anwendung der Gewalt Erfolg zu hoffen. Nicht durch eine deutsche, wohl aber durch eine europäische Bewegung ließ sich Aenderung der bestehenden Ordnung erwarten. Wenn im übrigen Europa die Oppositionspartei den Sieg davon getragen hatte, konnten die deutschen Regierungen dem allgemeinen Zuge der Dinge auf die Dauer nicht widerstehen. Mit gespannter Aufmerksamkeit richteten sich daher die Blicke in Deutschland stets dorthin, wo Bewegungen gegen die bestehende Ordnung ausbrachen. Bald genug entbrannte der Kampf im ganzen südlichen Europa: während der Jahre 1820, 1821 und 1822 trug die Revolution in Spanien und Portugal, in Italien und in Griechenland zunächst wenigstens den Sieg davon, hielt die ohnehin heftig erregten Deutschen in außerordentlicher Spannung und gewöhnte sie, den Waffenkampf der Unterthanen gegen die Obrigkeit als etwas nicht Unmögliches zu betrachten.

Die Spanier wurden seit ihrem zähen Widerstand gegen Napoleon mit bewundernder Liebe in Deutschland betrachtet. In ihren Regimentern hatten manche Männer gefochten, die zu den Besten Deutschlands gehörten; die englisch-deutsche Legion war Jahre hindurch ihr Waffenbruder gewesen. Weil Spanien sich Napoleon und dem von ihm eingesetzten König Joseph nicht unterwarf, ward der allgemeine Zerfall des Landes übersehen; weil die Verfassung von 1812 im Gegensatz zu Napoleon gegeben war, wurde auch von Royalisten nur wenig beachtet, daß sie für einen wirklichen König keinen Raum hatte, mit den durch Nationalität und Geschichte begründeten Zuständen Spaniens in Widerspruch stand und jede Regierung unmöglich machte. Als nun Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr

im Jahre 1814 die Verfassung aufhob und, statt eine andere zu geben, die Mönchsorden und die Inquisition herstellte, die Josefinos verbannte, aber auch manchen, der im Kampfe gegen Napoleon sich den Namen eines Helden erworben hatte, einkerkerte, wurde er nicht nur als elender Schwächling, sondern auch als ein Ungeheuer angesehen, der jedes geistige Gut, jede freie menschliche Bewegung mit rohen Füßen niederzutreten die Absicht habe. Seine Gewaltsamkeiten und Willkürlichkeiten wurden bis in das Märchenhafte übertrieben und die vielen schon seit 1814 versuchten Verschwörungen erschienen als heldenmüthige Regungen des menschlichen Gefühles gegen einen nichtswürdigen Unterdrücker.

Perthes hatte durch seinen in Cadix wohnenden Freund Böhl von Faber die damals in Deutschland sehr seltene Gelegenheit erhalten, auch die Kehrseite der spanischen Zustände kennen zu lernen. Hier haben sich Hölle und Teufel verschworen, schrieb Böhl schon im Juni 1815 an Perthes, die jetzige spanische Regierung verhaßt zu machen und das vorige Chaos wieder herzustellen. Da der Spanier seine eigenthümliche Beharrlichkeit leider auch im Bösen behauptet, so sind die hiesigen Aufklärer (liberales) jetzt Anhänger Bonaparte's und Vertheitiger der mulattischen Republicaner in Amerika geworden. — Die gänzliche Zerrüttung der Finanzen bringt eine Stockung in dem gesellschaftlichen Getriebe hervor, heißt es in einem Briefe von 1816, die sich auf alle Zweige des Verkehrs erstreckt, und dennoch ißt die ganze Schar der königlichen Diener, ohne auch nur einen Heller Besoldung einzunehmen. Wie sich das Ganze noch zusammenhält, ist unerklärlich; dennoch scheint ein Umsturz unvermeidlich, nicht falscher Regierungsgrundsätze wegen, sondern aus Noth, die aber deshalb nicht weniger eine Regierung des Pöbels nach sich ziehen wird. Die Aussichten sind sehr trübe. Ihre Furcht, ausführliche Briefe von Ihnen an mich könnten in unrechte Hände kommen und mir Unannehmlichkeiten bereiten, hat durchaus keinen Grund. Diese Furcht gehört zu dem Lügengewebe, welches von den Aufklärern verbreitet wird, um den Katholicismus und mittelbar das ganze christliche System verhaßt zu machen. Kein Brief wird jetzt in Spanien geöffnet, ein jeder sagt frei, was er denkt, und neben einem Vertheidiger des

herrschenden Systems finden sich hundert Ankläger; es gehört zum guten Ton, auf den König und die Geistlichen zu schimpfen, und einer meines Schlages ist rara avis. Alle Häuser wimmeln von verbotenen Büchern, aber noch ist keines von der Inquisition weggenommen. Was von tyrannischen Machtsprüchen, von Einkerkerungen und Tortur in Madrid verbreitet wird, sind Märchen, die nur beweisen, wie tief der Haß gegen Monarchie und Religion gewurzelt hat. Daß nicht völlig das Alte wiederkehren kann, sehe ich wohl, aber ich möchte doch etwas dem Alten Verwandtes und in keinem Falle das Neue von 1812. Wenn ich seblst, lediglich weil ich das Neue kennen lernte, wie es wirklich ist, zum Wunsche nach dem Alten geführt worden bin, warum sollten nicht auch die anderen denselben Weg gehen, und wenn alles einmal hat zeitgemäß sein können, warum sollte nicht auch das Christenthum zeitgemäß werden? Lassen doch die Grenzen des Katholicismus einen sehr weiten Spielraum zu. — Von Politik mag ich nichts mehr sehen und hören, schrieb Böhl einige Monate später; ich werde immer unduldsamer, wenn ich sehen muß, daß aller Haß, der in des Menschen Brust Platz findet, sich in dem Auftreten gegen die Regierung erschöpft und der Abscheu gegen Unrecht und Laster schlaffer ist als je. Für unser entartetes Geschlecht ist Bonaparte wahrscheinlich zu früh aus der Geschichte abgetreten. — Meine Kunde von der Handlungsweise der Regierung, heißt es in einem Briefe vom October 1817, erstreckt sich insbesondere über Cadix und Andalusien, aber auch über ganz Spanien, und demzufolge versichere ich Ihnen abermals, daß die Inquisition nur dem Namen nach existiert. Die meisten Inquisitoren sind Liberale, die sich ihres Amtes schämen. Alle verbotenen Bücher können von jedermann gelesen und besessen werden, alle Reden sind in jeglicher Gesellschaft zulässig, nur nicht solche, welche die Mönche, die Inquisition, den Rosenkranz u. s. w. vertheidigen. Kurz, die Tendenz zur Aufklärung ist so allgemein und entschieden, daß die wenigen Anhänger des Alten schweigen und sich verstecken. Es steht Ihnen nun natürlich völlig frei, ob Sie mir glauben wollen oder dem politischen Journal und den Schiffscapitänen und spanischen Beamten, welche unter dem Vorwande, Menschen und Waaren vor der Inquisition schützen zu wollen, sich manche schöne

Summe erpressen. — Im October 1818 waren die Besorgnisse bereits sehr gestiegen. Ueber die hiesigen inneren Verhältnisse kann ich Ihnen leider nichts Tröstliches sagen; es ist ein wahres Wunder, wie das Gebäude noch so zusammenhält und wie bei dem gänzlichen Mangel an Sold den Truppen der Geduldsfaden nicht reißt. Der König wird am Ende nothgedrungen thun müssen, was er vielleicht anfänglich hätte freiwillig thun sollen. Unter einer anderen politischen Form wird man willig die Opfer bringen, gegen die sich jetzt nicht das Volk, aber jeder „Aufgeklärte" empört. Den Schreiern und Leitern ist nun einmal die Aufklärung inoculiert und die Krankheit muß ihre Stufen durchlaufen. Ob der Kranke sterben oder wieder genesen wird, bleibt die Frage.

In den ersten Tagen des Jahres 1820 brach die Revolution in Andalusien, etwas später in Galicien, in Neucastilien und an allen Orten und Enden aus. Ferdinand VII. nahm im März die Constitution des Jahres 1812 an, hob die Inquisition auf, ließ die Eingekerkerten frei, stellte die Preßfreiheit her und berief bald darauf die Cortes der wieder eingeführten Verfassung. Sie werden natürlich erwarten, schrieb Böhl von Faber am 4. April 1820, daß ich Ihnen etwas von unserer neuesten Staatsumwälzung sage. Wäre ich gestimmt wie die Weisen dieser Welt, so würde ich lauter Unheil prophezeien, weil es in Frankreich damit so übel ablief, weil die Jacobinerbrut auch hier im Finstern schleicht, weil das Volk so gar unreif ist, und aus hundert andern Gründen. Ich erinnere mich aber, wie sich die Weisen besonders in Beziehung auf Spanien stets so arg verrechnet haben, und nehme also grade das Gegentheil von dem allem an. Eben weil die Franzosen die Freiheit misbraucht haben, glaube ich, daß die Spanier im ganzen die Grenzen der Mäßigung nicht überschreiten werden; eben weil man in Frankreich die Jacobiner angestaunt hat, wird man sie hier verachten und hassen, sobald sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen; eben weil das Volk in politischer Hinsicht so gar roh ist, wird es nicht eine Regierungssucht fühlen, welche alle Regierung vernichtet. Es ist unglaublich, welche Sinnlosigkeit für bürgerliche Freiheit sogar bei den Aufgeklärt-sein-wollenden herrscht. Unter Constitution versteht ein jeder die Befreiung von

dem, was ihn belästigte. Mit eigenen Ohren habe ich gehört, wie der eine meinte, er brauche nun nicht mehr zu fasten; der andere, er könne jetzt ohne Geld Tabak rauchen; der dritte, es würden nun die alten Silberflotten wieder kommen. Was die Pressen jetzt täglich Bogen für Bogen ans Licht fördern, ist das elendeste, seichteste Gerede, ein Schwall tönender Worte ohne bestimmten Sinn, aber auch ohne Ruchlosigkeit und mit der ausgezeichnetsten Achtung für den Charakter und die Person des Königs. Die Monarchischen fügen sich jetzt willig in die Constitution, da ihr geliebter, schändlich verleumdeter König sie angenommen und beschworen hat, und die Liberalen lieben den König jetzt herzlich, weil er ihnen ihr Schoßkind wiedergegeben. Die Jacobiner bleiben, wills Gott, die kleine Minderzahl. Der König hat ihnen durch Annahme der Constitution einen Strich durch die Rechnung gemacht. In Cadix genießen wir der vollkommensten Sicherheit und Ruhe.

Sobald die erste Kunde von dem Siege der Revolution nach Deutschland gelangte, wendeten alle Blicke sich dorthin, wo der große politische Zwiespalt nicht, wie in Deutschland, mit Worten, sondern mit Waffen, und zwar mit siegreichen Waffen ausgefochten war. Die spanischen Nachrichten haben gewaltig überrascht und große Freude erregt, vielleicht zu große, schrieb Falk aus Kiel am 26. März 1820 an Perthes. Wie es geht, wenn ein Volk reif zur Constitution ist und sie ihm dennoch vorenthalten wird, kann man freilich an diesem Beispiel lernen; aber bedenkt man, wie sehr die Constitution der Cortes ein Product der ultraliberalen Grundsätze ist, so läßt sich mit Sicherheit das Prognostikon für Spanien stellen, daß entweder das Königthum, oder die Constitution zu Grunde gehen wird. — In Spanien trägt augenblicklich alles eine so herrliche, ideale Farbe, schrieb in denselben Tagen ein Freund aus Franken an Perthes, daß es schwer wird, die Hoffnung auf lange Dauer in sich zu erhalten. Doch vielleicht soll das edle, heldenmüthige Volk ein Beispiel für Europa werden! Die Liebe zum König, die große Mäßigung auf allen Seiten, der Umstand, daß man nicht in das Ungemessene strebt, sondern ein bereits festgestelltes Ziel in der Verfassung von 1812 besitzt, machen mir einigen Muth; für Europa sind die Folgen unberechenbar. —

In uns beiden ist gewiß, schrieb Rehberg aus Hannover am 27. Mai an Perthes, ein gleich lebhaftes Interesse durch die unerwartetste und größte Begebenheit erregt, welche den denkenden Beobachter jetzt beschäftigt. Die Gährung in Spanien, der Ausgang dieses fast unbegreiflichen Ereignisses, die schleunige Entwickelung politischer Kräfte und Leidenschaften in einem so kräftigen Volke, welches uns bisher nur durch seine militärische Energie interessierte, das alles ist an sich selbst und vielleicht auch in seinen entfernten Folgen so wichtig, daß ich diese neuen Auftritte, die alles Große, was wir seit dreißig Jahren gesehen haben, in gewisser Rücksicht übertreffen, nicht vorübergehen lassen kann, ohne mich darüber, so viel als möglich ist, zu unterrichten. Ich kann mir wohl von niemand besseren Rath erbitten, wie ich dieses zu machen habe, als von Ihnen. Sie leben im Mittelpunkt der Verbindungen Deutschlands mit Spanien, haben den jetzigen Minister Perez de Castro persönlich gekannt und wissen gewiß von allem, was die Sache angeht, mehr als ich. Mich erfüllt die Art und Weise des Herganges mit Erstaunen, da sie alles, was man von dem Charakter südlicher Nationen im Falle revolutionärer Bewegungen erwarten mußte, zu Schanden macht. Wie unbegreiflich groß ist doch die Umwandlung, welche in dem Gesamtcharakter aller Nationen während unserer Lebenszeit eingetreten ist!

Im Juli 1820 kamen die neuen Cortes in Madrid zusammen und blieben bis zum November versammelt. Schon jetzt begann der Kampf, welchen die Anhänger der Verfassung einerseits gegen den König und den Klerus, anderseits gegen die jacobinischen Decamisados zu führen hatten. Das Volk ist froh, schrieb ein um diese Zeit aus Spanien zurückkehrender Bekannter, und liebt die Unruhe nicht; der König, ein gewöhnlicher Wüstling, ist selbst für den Aberglauben zu gering; die Clubbisten werden verachtet, die ostensiblen Häupter der Revolution gelten als unbedeutend, namentlich Quiroga; nur Riego soll ein Mann von Kopf sein; die geheimen Häupter, denen man viel Talent zuschreibt, wollen die Republik, aber schwerlich werden sie das Volk hinreißen. — Je nach der eigenen politischen Ansicht wünschten in Deutschland die einen dieser, die anderen jener Partei den Sieg. Der Grundirrthum des mir von Ihnen mitgetheilten

Aufsatzes über Spanien, heißt es in einem Briefe an Perthes, liegt darin, daß das, was innere Nothwendigkeit ist, als Zufall und Misgriff dargestellt wird. In Spanien ist das Uebergewicht wirklich dort, wo es sich jetzt zeigt, nemlich im Bürgerstande. Adel und Kirche haben seit Karl V. ihre frühere Stellung zum Staate verloren. Warum haben sie in der großen Bewegung seit 1808 keine Hand erhoben und keine Stimme geführt? Weil Erzbischöfe und Ordensgenerale in dem Vorzimmer Manuel Godoy's, des Friedensfürsten, um einen gnädigen Blick, um Beneficien und Einfluß gebuhlt, weil von allen den Hunderten der Granden keiner bei Mishandlung der Person und des Standes Selbstgefühl genug besessen hatte, um mit eigener Gefahr den elenden Günstling vor die Klinge zu fordern, und weil die Besten schon viel zu thun glaubten, wenn sie schweigend schmollten. Warum haben dagegen die Bürger in den Städten nicht verlernt, die Last des Krieges und der politischen Berathung auf sich zu nehmen? Weil sie selbst durch Arbeit frisch und kräftig, durch ihre Gemeindeverfassung wach und sich fühlend erhalten wurden, und weil ihre Vorsteher den Muth bewahrt hatten, unerschrocken und einsichtsvoll das Recht der Gemeinde zu vertheidigen. „Wollen Sie wissen," sagte Fivre zu Napoleon, „wie gut die Institutionen sind, die Sie geschaffen haben, so versuchen Sie dieselben umzustoßen; die, welche keinen Widerstand leisten, taugen nichts." In Spanien haben Adel und Kirche alles dem Winke des Königs preisgegeben, die Städte aber nicht. Auf welcher Seite ist nun „das große Organ der Lebenskraft des Staates"? Was wahres Leben hat, das erhält sich selbst lebendig; was Gelehrte erst mit Mühe und nach der Theorie aufputzen und restaurieren müssen, das ist in sich todt. Gewiß, es gab eine Zeit, in welcher das Leben der Staaten in dem Adel und in der Kirche lebte; aber auch in Ihrem Hamburg haben einstmals Grafen regiert, und dennoch hat der Geist sich jetzt auch dort andere Organe gebildet. Daß sich das bürgerliche Element Spaniens in einem misverstandenen Streben nach föderierter Provincialverfassung ausspricht, leugne ich nicht, finde es aber sehr erklärlich. Die Bestandtheile, aus denen die spanische Monarchie sich durch Erbschaft und Eroberung gebildet hat, sind nach Abstammung, Sitte, Gemüthsart, Verfassung

scharf genug geschieden, um zu dem Versuche zu reizen, sich von der castilischen Herrschaft zu befreien, die ihnen nie zu Sinn gewesen ist und jetzt weniger als je, weil Castilien und Madrid sich bei fast allen großen Nationalangelegenheiten der letzten vierzehn Jahre nur leidend verhalten haben. Wenn Sie sich nun noch daran erinnern, daß die ganze Richtung der Zeit unwiderstehlich und aller Erfahrung zum Trotz auf die Republik hingewendet ist, so werden Sie sich nicht wundern, daß viele Spanier der Ueberzeugung sind, eine neue Verfassung und eine alte Dynastie würden schwerlich zusammen bestehen können. Ich weiß mit Gewißheit, daß viele der Heftigsten die Constitution von 1812 nicht anders beurtheilen als wir; aber jenseits der Constitution meinen sie die Republik zu sehen, ein Licht nach vorübergehender Finsterniß. Völlig unrichtig ist die Behauptung, daß das ganze jetzige Streben der Spanier nur in den Städten sich finde. Für den Süden mag es so sein, aber in den nördlichen und östlichen Provinzen, wo das Eigenthum meistens theilbar und frei ist, spricht sich auch auf dem Lande die politische Bewegung lebhaft aus, obschon sie auch hier in den Städten am frühesten und stärksten zum Ausbruch kommen mußte, weil in ihnen die Menschen sich am meisten berühren und am leichtesten die Mittel und Wege zum Reden, Schreiben und Handeln finden. — Eben so wie Du habe ich den wärmsten Antheil an Spaniens Umwandlung genommen, schrieb Perthes einem Freunde. Ist je eine Revolution als Nothwendigkeit eingetreten, so ist es diese. Daß Soldaten sie bewirkten, störte mich nicht, weil ich die spanischen Soldaten für enger mit dem Volke verschmolzen hielt als in irgend einem anderen Lande. Ich traute der Nation, die so herrlich sich bewährt hatte, und baute auf ihr tiefes religiöses Gefühl. Auch heute noch halte ich die Hoffnung fest, daß sie sich durcharbeiten werde — aber es sieht sehr, sehr schlimm aus. Was ich längst schon hörte, aber nicht glauben wollte, ist nur zu wahr. Die höheren Stände, ein großer Theil der Geistlichen nicht ausgeschlossen, kennen keine andere Lehre als die der französischen Encyklopädisten und der feineren Jacobiner. Ganze Schiffsladungen der Schriften von Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot gehen nach Spanien, werden vertheilt und werden verschlungen. Die unüberlegte Aufhe-

bung der Klöster hat die Mönche, die Aufhebung der Kirchenzehnten die Weltgeistlichen zu Feinden des neuen Zustandes gemacht, und ein Bürgerkrieg scheint unabwendbar. Dazu nun die unglückselige Constitution von 1812! Ohne feste und kräftige Regierung ist politische Freiheit nicht gedenkbar; in Spanien aber sollen die Cortes und mehr noch ihr permanenter Ausschuß mit und über der Regierung regieren. Ein Minister nach dem andern wird fallen und die Leitung Spaniens Schritt vor Schritt in schlechtere Hände kommen müssen. Perez de Castro, der seiner Zeit selbst den Entwurf der Verfassung hatte machen helfen, äußerte kurz bevor er von hier als Minister des Auswärtigen nach Madrid berufen ward, daß, um Spanien zu retten, die Abänderung einiger Hauptsätze der Constitution unerläßliche Vorbedingung sei.

Während in Spanien der Parteienkampf sich einrichtete, siegte die Revolution in Portugal und erhob sich in Italien. Der nördliche Theil der apenninischen Halbinsel war nach Vertreibung der Franzosen zu kleineren Bruchtheilen unter Oestreich, östreichische Erzherzöge und den König von Sardinien vertheilt, der Kirchenstaat aber und Neapel den alten Herrschern wieder gegeben worden. Im Gegensatz zu dieser Zersplitterung, zu der östreichischen Regierung und zu der armseligen päbstlichen und neapolitanischen Verwaltung hatte der schon zur französischen Zeit hervorgetretene Bund der Carbonari von Neapel aus Kraft und Verbreitung gewonnen. Am 8. Juli 1820 mußte Ferdinand IV. die spanische Constitution von 1812 als Grundlage der Verfassung für das Königreich beider Sicilien anerkennen, und von nun an wurden in Piemont und in der Lombardei die Pläne weiter geführt, welche den Prinzen Karl Albert von Savoyen zum König von ganz Italien erheben sollten.

Ich gestehe Dir gerne, mein Italien liegt mir sehr am Herzen, schrieb Graf Moltke an Perthes, und wäre ich Italiäner, ich wäre unter den Carbonari. Kann einer Nation verargt werden, wenn sie von fremdem Einfluß und fremder Herrschaft frei sein will und, empört über eine Behandlung, wie Italien sie nach der Vertreibung der Franzosen erfuhr, sich gegen ihre Dränger erhebt? Die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Revolution scheint mir ziemlich gleichbedeutend zu sein mit der nach der Rechtmäßigkeit des Sturmes oder des Erdbebens. Das

bleibt gewiß, kein Volk revolutioniert, weil es will, sondern weil es muß, und das Muß liegt für Italien erkennbar vor. Jahrhunderte hatten die Italiäner wie das Murmelthier den Winter verschlafen und die ihnen übrig gebliebene kränkelnde Kraft in kraftlosen Sonetten verbraucht; man muß sich freuen, wenn sie aufstehen, in dem Wunsche, wieder etwas zu sein in der Geschichte. — Die Entwickelung des Prologs zu einem neuen, großen Trauerspiel beginnt, schrieb Perthes um dieselbe Zeit; welche Wendung und Richtung das merkwürdige Ereigniß nehmen wird, weiß niemand. Betrachte ich die neapolitanische Revolution nicht als einzelnen Act eines größeren Drama, sondern als ein Stück für sich, so erscheint sie mir als halbwahnsinnig. Ein Staat, der nur ein sehr beschränktes Territorium, aber eine Hauptstadt von etwa 400,000 Einwohnern hat, von denen ein sehr großer Theil müßig auf den Straßen liegt; dann Calabrien, voll wilder Bewohner, fast im Urstand Nimrod's; dann Sicilien mit seinem nach altem Herkommen fest vertheilten Lande, so wichtig als das ganze übrige Königreich und doch durch Sitte und See von diesem scharf getrennt: wie sollten da die verschiedenen Naturen, Gewohnheiten, Verhältnisse und Ansprüche zu zu einem gemeinsamen Volks- und Staatsinteresse vereinigt werden können! Eine gesetzgebende Versammlung sollte das bewirken? Nimmermehr. Die neue Gewalt, Majorität der Stimmen genannt, würde als furchtbarer Tyrann alles Recht, alle Freiheit, alles Heilige vertilgen, und nun dazu die fremde spanische Constitution von 1812! Aber die neapolitanische Revolution ist auch gewiß nicht für Neapel gemacht, sie ist ein erster Schlag an die Sturmglocke, welche die Carbonari für ganz Italien ziehen wollen, und das verändert die Sache. Nur Gott kann Richter sein über die Männer, die vielleicht Großes und Gutes für ihr gesamtes Vaterland wenigstens wollten. Wer unter uns, der 1813 bis 1815 lebte und den Geist und das Streben seit 1806 in sich aufnahm, wollte einen Stein aufheben! Der Italiäner hat so gut wie der Deutsche sein Nationalrecht und hat den Anspruch, auf eigene Hand nach eigener Art zu leben. Sind auch die östreichischen Fürsten schon seit Jahrhunderten keine Fremden für Oberitalien, so scheint es doch, als ob Oestreich versäumt habe, nach italiänischer Lebensart zu regieren. Diese Versäumnis ist, nachdem einmal die eiserne Krone den

Italiänern wieder ins Gedächtnis gerufen war, um so unverzeihlicher, als die östreichische Monarchie nicht durch eine gemeinsame Nationalität, sondern durch einen gemeinsamen Monarchen zusammengehalten wird, also keinen Grund hat, Italiänern, Ungarn und Slaven ihr nationales Leben zu verkümmern. Jetzt aber, nachdem Neapel den ersten Schritt für ganz Italien gethan hat, bleibt für Oestreich nichts übrig als die traurige Nothwendigkeit, mit den Waffen entgegen zu treten. Denn so gutmüthig ist wohl niemand, zu glauben, daß sich die Carbonari durch irgend eine der Lombardei gewährte Verfassung in der Verfolgung ihrer Pläne aufhalten lassen würden.

Auch in Italien machte die von Westen nach Osten Südeuropa durchziehende Revolutionsbewegung nicht Halt. Im Frühjahr 1821 brachte das Zusammentreffen verschiedenartiger Umstände den schon seit Jahrzehenden vorbereiteten Aufstand der Griechen gegen das brutale türkische Joch zum Ausbruche. Unter Alexander Ypsilanti's Führung kam die Moldau und Walachei in Bewegung, und im Peloponnes, in Attika, auf den Inseln des Archipelagus begann der furchtbare Vernichtungskampf zwischen Griechen und Türken. Durch ganz Europa ging der Ruf von den Kriegsthaten der Griechen und von den barbarischen Qualen, die der Sultan, wo er konnte, über sie verhängte. Die Erhebung der Griechen wurde von allen freudig begrüßt, welche jede Revolution, schon weil sie Revolution war, für Glück und Gewinn hielten; aber weil in Griechenland zugleich der Nachkomme der Hellenen gegen den Osmanen und die wenigstens vorausgesetzte Bildung gegen die völlige Barbarei, weil der gequälte Mensch gegen seinen Peiniger und der mishandelte Christ gegen den brutalen Mohammedaner aufstand, vergaßen auch die entschiedensten Gegner der Revolution, daß die Griechen gegen ihren hergebrachten Herrscher die Waffen kehrten, und wünschten ihnen Glück und Erfolg. Bei dem ersten Beginne des Kampfes war überdies die Meinung, daß Kaiser Alexander denselben hervorgerufen habe, sehr allgemein verbreitet und führte den Griechen manchen Lobredner zu, der ihnen außerdem wohl fern geblieben wäre. Regte doch selbst in den russischen Ostseeprovinzen die Theilnahme sich mit aufflammender Begeisterung.

Ich habe es nie für möglich gehalten, einen Krieg mit Inbrunst

zu wünschen, schrieb ein kurländischer Edelmann im Mai 1821 an Perthes; jetzt aber ist es der Fall. Nun darf die heilige Allianz wohl rufen: Hic Rhodus, hic salta! Weh über die Engländer, welche in Neapel der liberalen Partei so viel zu Gute hielten und jetzt die armen Griechen der Barbarei wilder Horden preisgeben! Wo sind nun die lauten liberalen Stimmen, warum werden sie jetzt nicht laut? Sie schweigen, weil, mag Griechenland siegen oder untergehen, für sie kein Gewinn daraus hervorgeht, weil in Hellas nicht der Jacobiner kämpft, um die Herrschaft zu gewinnen, sondern die Menschheit, um den Druck eines furchtbaren Tyrannen abzuschütteln. Egoismus treibt die feigen Seelen der Deutschen wie der europäischen Liberalen überhaupt. Die Zeit ist groß und zugleich wie klein! Sie fliegt und kriecht zugleich; sie ist ein Heimchen, das Schwingen hat, um hinter dem Ofen Lärm zu machen. So Gott will, wird es unser herrlicher Alexander sein, der zum zweitenmale den Knoten, welcher die Bande gequälter Völker zusammenhält, mit dem gerechten Schwerte zerhaut. Wäre nicht das Alter in jedem meiner Glieder, so ging ich mit in den heiligen Kampf.

Der Vorwurf der Theilnahmlosigkeit, welcher den Deutschen in diesem Briefe gemacht ward, entbehrte jedes Grundes. Obschon Oestreich bald seine Häfen für alle, die den Griechen zu Hilfe ziehen wollten, verschloß, und in Preußen, Baiern, Sachsen jede öffentliche Kundgebung polizeilich streng untersagt ward, so bildeten sich dennoch für ganz Deutschland Vereine, welche Geld sammeln, Waffen ankaufen und Krieger ausrüsten und nach Griechenland senden wollten. Perthes hatte, noch bevor er von diesen Vereinen die dringende Aufforderung erhielt, Hand ans Werk zu legen, zwar keinen Verein für Hamburg und Norddeutschland zu gründen versucht, aber nicht unbedeutende Summen zusammengebracht und manchen ehrenwerthen Officier, unter andern einen Obersten mit seinen drei Söhnen, nach Marseille und Livorno oder wenigstens bis München fortgeholfen. Die Angelegenheit der Griechen beschäftigt Sie, wie es scheint, sehr lebhaft, schrieb im Juli 1821 ein den Widerspruch liebender Freund an Perthes; mich gar nicht. Ich kann die geschichtlich beglaubigte Ansicht nicht los werden, die einzige, die mir nicht ganz fremd ist. Von dem ersten Auftreten an in der alten Geschichte hat dieses geistreiche, hochbegabte Volk gezeigt, daß es,

ähnlich wie die Franzosen der neuen Zeit, alles besitzt, was einem ehrlichen Manne zu wünschen wäre, aber nichts von dem, was einen Mann ehrlich macht. Den Griechen ist nicht erst in ihrem jetzigen Zustande der Erniedrigung und Verwilderung, sondern schon in der Zeit ihres höchsten Glanzes und Ruhmes der Sinn für Treue und Recht, für Dankbarkeit und Billigkeit fremd, ja lächerlich gewesen. Für die alte Zeit übernimmt Thucydides statt meiner die Beweisführung; die Zeit des muthwillig herbeigeführten Römereinflusses, die Greuel des byzantinischen Kaiserthums sind an sich selbst Beweises genug, und nun die griechischen Kirchenversammlungen! Kirchenversammlungen finden überhaupt keinen Lobredner an mir, aber die des Abendlandes, besonders die der hochherzigen Gothen und Spanier tragen doch das Gepräge der Majestät und des Ernstes, mitunter sogar des Wohlwollens und der Billigkeit. Die Männer, die sich hier versammelten, eiferten zwar auch und irrten mehr als billig, sie eiferten aber aus Unverstand und beriethen sich doch wie Männer, die vor Gott stehen und nach ihrem Gewissen handeln. Wie ganz anders dagegen waren die griechischen Kirchenversammlungen! Welch ein Misbrauch der Verwünschungen und Verfluchungen bei den gleichgiltigsten Ketzereien, welch Geschrei, welche Ungeduld, welcher schnelle Wechsel des Verdammens und des Billigens, und unter Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen welch ein wechselseitiges Mishandeln, welch ein Trampeln, Treten und Balgen, welches an seinen ungezogenen Buben mit schimpflicher Züchtigung zu bestrafen, jeder Dorfschulmeister für Pflicht halten würde! Und nun die Zeit der Türkenherrschaft! Kommen denn etwa die Leiden der Moldau und Walachei von den Türken? Nein, sie kommen von der nichtswürdigen Erpressung der griechischen Fürsten, von den unersättlichen Fanarioten, die nun einmal verfassungsmäßig in dem Besitze sind, das arme Land auszusaugen. Große Rechte hatte der Eroberer Konstantinopels, Mahommed II., dem griechischen Patriarchen für sich und seine Kirche bewilligt und die Türken haben Treu und Glauben gehalten, aber die schmutzigen Griechen, treulos unter sich wie gegen andere, haben einer den andern überboten, um zur Patriarchenwürde zu gelangen, und die Türken überredet und gezwungen, sie zum Gegenstande des Wuchers zu machen. Die Griechen haben viel gelitten, aber gewiß

nicht mehr, als sie verdient haben; nun werden sie frei werden, etwas früher oder später, aber sie werden diese Freiheit schändlich misbrauchen, oder — zweimal zwei ist nicht mehr vier. Weder für solche Christen, noch für solche Menschen kann ich mich begeistern.

Diese damals sehr vereinzelt stehende Stimme hatte freilich auch ihre Wahrheit, aber sie konnte Perthes nicht veranlassen, in seiner Thätigkeit nachzulassen, welche bald genug ihn auch mit der Schattenseite jener damals allgemein in Deutschland herrschenden Griechenbegeisterung bekannt machte. Abenteurer hohen und niederen Standes, Männer, die beinahe schon Greise, und Jünglinge, die beinahe noch Kinder waren, wollten ihr Glück in Griechenland versuchen und drängten sich in unglaublicher Menge auch an Perthes heran; der eine wollte Rock und Stiefel, der andere Geld und Empfehlungen, und leider nur zu bald zeigte sich, daß ein ganz anderer Grund als Begeisterung für Griechenland die meisten trieb. Die größte Vorsicht ward zur Pflicht; Betrüger mußten erkannt und junge leichtsinnige Leute vom frühen Untergange gerettet werden. Da Eure Hochgeboren so außerordentlichen Einfluß auf hohe und höchste Personen besitzen, schrieb Perthes einem vornehmen Vagabunden, so wäre mein Rath, daß Sie sich an den Kaiser von Oestreich oder Kronprinzen von Baiern, bei denen sie immer freiesten Zutritt haben, oder an ihren vorzüglichen Gönner Grafen Wrbna oder an ihren intimen Freund Minister Wangenheim oder an die anderen Könige, Minister und Generale, die Sie nennen, wenden möchten, und nicht an mich, der ich Bürger und Buchhändler zu Hamburg bin. — Die Griechen begehren, schrieb er einem anderen, keine Soldaten, sondern nur erfahrene Officiere von der Artillerie oder vom Geniecorps; das sagen alle Briefe, die ich von unterrichteten Männern habe. Sie aber, junger Freund, sind nicht von der Artillerie und auch wohl nicht von Genie; bleiben Sie ruhig zu Hause, rathe ich Ihnen, und suchen Sie etwas Tüchtiges zu lernen. — Als eine für die Griechen begeisterte wackere Frau, deren gutmüthiger aber unbedeutender und unbesonnener Sohn nach Griechenland ziehen wollte, sich um Rath an Perthes wendete, antwortete dieser: Sie scheinen die Sache der Griechen für eine so große und heilige zu halten, daß ihr gegenüber jedes nähere Verhältnis, jede nähere Verpflichtung alles Recht verliere; ich

aber muß Ihnen sagen, daß die Pflicht der Mutter, ihren Sohn vor dem sittlichen Untergang zu bewahren, und die Pflicht des Sohnes, für seine verwittwete Mutter, und die des Bruders, für seine vaterlosen Schwestern zu sorgen, größer und heiliger ist selbst als die Pflicht gegen das deutsche Vaterland, und nicht von diesem, sondern von Griechenland ist hier die Rede. So weit sind wir doch noch nicht in der allgemeinen Verbrüderung gekommen, daß uns jeder entfernte Punkt Europa's als vaterländisch gelten könnte. Versuchen Sie es einmal, dem Mutterherzen das wahrscheinliche Geschick des Sohnes, wenn Sie ihn ziehen lassen, deutlich zu machen. Zu den Griechen soll er. Gelangte er wirklich bis dahin, so würde er ohne hinlängliche Geldmittel, ohne Kenntnis der Sprache und Landesart, ohne militärische Kenntnisse in dem fremden Lande eintreffen. Ich will aber von den Officieren und Kameraden, mit denen er dort zu thun hätte, ich will von Schlachten und Gefechten, von Verstümmelung und Sklaverei nicht reden; denn ich glaube, daß er, auch wenn Sie ihn gehen lassen, so wenig zum Kampfe mit den Türken als zur Kameradschaft mit den Griechen kommen wird. Gesetzt, wir befördern ihn wirklich nach Marseille, so wird er dort im heißen Lande vielleicht noch Monate lang müßig und ohne Familienhalt inmitten von Verlockungen aller Art auf die Abfahrt eines Schiffs warten müssen; geht er zu Schiff, so wird seine Gesellschaft aus alten und jungen Glücksrittern bestehen, die ganz Europa nach Griechenland sendet, und er wird geistig und körperlich untergegangen sein, bevor er einen Griechen oder Türken zu Gesicht bekommt. Diesem allem diesen jungen Menschen aussetzen heißt ihn ins Feuer werfen oder in den Schlamm treten, und nimmermehr kann es, wie Sie schreiben, die heiligste Pflicht für eine Mutter sein, ihren einzigen Sohn nach Griechenland zu schicken.

Während unter denen, die für Griechenland redeten und schrieben, sammelten und versammelten, vielen das Mittel wichtiger war als der Zweck, die vergrößerte Aufregung in Deutschland wichtiger als die verstärkte Hilfe für Griechenland, geriethen gegen Ende des Sommers 1821 auch die deutschen Regierungen dem lärmenden Treiben gegenüber in größere Unruhe. Da demzufolge die Polizei mit ängstlicher Strenge die Bewegung zu überwachen begann, stieg der Reiz, dieselbe

ihr zum Trotz fortzusetzen. Sehr viele Griechenfreunde gefielen sich darin, als Demagogen zu gelten, und die Bewegung für die Griechen ward eine Bewegung gegen die eigene Obrigkeit; immer unreinere Elemente mischten sich ein, die in feiger Heimlichkeit sich freuten, die Behörden zu hintergehen und das Volk aufzureizen. Von nun an liefen Briefe bei Perthes ein, in denen bald um Unterstützung, aber unter Verschweigung des Namens, bald um Beförderung von Briefen, aber mit größter Vorsicht gegen die Behörden, bald sogar um Besorgung falscher Pässe, die ja in Hamburg nicht schwer halten könne, gebeten wurde. Zumuthungen dieser Art standen mit Perthes' Charakter in schroffem Widerspruch und wurden von ihm mit derben Worten zurückgewiesen. Mir ist, antwortete er einmal, die Angelegenheit der Griechen nach wie vor wichtig und werth, aber ich weiß auch, was ich dem eigenen Vaterlande und seiner Ordnung schuldig bin. Jetzt wird aufgerufen, angefeuert und in Bewegung gesetzt, was nur irgend aufzurühren ist; ob dieser oder jener von guten oder schlechten Bewegungen geleitet ward, darauf wird wenig oder gar keine Rücksicht genommen. So stehe ich aber nicht. Nie werde ich über Bedenklichkeiten gegen Personen und Mittel hinwegsehen; finde ich einen rechtlichen und erfahrenen Officier, der nach Griechenland will, und kann ich ihm mit Rath und That behülflich sein, so soll es mich freuen, aber an dem allgemeinen Lärm kann und will ich keinen Theil nehmen.

Die heilige Allianz in ihrem Verhältnisse zu den südeuropäischen Revolutionen.

1820 und 1822.

Nachdem die Revolution das südliche Europa ergriffen und das nördliche zum größten Theil als Anhänger und Bewunderer gewonnen hatte, wurde ein gemeinsames Auftreten der europäischen Großmächte gegen den gemeinsamen Feind von den einen gefürchtet, von den anderen gehofft, von allen aber mit Sicherheit erwartet. Alle Vergleiche unserer Zeit mit den Wendepunkten in der Geschichte einzelner

Völker und einzelner Jahrhunderte sind viel zu kleinlich, schrieb damals Perthes; nur dann wird man die unermeßliche Bedeutung dieser Jahre ahnen können, wenn man erkennt, daß unser ganzer Welttheil sich in einer Uebergangszeit befindet, in welcher die Gegensätze eines vergehenden und eines kommenden halben Jahrtausends zusammenstoßen. Alle romanischen Völker in Europa, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Italiäner, sind in wilder Bewegung; alle slavischen Völker dagegen stehen als ein einziges Ganzes regungslos da wie ein eherner Koloß. In der Mitte zwischen beiden sind die germanischen Völker, geistig wild bewegt wie die Romanen, politisch regungslos wie die Slaven. Während die drei großen Völkerfamilien scharf gezeichnet und geschieden einander gegenüber stehen, sind dennoch alle Grenzen der Nationalitäten durchbrochen wie in keiner früheren Zeit der neueren Geschichte. Die Staatsgrenzen umschließen verschiedene und zerschneiden dieselben Nationalitäten; die Colonien reißen sich los, außereuropäische Völker treten ein in den Staatenverkehr und alle Länder und Nationen der Erde sind sich durch die Beschleunigungsmittel der Communication, durch den Austausch mechanischer Fertigkeiten und durch die Gemeinsamkeit der wissenschäftlichen und literarischen Thätigkeit unglaublich nahe gebracht. Alles Bedenkliche und Gefährliche greift durch ganz Europa innig ineinander; überall tauchen die unberechtigten Meinungen und Strebungen in gleicher Weise auf, überall sind die Leidenschaften gleich wild entflammt. Während das Auseinanderwollen der scharf geschiedenen Nationalitäten und das Zueinanderwollen der gleichen Interessen und Leidenschaften aller Nationen sich wie zwei gewaltige entgegengesetzte Strömungen brausend und wirbelnd begegnen, während alle politischen Kräfte der Erde durcheinander wühlen und arbeiten wie nie zuvor, fehlt jede gemeinsam ordnende und leitende Macht in der Geschichte. Die Weltherrschaft des alten Roms, das geistliche und weltliche Doppelregiment des Mittelalters, das System des Gleichgewichts der letzten Jahrhunderte, das alles ist verschwunden und unsere Zeit soll den Ersatz für das Verschwundene finden. Wir aber, mein lieber Freund, werden die Lösung der Aufgabe nicht mehr sehen; denn fühle an Dein Haupt, es ist Abend für uns geworden.

Nach dem Sturze Napoleon's war die Nothwendigkeit einer einheitlichen Macht, welche von Europa als Lenker und Ordner der europäischen Verhältnisse anerkannt ward, sehr allgemein gefühlt worden. Geleitet von diesem Gefühle, hatten Rußland, Oestreich und Preußen im September 1815 die heilige Allianz geschlossen; sie wollte für die Beherrschung der einzelnen Staaten und für den Verkehr der Staaten untereinander keine andere Vorschrift als die der christlichen Religion angewendet wissen; Gerechtigkeit, Liebe und Frieden sollte auf der Erde sein, Gott als der einzige Souverän, alle Menschen als Brüder und die Könige als die von Gott zur Leitung der großen christlichen Familie auserlesenen Väter gelten. Rußland, Oestreich und Preußen glaubten das Recht und die Pflicht in sich zu tragen, diese neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und forderten die übrigen europäischen Staaten zur Theilnahme auf. Fünf Jahre später sahen freilich nur wenige in der heiligen Allianz die politische Institution, welche das schwer bedrohte Europa vor dem Untergang bewahren könne. Wohl tritt mir die Idee der heiligen Allianz vor Augen, schrieb Perthes 1821; aber obschon aus dem suchenden Geist der Zeit entsprungen, ist sie dennoch allen wirklichen Verhältnissen weit vorausgeeilt und deshalb ohne Wahrheit und ohne Kraft. Ein Rath der europäischen Könige, der in freier Verständigung die großen Geschicke berathet und die auftauchenden Störungen ausgleicht oder beseitigt, ist ein vor Gott und vor den Menschen wohlgefälliger Gedanke; aber dieser Rath darf nicht ein Rath der Fürsten zur Erhaltung und Vergrößerung der fürstlichen Rechte sein, sondern setzt Fürsten voraus, die nicht sich, sondern ihre Staaten vertreten und in fester, verfassungsmäßiger Weise ihren Völkern eine Obrigkeit sind. Weil wir solche Fürsten noch nicht haben, können wir auch einen solchen Fürstenrath nicht haben, und es werden noch viele große politische Fragen aufgeworfen werden, welche durch Zufall, Willkür und Gewalt ihre Antwort erhalten, bald von den Fürsten und bald von den Völkern.

Die religiöse Färbung der heiligen Allianz war wenige Jahre schon nach ihrer Gründung in den Hintergrund getreten, aber auf dem Aachener Congreß schlossen am 15. November 1818 die fünf

Großmächte eine Union, welche künftig mit Ausschluß jedes einseitigen Eingreifens der einzelnen Regierungen alle Angelegenheiten ordnen sollte, von denen eine Gefährdung des europäischen Friedens und der europäischen Ordnung gefürchtet werden konnte. Es fragte sich nun, ob die heilige Allianz in dieser neuen Gestalt den Beruf und die Kraft besitze, die Verwickelungen zu lösen, in die Europa durch die Revolutionen des Südens gerathen war. Ein sehr unterrichteter mithandelnder Freund sprach seine Ansichten hierüber in folgender Weise gegen Perthes aus: Als Rußland, Preußen, England und Oestreich durch ihre engere Verbindung die Weltherrschaft Napoleon's beendet hatten, gedachten sie gemeinschaftlich dieselbe Gewalt über Europa zu üben, welche bisher von Napoleon besessen war. Sie betrachteten sich als Erben seines Schwertes, und wenn sie in der ersten religiösen Dankbarkeit einander gelobten, dasselbe nicht als Gottesgeisel, sondern als Hirtenstab zu gebrauchen, so blieb das Schwert dennoch ein Schwert, dessen Missbrauch das übrige Europa zu fürchten hatte. Auch die mehr republicanische Form des neuen Weltregiments ließ die Gefahren der Oligarchie nicht übersehen, und wenn in allen politischen Verhältnissen die Zeit auf repräsentative Formen hindrängte, so mußten die Staaten zweiten und dritten Ranges auch wohl begehren, bei der Leitung Europa's repräsentiert zu sein. Nur sehr wenige Regierungen haben sich zu irgend einer Zeit das neue Regiment der vier Mächte als ein dauerndes gedacht und an dessen Befestigung mit Neigung und Vertrauen gearbeitet. Zusammengehalten wurde die Quadrupelallianz wesentlich nur durch die Nothwendigkeit, mit vereinten Kräften jeden neuen Versuch Frankreichs, sich zum Gebieter Europa's zu machen, sofort vereiteln zu können; Frankreich aber wurde nicht nur von Monat zu Monat weniger gefährlich, sondern trat auch auf dem Aachener Congreß in die Verbindung ein, welche dadurch ein ganz fremdartiges Element in sich aufnahm, dessen Verschmelzung um so schwieriger war, als die übrigen Kräfte bisher feindlich gegen dasselbe gewirkt hatten und eine feindliche Richtung praktisch auch dann noch längere Zeit fortzudauern pflegt, wenn sie theoretisch aufgegeben ist. Um die Allianz nach dem Zutritte Frankreichs gleich einig und stark zu erhalten, hätte es eines

gemeinsamen Zweckes bedurft, welcher an die Stelle des bisherigen Ankämpfens gegen das gefürchtete Uebergewicht Frankreichs treten konnte. Da nun ein solcher neuer gemeinsamer Zweck sich nicht fand, so mußte die Verbindung aus Mangel an gemeinsamem Nahrungsstoff sich lockern und jedes Glied derselben suchte sein Einzelinteresse zu dem Lebensprincipe der Gemeinschaft zu machen. Die besonderen Interessen der einzelnen großen Mächte aber gingen weit auseinander. Oestreich will und muß bei der Lage seines eigenen Innern die große Allianz als ein Mittel gebrauchen, um überall die Dinge auf demselben Punkte zu erhalten, auf welchem sie seit 1815 sich befinden. Preußen sucht in der Allianz das Mittel, in Europa als Großmacht zu zählen, wird aber, so lange es den Zwiespalt in seinem eigenen Innern nicht beseitigt, nur als ein Anhang Oestreichs und Rußlands in Betracht kommen. Rußland hat wohl von allen Theilnehmern das größte Interesse an der Fortdauer der Allianz. Das Culturbedürfnis seiner ungeheuren Massen drängt zur engsten Verbindung mit Europa, aber Rußlands Verbindung mit Europa kann nur als Einfluß, nur als Macht über Europa sich äußern; den Mangel geistiger Ueberlegenheit und geistigen Einflusses will es durch die Größe seiner materiellen Macht aufwiegen. Die unmittelbare und augenblickliche Theilnahme an den Reibungen, welche das gebildete Europa in seinen kleineren Bestandtheilen fortwährend veranlaßt, wird aber für Rußland durch die geographische Entfernung erschwert; seine Ansicht und sein Rath kann in der Regel erst dann vernommen werden, wenn die Umstände sich schon wieder verändert haben. Rußland sucht daher die ihm unmögliche unmittelbare Theilnahme durch einen mittelbaren Einfluß zu ergänzen und sieht in der großen Allianz vor allem den Weg zu diesem Ziele. Fortwährend hat es gestrebt, auf die eine oder die andere der Mächte einen näheren und bestimmteren Einfluß zu gewinnen, damit diese sich nicht ohne Anfrage entscheide und jeden definitiven Entschluß einstweilen aufhalte. Welchen Gang die Sachen in Europa nehmen, ist für Rußland bei seiner noch immer abgeschlossenen Lage in den meisten Fällen verhältnismäßig gleichgiltig; ob z. B. in diesem oder jenem Lande eine repräsentative Verfassung besteht, oder nicht, ist für Oestreich von großer, für Rußland

dagegen von sehr geringer Bedeutung; aber alles kommt ihm darauf an, daß es bei allem mit dabei sei. Daraus erklärt sich wohl die oftmalige scheinbare Inconsequenz der russischen Bevollmächtigten, wenn es sich um Feststellung von Einzelheiten in den europäischen Angelegenheiten handelt. Ganz anders ist Englands Lage. England hat von Anfang an die Allianz nur als Mittel zu einem scharf bestimmten einzelnen Zweck betrachtet: der Alleinherrscher über den Continent sollte niedergeworfen und eine Garantie gegeben werden, daß Frankreich nicht wieder einen ähnlichen Versuch wie 1815 mache, die europäische Gewalt an sich zu bringen. In demselben Grade, in welchem das Bedürfnis nach der Fortdauer einer solchen Garantie sich verminderte, ist für England die große Allianz, deren es zu keinem anderen Zwecke bedarf, gleichgiltig geworden. So lange sie besteht, wird England die Nothwendigkeit erkennen, sich an ihr zu betheiligen, aber es wird sich ihrer Auflösung nicht widersetzen, ja vielleicht dieselbe begünstigen, um freiere Hand zu haben, die eigenen, zu allem ausreichenden Kräfte für sein eigenes Interesse, welches nicht immer mit dem des Continents zusammenfällt, zu verwenden. Frankreich endlich sah sich anfangs genöthigt, sehr leise und nachgiebig in der Allianz aufzutreten, um die historisch gewordene ihm feindliche Richtung der anderen Großmächte allmählich untergehen zu lassen. Obschon Frankreichs europäischer Einfluß nach Besiegung Napoleon's einige Jahre ruhte, ist es dennoch seiner ganzen historischen Stellung nach eine Macht, welche, um einen Platz unter den Großmächten zu behaupten, nicht wie Preußen zu fortwährender Nachgiebigkeit genöthigt ist. Frankreich betrachtete die Allianz als eine Handhabe, die eigene Stellung wieder aufzurichten, und wie der Kranke seine Krücke fortwirft, sobald er auf eigenen Füßen stehen kann, zeigt sich Frankreich geneigt, sich einer Allianz zu entledigen, die ihres Ursprunges wegen allen Parteien Frankreichs widerwärtig ist. Faßt man alle diese sehr bedeutenden Veränderungen ins Auge, welche seit der Besiegung Napoleon's in der Stellung der großen europäischen Mächte eingetreten sind, so wird man nicht glauben können, daß die heilige Allianz oder deren Aachener Fortsetzung berufen und befähigt sei, den Ereignissen in Südeuropa entgegen zu treten.

Oestreich hegte darüber keinen Zweifel, daß die Revolution in Neapel mit den Waffen niedergeworfen werden müsse und könne. Es war entschlossen, seine Truppen einrücken zu lassen, aber es wünschte diesen Schritt wo möglich in Folge eines gemeinsamen Beschlusses der Großmächte thun zu können. Die heilige Allianz diente ihm hierzu als Handhabe. Mit ausdrücklicher Bezugnahme auf das Schlußprotokoll der Aachener Berathungen erließ Fürst Metternich im Spätsommer 1820 die Einladung zu europäischen Berathungen an die großen Höfe und versuchte auf dem Congresse zu Troppau im October und November 1820 ganz Europa zum Kampfe gegen die Revolution, wo und wie sie sich auch zeige, in ähnlicher Weise wie früher gegen Napoleon unter die Waffen zu bringen; aber sein Vorhaben scheiterte an dem Widerstande Englands, welches jede fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten unabhängiger Staaten für unzulässig erklärte und dadurch namentlich auch die deutschen Regierungen zweiten Ranges von der Furcht befreite, durch die Truppen Oestreichs und Preußens unter dem Vorgeben des Kampfes gegen die Revolution besetzt zu werden. In Troppau scheint, schrieb am 20. November 1820 ein unterrichteter Mann an Perthes, schon Wasser ins Feuer gegossen zu sein, vorzüglich von Seiten Englands und Frankreichs. Wenigstens ist man, wie ich sicher weiß, in München, Stuttgart und Karlsruhe so weit beruhigt, daß die beabsichtigte Gegenzusammenkunft in Würzburg jetzt für überflüssig gehalten wird. Vielleicht war die Entwerfung dieses Projects doch nöthig, grade um dessen Ausführung überflüssig zu machen. — Ungeachtet des Widerstrebens Englands unterzeichneten aber die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland die Erklärung, mit vereinten Kräften die in ihrer Entwickelung begriffene revolutionäre Gewalt bekämpfen zu wollen.

Einige Monate später, im Januar 1821, trat in Laibach ein neuer Congreß der fünf Großmächte zusammen. Zu diesem war auch der König von Neapel beschieden. Er stellte sich ein und ward mit Ehren überhäuft, aber sein Minister des Auswärtigen, Herzog di Gallo, ward von den östreichischen Behörden in Görz zurückgehalten und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Ueber Neapel und Laibach kann ich Ihnen, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 17. Januar 1821,

nur wenig gewisses mittheilen. Es scheint, als wollte man diese Sache grade so wie 1815 die französische Angelegenheit behandeln. Man zieht zwischen Bonaparte's Militärrevolution und der Revolution der Minichini und Pepe, zwischen Ludwig XVIII. und Ferdinand IV., zwischen Gent und Laibach eine Parallele und möchte hieraus Wiedereinführung des Königs mit gewaffneter Hand, Verbannung, Gefangensetzung und Hinrichtung der Rädelsführer und militärische Occupation des Landes folgern. Aber die Parallele paßt nicht; denn Ludwig XVIII. ward zurückgeführt, um die von ihm beschworene Verfassung gegen die Anhänger Napoleon's, die sie umgestoßen hatten, aufrecht zu halten, Ferdinand IV. aber soll militärische Unterstützung erhalten, um die beschworene Verfassung, welche seine Unterthanen festgehalten haben, brechen zu können. Wir werden nun bald sehen, ob der König Ferdinand erklärt, daß er zu dem Eide gezwungen sei, und sich selbst deshalb von demselben entbindet, oder ob der Pabst mit dem Schlüssel Petri aushelfen muß. Das Schlimmste in der ganzen Angelegenheit scheint mir zu sein, daß der überall in Europa vorhandene Gegensatz der politischen Ansichten bei einem militärischen Verfahren gegen Neapel eine schroffere und feindlichere Ausbildung erhalten muß, als es bei einer friedlichen Beilegung der Fall gewesen sein würde. Im Jahre 1815 waren die Männer aller Parteien mit der Rückführung Ludwig's XVIII. einverstanden, weil alle die Vernichtung Napoleon's wollten; jetzt dagegen möchten ungeachtet des Widerwillens gegen die spanische Constitution die Meinungen auch verständiger Männer sehr auseinander gehen. — Noch immer nichts Sicheres aus Laibach, heißt es in einem acht Tage später geschriebenen Briefe desselben Mannes; nur das ist gewiß, daß die großen Mächte unter sich nicht einig sind; fortwährend steht Oestreich nebst dem sich ihm ganz hingebenden Preußen auf der einen, England und Frankreich aber auf der anderen Seite, während Rußland sich wechselnd bald diesem bald jenem nähert. Daß man den alten König von Neapel sagen und erklären lassen kann, was man Lust hat, bezweifeln wenige und man hält die Zurückweisung des Marquis di Gallo, den der König selbst bei sich zu haben wünschte, allgemein für einen Misgriff, durch welchen die Idee der Krone und des Königs-

thums schwer verletzt ist. Ich bin überzeugt, daß die Neapolitaner, wenn sie nur noch ein Jahr sich selbst überlassen sind, unschädlich für Europa sein werden; ein Kreuzzug gegen sie dürfte aber, wie ich fürchte, eine große Zahl besonnener Männer auf ihre Seite führen; es hat etwas sehr Verletzendes, einer Verfassung den Krieg zu erklären, welche der eigene König beschworen und wiederholt anerkannt hat.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte richtig gesehen; wirklich bestritt England unter Frankreichs Beistimmung in Laibach aufs neue den Grundsatz, daß eine fremde Macht sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen selbständigen Staates zu mischen deshalb das Recht habe, weil Europa verpflichtet sei, überall die Revolution zu bekämpfen. Zugleich aber erklärte England, nicht entgegen treten zu wollen, wenn Oestreichs eigenes Interesse ihm ein bewaffnetes Einschreiten in Neapel nöthig mache. Bereits in der Mitte des Monats Februar 1821 befand sich ein östreichisches Heer nahe der neapolitanischen Grenze, und ganz Europa erwartete gespannt den Zusammenstoß der Waffen.

Die entsetzlichen Ereignisse, welche wir nun erleben werden, schrieb ein Freund an Perthes, mögen die verantworten, welche die armen Fürsten, die nicht wissen, was sie thun, zu diesem grausenhaften Abweg verführten. Neapel mit seiner terra di Lavoro wird leicht bezwungen sein, aber zugleich mit Neapel fällt dem Sieger die ungeheure, immer wirbelnde Volksmasse der Hauptstadt zu, die sich nicht so leicht wie im Norden in die Häuser einkäfigen läßt, und wie will man die Abruzzen, wie Calabrien und das zweite Gibraltar, Gaeta, bezwingen, dessen Festungswerke in den senkrecht aufsteigenden Fels eingehauen sind und vom Wasser aus immer verproviantiert werden können? Oestreich kann sich in diesem Kampfe verbluten, und verliert es eine einzige Schlacht, so stehen im Rücken seines Heeres hundert Städte im Aufruhr. Durch seine materielle Uebermacht wird Oestreich nicht gegen die Begeisterung eines ganzen Volkes gesichert sein. War Oestreich nicht auch übermächtig, als es die Schweizer, war Spanien nicht übermächtig, als es Holland bekämpfte? hat England nicht Nordamerika frei erklären müssen? wird Spanien über Südamerika weiter herrschen? Die Ueberzeugung, daß ein Volk, welches

von dem Willen, eine Existenz in der Geschichte zu erringen, wirklich durchdrungen ist, unbesiegbar dasteht, hat für mich die Gewißheit eines mathematischen Satzes. Ein solches Volk wagt alles an alles, Gut und Blut, Seele und Leib. Das kann und darf keine andere Macht der Erde aufbieten; denn jede andere Macht will nur diesen oder jenen Zweck erreichen, aber nicht die Existenz. Die Truppen der Neapolitaner mögen wenig geübt sein, aber ein schlagmuthiges Heer wird binnen kurzem ein schlagfertiges sein und die letzten kriegathmenden dreißig Jahre haben doch auch gewiß Neapel berührt; an französischen, englischen, spanischen Officieren wird es ihnen nicht fehlen. — So wenig wie der Schreiber dieses Briefes ahnete Anfang März 1821 wohl irgend ein Mensch, daß die Oestreicher nicht zu Schlachten mit einem wild erregten südlichen Volke, sondern zu einem großen Treibjagen feiger, elender Haufen ausgezogen seien. Binnen wenigen Wochen war in Neapel von den revolutionären Gewalten nicht mehr die Rede und die Willkür einer Null war zum schrankenlosen Alleinherrscher gemacht.

Diese schnelle Wendung der Dinge erschien damals sehr vielen als eine Folge des festen Zusammenhaltens der fünf Großmächte und sehr viele erwarteten, daß die heilige Allianz, neu gestärkt und inniger verbunden durch diesen ersten Sieg, bald auch in Portugal, in Spanien, in Griechenland und überall den Kampf mit der Revolution aufnehmen und siegreich durchführen werde. Näher unterrichtete Männer aber wußten wohl, daß die Congresse in Troppau und Laibach die heilige Allianz nicht gestärkt, sondern der völligen Auflösung sehr nahe geführt hatten. Die östreichische Regierung ist an Widerspruch im Innern nicht gewöhnt, schrieb ein mithandelnder Freund im Sommer 1821 an Perthes; sie hatte es seit Jahren in Deutschland sehr leicht gefunden, für ihre so bequem scheinenden Ansichten die an ministerielle Verantwortlichkeit praktisch nicht gewöhnten Minister zu gewinnen, und zweifelte daher nicht daran, auch auf den Congressen Einstimmigkeit zu bewirken und die évènemens creieren zu können, nach welchen sich die Welt gestalten solle. Statt dessen aber hat Oestreich die Erfahrung gemacht, daß die Minister der Staaten mit repräsentativer Verfassung sich auf ihre Verantwortlichkeit gegen die

Kammern berufen, um ihren Widerspruch zu begründen, und auch das wirklich Zugesagte oft gar nicht oder nur halb zu erfüllen im Stande waren. Doppelt und dreifach widerwärtig sind alle Repräsentativverfassungen für Oestreich geworden, und mit dem neu befestigten starren Willen, nirgends dieselben neu entstehen zu lassen, hat Fürst Metternich die Congresse verlassen. Zugleich hat Oestreich den engeren Zusammenhang mit England, auf welches es seiner geographischen Lage nach und bei seiner durch Rußland bedrohten Stellung angewiesen ist, mit einer Art Protection von Seiten Rußlands vertauscht, indem es sich von diesem Kriegshilfe für den Fall eines Unglücks in Neapel versprechen ließ; es hat sich die Berufung Frankreichs auf einen ihm gebührenden Einfluß in Italien gefallen lassen müssen und ist zu Preußen in ein gespanntes Verhältnis gekommen, weil der Berliner Hof aller Wahrscheinlichkeit nach abgelehnt hat, die begehrte reelle Hilfleistung eventualiter zu übernehmen. Das ist auch wohl der Grund, aus welchem der König nicht in Laibach erschienen ist. Rußland hat sich in manchen Punkten den Wünschen Oestreichs gefügt, aber doch vor allem sein eigenes Interesse gewahrt. Ohne auf Oestreichs Plan, alles in dem Zustande von 1815 zu erhalten, einzugehen, hat es den Standpunkt der heiligen Allianz festgehalten und deshalb ausgesprochen, daß Oestreich, wenn bei Annäherung seines Heeres in Neapel eine friedliche Ausgleichung gelänge, keine Zahlung der Kriegskosten begehren dürfe; es hat Preußen, indem es dasselbe in dieser Frage auf seine Seite zog, von Oestreich entfernt und näher mit Rußland verbunden; Kaiser Alexander wird, wie ich Grund habe zu vermuthen, wenn Oestreich die neapolitanische Angelegenheit beendet hat, noch anderweitige Forderungen für Neapel machen, die mit Oestreichs Absicht, alles bei dem Alten zu erhalten, wenig übereinstimmen. England und Frankreich haben in Laibach gewonnen; indem sie entschieden gegen die Anforderungen Oestreichs auftraten, handelten sie der europäischen Volksstimmung völlig entsprechend und haben ihren geistigen Einfluß auf Europa unberechenbar verstärkt; Frankreich hat sich überdies die Bahn zur Wiedererlangung seines gänzlich verlorenen Einflusses auf Italien eröffnet, die es weiter zu verfolgen keine Gelegenheit versäumen wird. Einsichtsvolle Staats-

männer hatten schon während der Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden und während des Congresses zu Aachen ausgesprochen, daß jede neue Zusammenkunft der großen Mächte das dieselben umschließende Band lockern werde. Mir scheint es unstreitbar, daß diese Vorhersagung in Troppau und Laibach sich erfüllt hat. Der Mangel eines gemeinsamen Interesses für die Allianz und die Gegensätze in den Interessen ihrer Mitglieder sind sehr scharf hervorgetreten. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Oestreich seine Absicht, die Allianz im eigenen Sonderinteresse zu benutzen, verfolgte, hat die Aufmerksamkeit der übrigen Großmächte in solchem Grade erregt, daß die ganze Verbindung mit völliger Auflösung bedroht ist. Der Versuch, Europa als eine Einheit unter Leitung der fünf Großmächte darzustellen, kann als bereits gescheitert angesehen werden; die große Allianz ist dem Wesen nach nicht mehr vorhanden; jedes ihrer Mitglieder geht lediglich seinen eigenen Weg und sucht sich wie in früherer Zeit so viel Verbündete wie möglich unter den größeren und kleineren Staaten zu gewinnen. Die Form der Allianz besteht zwar vorläufig noch, aber auch sie wird, wenn nicht alles trügt, bald genug verschwinden. Statt der Unionstage des durch seine Großmächte repräsentierten Europa werden wir Einzelcongresse, je nach den Umständen zwischen drei oder vier oder sechs oder acht Mächten, sehen und Europa wird sich Glück wünschen können, wenn die gegenwärtige Spannung nicht ins Ungemessene steigt und statt der europäischen Union den europäischen Krieg hervorruft.

Die religiösen Gegensätze der Zeit.

Die Männer, zu denen Perthes als Jüngling mit kindlicher Verehrung hinaufgesehen, an deren Glauben und Ueberzeugung er sich angelehnt, in deren Ringen und Kämpfen er einen Wegweiser durch das Gewirre des eigenen inneren Lebens gefunden hatte, standen nicht mehr auf dem Kampfplatze, auf welchem die großen religiösen Gegensätze jener Zeit ausgefochten werden sollten. Wie mancher der Aelteren

war schon heimgegangen oder doch müde von der Länge des Lebens, und auch der Greis, der Frische und Kraft sich bewahrt, kann und soll doch das Uebergewicht nicht behaupten, mit welchem er einst die Jünglinge bestimmte und führte; denn die Jünglinge selbst sind Männer geworden, die mitten im Leben stehen und rüstig wirken und schaffen. Der Mann, auf dessen Wort sie einst wie auf einen höheren Ausspruch bewundernd horchten, ist ihnen nun ein liebevoll verehrter und zart geschonter Greis. Daß Perthes längst den Wendepunkt des Lebens überschritten hatte, von welchem ab die vielen väterlichen Freunde, die Gott ihm zugeführt, nicht länger einen bestimmenden Einfluß auf ihn üben konnten, spricht sich vielfach in dem brieflichen Verkehr mit ihnen aus.

Meine Schwester hat durch den beiliegenden Brief das Ihrige gethan, um Nachricht von uns zu geben, schrieb im December 1818 der sechsundsiebenzigjährige Friedrich Heinrich Jacobi; nun möchte ich sehr gerne auch noch das Meinige thun, wenn ich nur noch hätte, womit sich etwas thun läßt. Der alte Herr ist aber gar zu verschlissen, sieht nicht mehr recht, hört nicht mehr recht, behält nicht mehr recht und muß sich vor allen Dingen hüten, noch für das gelten zu wollen, was er einstmal war und nicht mehr ist. Schön ist es an mir und ich muß es an mir loben, daß ich mich in Alter und Gebrechlichkeit noch so finde, wie ich wirklich thue, so daß es Leute gibt, die wohl einmal über mich ungeduldiger sind, als ich selbst, was doch nicht recht ist. Es ist wirklich merkwürdig, wie dem Menschen oft im hohen Alter Dinge zu Theil werden, die er früher vergebens erstrebte, mir z. B. immer zunehmende Heiterkeit. — Ich danke Ihnen herzlich, mein innig geliebter väterlicher Freund, für Ihre Zeilen, antwortete Perthes. Sie haben gewiß alle Ursache, heiter zu sein; ein hohes Alter erreicht zu haben, ist kein Unglück, und auch den ersten und ausgezeichnetsten Männern blieb selten eine größere Geistesthätigkeit und Geistesschärfe als Ihnen. Muthen Sie sich nur nicht länger Producieren zu; das historische Erzählen ist des Alten Sache. Sehr wünsche ich, Sie ließen den vierten Theil Ihrer Werke liegen und begäben sich statt dessen an das Sammeln und Ordnen der Erfahrungen Ihres seit fünfundsiebzig Jahren durchlebten Lebens;

das wird Sie angenehm aufheitern, indem es historisch den ganzen Ideenkreis und Ideengang einer großen Zeit Ihnen vorführt und wieder lebendig macht. Welche Gnade Gottes ist es für Sie, daß Ihnen auf Ihrem Lebenswege noch vergönnt war, die falschen Götzen alle fallen zu sehen und zu erfahren, daß die Krücken eben nur Krücken sind! Ist Ihnen nun auch hienieden nicht das kindliche Festhalten der göttlichen und geoffenbarten Wahrheit zu Theil geworden, weil Sie zu stark vom Baume der Erkenntnis genossen und zu lange gearbeitet haben, allein durch „den intellectuellen Höhesinn" sich Ruhe zu gewinnen, so ist das freilich ein Verlust für Ihr Seelenwohlbefinden; aber wer so wie Sie in Ihrem letzten Briefe fragen kann: wo und wie ist Wahrheit? der hat eine Demuth vor Gott, wie wenige sie erlangten, die so forschten wie Sie, und Demuth vor Gott ist der Kern des Menschen und ist der Weg zu Gott.

Aehnlich wie in dem Verhältnisse zu Jacobi war auch in dem Verhältnisse zu anderen älteren Freunden die Autorität zurückgetreten, welche dieselben früher schon vermöge ihres reiferen Alters geübt hatten. Es galt jetzt für Perthes, nicht allein im äußeren, sondern auch im inneren Leben auf eigenen Füßen zu stehen und sich in dem neuen Gewirre religiöser Gegensätze als ein Kämpfer zu bewegen, für den das höhere Alter anderer aufgehört hatte ein reiferes Alter zu sein.

Weit und breit im protestantischen Deutschland übte in der Menge und über die Menge noch der aus dem achtzehnten Jahrhundert überlieferte Rationalismus, wie er durch Röhr, Bretschneider, Paulus und andere vertreten war, die Herrschaft aus, aber nach zwei verschiedenen Seiten hin sah er sich schon in einen Kampf um sein ferneres Dasein verwickelt. Die tiefere wissenschaftliche Theologie war in Verbindung mit der neueren Philosophie hervorgetreten und hatte vor allem in Schleiermacher, der damals auf dem Höhepunkte seines Einflusses stand, einen gewaltigen Vorkämpfer gefunden. Sie entzog dem Rationalismus die bedeutendsten Geister, schränkte denselben auf die Kreise der Mittelmäßigen ein und drohte daher, dessen abgelebtes Leben völlig auszulöschen. In ihrem Beginne konnte sich die wissenschaftliche Theologie wohl dem Laienauge entziehen, oder auch, obschon ihr späteres Zerrbild noch nicht hervorgetreten war, den Ver-

dacht erwecken, daß sie nichts thue, als mit besseren Waffen den alten Irrweg des Rationalismus vertheidigen, und die Erkenntnis der Wahrheit für das erste, die Heiligung in der Wahrheit aber noch lange nicht für das zweite halte. Bedenken dieser Art mochte Perthes in dem Briefe geäußert haben, auf welchen ein theologischer Freund ihm erwiderte: Man darf doch wahrlich nicht vergessen, daß die meisten und bedeutendsten Männer unserer Zeit nur durch Wissenschaft zum Christenthum zurückgeführt werden können, wie sie durch die Wissenschaft von demselben abgeführt worden sind. Nur sie vermag die Wunden zu heilen, die sie geschlagen hat. Damit sage ich wahrlich nichts neues; keiner der Kirchenväter hat anders gedacht; obschon sie gewiß so freudig wie unsere heutigen Eiferer bereit waren, Gut und Blut für ihre Ueberzeugung zu opfern, so haben sie doch immer anerkannt, daß das in Christus geoffenbarte Wort des Lebens seinen Widerschein auch in der Philosophie des Morgenlandes und des Abendlandes hatte glänzen lassen, um die Heiden durch diese Philosophie wie die Juden durch das Gesetz auf Christum vorzubereiten. — Perthes' Zweifel an den Erfolgen der wissenschaftlichen Theologie wurden durch diese und manche ähnliche Worte nicht beseitigt; ihm blieb die Furcht, daß die Theologen, erfreut über neu gefundene oder neu festgestellte wissenschaftliche Begriffe, der Versuchung nicht widerstehen würden, dieselben nun auch frischweg in die Kirche einzuführen, welche, da sie weder wissenschaftlich sei, noch sein könne, hierdurch ein neues Element der Zersetzung erhalten werde. Mit großer Wärme wendete er sich dagegen den Bewegungen zu, die von einer anderen Seite die Herrschaft des Rationalismus bedrohten.

Angeregt durch die schweren Leiden zur Zeit des französischen Druckes und durch die kraftvolle Erhebung zur Zeit der Freiheitskriege, hatte das tiefere geistige Leben begonnen, mit neuer Stärke im Inneren der Nation zu arbeiten und zu drängen. In vielen einzelnen, in manchen Gemeinden und hier und da im Pfarramte war, ganz abgesehen von aller wissenschaftlichen Theologie, das Bedürfnis nach Erlösung von der Sünde und nach einem frommen, christlichen Leben erwacht. Da es seine Befriedigung in dem herrschenden Rationalismus nicht finden konnte, wandte es sich einem neuen oder vielmehr

sehr alten Wege zu. In den verschiedensten Gegenden Deutschlands entstanden größere und kleinere Gemeinschaften von Menschen, welche Hilfe für ihre Seele suchten und diese Hilfe in dem alten Kirchenglauben fanden; der frühere, das ganze protestantische Deutschland umfassende Zusammenhang des Rationalismus ward zerrissen und dessen Geltung als allgemein protestantischer Kirchenglaube war tief erschüttert. Aufmerksam verfolgte Perthes die neuen Bewegungen. Zwar verkannte er die mit denselben verbundenen Gefahren, die mancherlei Abirrungen und Wunderlichkeiten nicht, aber dennoch freute er sich der ganzen Erscheinung, sofern sie nur nicht unwahr oder trübselig, sondern ernst und frisch sich geltend machte. Harms ist nun Pastor in Kiel, schrieb er einem Freunde, und ganz Holstein geht, fährt und reitet zu ihm in die Kirche, sogar die Professoren, und wenn Voß diesen Sommer nach Holstein kommt, so laufen wir Gefahr, auch ihn zu einem plattdeutschen Christen werden zu sehen. Ich gebe zwar nimmermehr zu, daß das Christenthum nur im Lutherthum sich finde, aber sehen kann man an Harms, was hinter dem Zaune aufwächst, oder vielmehr, daß Gottes Sonne überall scheint und nicht bloß auf dem Katheder. Harms hat, wie ich höre, kein Aeußeres und einen unvortheilhaften Vortrag, aber sein Ernst und ein sicherer Glaube an die Offenbarung des Herrn reißt, vielleicht unterstützt durch seine provincielle Derbheit, alles hin. Das hat Harms bereits erreicht, schreibt mir Falk, daß unsere Prediger in der Verbreitung ihrer rationalistischen Weisheit etwas vorsichtiger zu Werke gehen und wenigstens nicht positiv zerstören, was eine frömmere Zeit gebaut hat. — Man würde dem braven, ernsten und frommen N. — dem Führer einer andern religiösen Bewegung — Unrecht thun, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, wenn man ihn an Worten, Sätzen, Redensarten festhalten wollte, unter denen man sich dies und das und noch allerlei anderes denken und vorstellen kann; aber sehr leid ist mir sein willkürlicher Gebrauch von Bibelstellen. Wie er die Bibelstellen gebraucht, so werden sie auch von den Männern, die er bekämpft, zum Beweise für entgegengesetzte Behauptungen verrenkt, und darüber müßte er selbst, meine ich, erschrecken. — Aus Berlin hatte ein Freund an Perthes geschrieben: Seit einigen Jahren schon hat sich hier ein Kreis

vortrefflicher und meist auch durch äußere Stellung hervorragender junger Männer zusammengefunden, denen es Ernst mit ihrer Seligkeit ist, aber ein düsterer und bei einigen selbst finsterer Zug durchzieht ihr Leben: alles Weltliche und insbesondere alle weltliche Kunst erscheint ihnen als Sünde und mit warmem Eifer suchen sie Proselyten zu gewinnen. Ich habe äußerlich und deshalb auch in meinem eigenen Innern mit ihnen und ihrer Ansicht zu ringen gehabt. Gott hat mir aus dem Kampfe herausgeholfen und ich stehe frei für mich. — Wenn volle Wahrheit in dem Ernste der jungen Männer liegt, so laß Dich, antwortete Perthes, durch das Düstere nicht abschrecken. Heiter und düster sein ist Sache des Blutes; derselbe Ernst, derselbe feste Glaube erscheint nach Verschiedenheit der körperlichen Stimmung bei dem einen heiter, bei dem anderen düster, und das irdische Kleid darf uns den ewigen Kern nicht verleiden. — Eine höchst eigenthümliche Auffassung des Christenthums scheint sich jetzt, schrieb ihm ein theologischer Freund, hier und da innerhalb der Brüdergemeinde zu verbreiten. Fries nemlich hat, ich weiß nicht warum, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil er unter ihnen erzogen ist, Eingang bei den Herrnhutern gefunden. Mit diesem spalten nun manche unter ihnen den Menschen in einen Verständigen, der als solcher nach Kantischer Weise vom Unendlichen und Göttlichen nichts weiß, sondern alles nur in seiner endlichen und weltlichen Beziehung versteht, und in einen Ahnenden und Fühlenden, für welchen Gott und Ewigkeit überall ist. Das verständige Ich in mir muß nun z. B. die Wunder und alles Uebernatürliche leugnen, während zugleich das fühlende Ich in mir überall Wunder und Uebernatürliches sieht. So zerreißen sie den Menschen in zwei Stücke, von denen das eine nothwendig ungläubig, das andere abergläubisch, das Ganze aber krank werden muß. — Daß zwei Menschen, die sich ohne Unterlaß befehden, in dem einen Menschen stecken, antwortete Perthes, scheint mir keine große Entdeckung zu sein; schon der Apostel Paulus hat es gewußt und in seinem Römerbrief deutlich genug ausgesprochen. Es mag recht gut sein, die alte Wahrheit heutzutage neu einzuschärfen, aber die Aufgabe des Christenthums ist nicht, die beiden Gegner in uns durch theoretisches Ausspinnen für alle Zeit wie gleich berechtigt zu

verewigen, sondern sie durch Lebendigmachung des Glaubens zu einem einzigen neuen Menschen heranzuziehen.

Um die Stimmung jener Jahre in den religiös angeregten Volkskreisen zu verstehen, wird man nie vergessen dürfen, daß sie als Gegensatz zu der Herrschaft des hergebrachten Rationalismus entstanden war und daher die Bedürfnisse fast ausschließlich hervorhob, für welche der Rationalismus, weil er sie nicht kannte, auch keine Befriedigung gewährte. Gut und böse waren für den Rationalismus nur dem Grade nach verschieden; böse war ihm gleichbedeutend mit weniger gut, gut mit weniger böse. Weil er den größten aller Gegensätze leugnete und nicht erkennen wollte, daß gut und böse nicht als verschiedene Stufen demselben Reiche, sondern als ewig unvereinbarer Widerspruch zweien, unbedingt einander ausschließenden Reichen: dem Reiche des Lebens und des Todes, des Lichtes und der Finsterniß, angehören, wußte er auch nichts von dem Bedürfnisse des Menschen nach einem Helfer, der ihn hinüberbringe über die tiefe, beide Reiche scheidende Kluft, welche mit eigenen Kräften zu überschreiten niemand vermag. Das entschlossene Hervorheben dieses Bedürfnisses mußte daher für die damalige Zeit der Ausgangspunkt jeder wahren religiösen Bewegung im Volksleben sein.

Wer nicht in sich gefühlt hat, schrieb Perthes, daß ein ungeheures Geheimniß obwaltet, welches uns auf immer von Gott entfernte, wird auch nicht zu der Demuth gelangen, ohne welche das Gnadenmittel der Versöhnung durch Jesum Christum unzugänglich ist. Nicht das Fleisch, nicht die Sinnlichkeit ist das Grundübel; Hochmuth und Stolz, das ist der Teufel. Die Sinnlichkeit ist nur das Straf- und Heilmittel, durch welches auch der hochmüthigste Christ immer wieder an seine Aermlichkeit und Verlassenheit erinnert wird. Nur wenig Positives ist uns geoffenbart, aber dieses wenige ist alles. Die Gestaltung des Geoffenbarten ist der Freiheit des Menschen anheim gegeben. Nach der Denkform, nach dem Geiste und der Phantasie der Zeiten und der einzelnen bricht sich die Wahrheit in Strahlen buntester Art; der Mensch arbeitet sich ab und soll sich abarbeiten, um für die Wahrheit eine Form zu gewinnen. Wenn Sie aber schreiben, daß die christliche Offenbarung, sobald sie als wahr ange-

nommen würde, Geschichte und Philosophie in ein Halbdunkel hülle, in welchem der Mensch halbträumend umher dusele, so entgegne ich Ihnen, daß für jeden, der das Erlösungswerk ausstreicht, die Geschichte zu einem unentwirrbaren, ungeheuren Weichselzopf und jedes philosophische System zu einem Rechenexempel wird, dessen Richtigkeit, weil alle Möglichkeit der Probe fehlt, nie festzustellen ist. Das Forschen übrigens über das Wesen der Dreieinigkeit, über die Natur des Herrn, über Erlösung und Versöhnung ist, wenn es ernst geschieht, eine große und herrliche Sache, aber das Bedürfnis, aus welchem es hervorgeht, ist ein wissenschaftliches, nicht ein christliches. Werden wir doch auch von den Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt, mögen wir die Gesetze des Lichts und der Wärme verstehen, oder nicht. Ihren Ausdruck: „die schweinische Menge freilich bedarf einen Glauben, der über das Wissen hinausgeht", werde ich mir merken; der Ausdruck und die hochmüthige Volksverachtung, aus der er hervorgeht, ist sehr bezeichnend für einen so eingefleischten Liberalen wie Sie. Zum Schlusse bemerke ich nur noch, daß ein Mann, der wie Sie niemals den Reizungen der Sinnenlust unterlag, nie in Hochmuth sich überhoben und daher immer sich selbst genügte und keinen andern Helfer bedurfte als sich selbst, daß ein solcher Mann nur seine Zeit verlieren würde, wenn er ferner auf mich achtete; er möge den Prediger hier in der Nähe, welcher im vorigen Jahre bei seinem eigenen Kinde zwei Juden zu Gevatter bat, sich als Seelsorger erwählen und möge fortfahren, sich, bis auch seine Stunde schlägt, täglich zu wiederholen, daß alle Menschen Recht haben und auch wieder nicht.

In sehr ausführlichen Mittheilungen suchte ein braver und geistig bedeutender Mann, welcher durchaus innerhalb des Rationalismus stand, seine Stellung zu der christlichen Offenbarung zu rechtfertigen. Meine Worte werden Ihnen nicht gemundet haben, heißt es am Schlusse derselben, aber ich kann nun einmal nicht anders und Sie haben Gleichmuth und Fassung genug, um von einem alten verdorrten Stamme nicht zu begehren, daß ihm eine frische Rinde wachsen solle. Ich glaube nur wenig — das kann ich nicht leugnen — aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß jedermann höchst berechtigt ist,

unendlich viel mehr zu glauben als ich, und daß es keinem sogenannten Weisen oder Gelehrten zukommt, ihn deshalb hinabzusetzen. Man braucht kein Heuchler, kein Augendiener, kein Feind der Geistesfreiheit zu sein, um die Schreier zu verachten, die ihre Freiheit nur dadurch bewähren, daß sie die ganze Welt zwingen wollen, nach ihren Gesetzen zu leben. Das den Heidelbergern, Paulus und Voß, zu sagen, würde ich mich nicht scheuen: beide stehen auf Felsengrund, den ich selbst erprobt habe, aber beide können sich nicht darein finden, daß auch der Grund der anderen ein fester sein kann. Gottlob, meine Ansicht verträgt sich mit der unbedingten Achtung vor jedem das Sittengesetz nicht übertretenden Religions- und Offenbarungsglauben. Ich bin so billig gegen das Christenthum, wie ein eingewurzelter Heide nur zu sein vermag, und die schlichten Christen werden nun und nimmer meine Gegner sein, so wenig als ich der ihrige; sie sind vielmehr meine natürlichen Bundesgenossen und gehen nur weiter als ich. An ihren besonderen Geheimnissen hört freilich, wie gesagt, meine Religion auf, ich kann ihnen dorthin nicht folgen und bleibe ohne Neid und Vorwurf im Lager der Heiden ruhig zurück. Sie können mich höchstens bedauern, denn ich würde ja glauben, wenn es Gottes Wille gewesen wäre; aber es war sein Wille nicht, und ich bin zu ehrlich zum Heucheln. Was könnte es meiner Seligkeit nützen, Menschen zu hintergehen und Gott durch eine Lüge nicht zu belügen, aber zu beleidigen; denn Menschen kann man wohl belügen, Gott aber nicht. Ich gehe einer ewigen Zukunft entgegen, die nicht schlimmer sein kann, als mein schöpferischer Vater sie bestimmte. Was ich nicht ändern kann, will ich auch nicht ändern. Daß nichts besonderes an mir ist, weiß ich besser als jemand, aber ich verlange auch nicht, etwas besonderes zu werden; meine Ansichten und Ansprüche können Gott nicht stören und sind keinem Menschen im Wege. Ein Platz im Vorhofe Eures Tempels ist alles, worauf ich Anspruch mache, und verweigert Ihr mir auch den, so ist auch die Wüste meines Herrn; aber ich denke, einen friedlichen Nachbar meiner Art könnt Ihr in dem Vorhofe der Heiden, an der Schwelle Eures Tempels schon dulden.

Sie sagen, antwortete Perthes, daß bei dem Geheimnisse, welches das Christenthum zu haben behaupte, Ihre Religion unabwend-

bar aufhören müsse. Ich erwidere Ihnen darauf, daß der Gott, welchen der Rationalismus haben und beweisen zu können meint, die Denkkraft mehr noch ins Stocken bringt als jedes Geheimnis des Christenthums. Sie können, wie Sie sagen, nicht bei der Lehre jener achtungswerthen Schule stehen bleiben, nach welcher die Welt die Gottheit sei, aus ihr herfließe, zu ihr zurückfließe und sich nicht von ihr unterscheide. Mir ist es schon recht, wenn Sie die Gottheit nicht ansehen wie das Wasser, welches bald als Dunst aufsteigt, bald als Regen niederfällt, bald als Wolke über der Erde, bald als Fluß und See auf der Erde ist, und eben nichts anders ist als Dunst und Regen, Wolke und See, und sich nicht von dem allem unterscheidet, als durch die jezeitige Gestalt, in der es erscheint. Wenn Sie aber nun behaupten, durch scharfes Denken von der Gottheit des Pantheismus zu dem Gotte des Rationalismus gelangen zu können, so spricht alle Erfahrung wider Sie. Alle wahren und scharfen Denker der Vergangenheit und der Gegenwart sind, wenn sie von Christus nichts wußten oder nichts wissen wollten, zum Pantheismus gekommen; und nicht zu einem persönlichen Gott; das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. Ohne das Christenthum hätte der Rationalismus gar nicht hervortreten können und er kann sich nur deshalb mit sich begnügen, weil er sich bequem auf das Faulbett streckt. Mit den Worten: der Ewige, der über Zeit und Raum Erhabene, meint der Rationalist sich und andere zufrieden stellen zu können, aber was diese Worte heißen, das sagt er nicht und weiß es nicht. Der Mensch kann sich den persönlichen Gott nicht denken ohne ein menschliches Kleid; jede Religion ist eine Vermenschlichung Gottes und insofern ein trübes Vorahnen der Erscheinung Gottes im Fleische. Daß die Menschen aus sich nicht bis zur Menschwerdung Gottes, sondern nur bis zu deren Caricatur gelangten, ist freilich gewiß, und Sie haben volles Recht, zu sagen, daß keine menschliche Denkkraft Menschwerdung Gottes, Versöhnung und Erlösung zu finden im Stande sei; aber was folgt daraus für die als Thatsache in der Geschichte dastehende Wahrheit? Nichts. Kann doch die schärfste Denkkraft nicht einmal das Dasein des römischen Reiches finden, und ist es etwa deshalb nicht vorhanden gewesen? Wo Sie stehen, mein lieber Freund, da stehen Sie zwi-

schen Thür und Angel und müssen vorwärts oder rückwärts; denn Sie vermögen es nicht wie andere die Augen Ihres Geistes gewaltsam zuzumachen.

Aufgezwängt würde das Christenthum dem Menschen, meinen Sie, schrieb Perthes einem anderen Freunde, und sind gleichsam unwillig über diese dem freien Manne angethane Gewalt. Nun ich wenigstens habe über Zwang nicht zu klagen. Mir wie allen meinen Altersgenossen hat keine Schule und kein Pfarrer, kein Befehl zum Kirchengehen oder Bibellesen jemals die ewige Wahrheit in Gestalt von Lehrsätzen aufgenöthigt oder auch nur nahe gebracht. Als mir aber mit jedem Jahre meines Lebens gewisser wurde, daß der innerste Kern meines Seins göttlichen Geschlechtes sei, fühlte ich um so tiefer die Erniedrigung der schmählichen Knechtschaft durch Fleisch und Geist. Jeden Tag neu verschuldet, jeden Tag bald Stolz, bald Staub. Die Angst um meine Selbstsucht und um meine Unreinheit ließ mich nach einer Versöhnung suchen mit dem Gotte, vor dem ich zitterte, und wurde mir dadurch der Weg, der zum Erkennen und Ergreifen der Offenbarung führte. Mir ist nicht das Christenthum, sondern ich bin dem Christenthum aufgezwängt, von innen heraus ihm in die Arme gejagt, und ich denke, so ist es auch manchem anderen ergangen. — Unser Sein und Wesen ist das der gefallenen Geister, schrieb Perthes ein anderesmal; aber die Sehnsucht nach der Reinheit des göttlichen Ursprungs ist geblieben und treibt alle aufwärts; überall werden wir ein Abmühen gewahr, sich aufzuschwingen oder aufwärts zu steigen oder aufwärts zu kriechen, und bis zum Kampfe gegen das Böse bringt es mancher, bis zum Siege über das Böse keiner; die flüchtigste wie die schwerfälligste Natur bedarf, um sich zu heben, eines Helfers und Vermittlers, und wer dieses Bedürfnis nicht kennt, der flattert sich zu Tode im vergeblichen Bemühen, aufwärts zu kommen. Für den aber, der in der Noth seines Herzens ausruft: Ich bin ein armer Sünder! und die Arme ausstreckt nach einem Helfer, für den ist Christus gestorben. Wie nahe fällt doch der Glaube an den Erlöser zusammen mit der Erkenntnis der eigenen Sünde! Wie mancher, der Christus so wenig wie die Jünger von Emmaus kannte, mag schon zu Christus gebetet und

deshalb in der Verworrenheit der Angst sich einen Götzen zum Mittler gemacht haben! Ihn wird Christus seiner Zeit zur Wahrheit, die nicht weniger Ruhe ist als Licht, führen und mancher wird zur Rechten Gottes sitzen, der in diesem Leben nie den Namen Christi ausgesprochen hat. — Lieber, liebster Moltke, heißt es in einem Briefe an den alten Jugendfreund, unser Dasein hier ist ein dunkles Geheimnis, von welchem wir Anfang und Ende nicht wissen. Siehe Deine Jugend an, siehe Dein Alter an — was findest Du bleibend in Dir, worin findest Du Dein Ich? Phantasie und Verstand, Gefühl und Empfindung ist wandelbar, heute so und morgen anders. Schäle sie ab von Deinem Sein, was bleibt Dir, als die Sehnsucht und als die Ahnung der Liebe? — Die Liebe, heißt es in einem anderen Briefe, und ihr im geschaffenen Wesen unzertrennlicher Begleiter, die Demuth, ist das Wesen der Seele, aber die Seele ist eingefleischt in Sinnlichkeit und eingegeistet in Hochmuth. Mir wird, je mehr ich in das Räthsel meines Selbst hineinschaue, immer deutlicher, daß meine Seele d. h. das Ich der Demuth und der Liebe zu dem Menschen, als welcher ich umhergehe, geworden ist, indem sie nicht mit Einer irdischen Form, sondern mit zweien: dem Körper und Geiste, zu einem Ganzen verbunden ward. Sie sollte durch die von ihr ausgehende Gotteskraft den Körper wie den Geist regieren, aber beide lehnten sich auf und die Seele ist zum Knecht der Sinnlichkeit und zum Knecht des Hochmuths geworden und ist wie ein Scheintodter, den von dem wirklich Todten nur die Ahnung des Lebens unterscheidet. Das Menschenherz schreit nach Demuth und Liebe, wie der Hirsch nach frischem Wasser, aber es findet außerhalb des Christenthums keinen Gegenstand, vor dem es sich beugen, keinen Gegenstand, den es lieben kann. Der Araber sitzt sinnend in seinem Zelte, der Hindu brütet unheimlich in der einsamen Nacht und beide gehen im Grübeln unter, weil sie nicht finden können, was sie suchen; aber der Christ hat den menschgewordenen Gott, den er lieben und vor dem seine Seele sich beugen kann. Auch des Christen Seele bleibt mit den Gründen ihrer Einkerkerung unbekannt, aber sie sehnt sich nicht nur fort aus der Erniedrigung, sondern ist zu unbegreiflichen Ehren, zu dem nächsten, vertrautesten Umgang mit Gott ge-

langt, mag auch ihr Beten stets nur Bitten sein, weil doch auch der Dank nichts ist als die andere Seite der Bitte.

Wohl Dir, mein lieber, theurer Freund, antwortete Graf Adam Moltke an Perthes auf einen Brief religiösen Inhalts, wohl Dir, daß Deinem Wesen, Deinem Dichten und Trachten eine Sicherheit und Gewißheit geworden ist, die nur sehr wenige sich gewinnen und die mancher redliche, von Eigendünkel wirklich freie Mensch nie gewinnen kann; denn Gottes Wege sind verschieden und verschieden auch die Organe, mit denen sie aufgefaßt werden. Deine sichere Zuversicht drückt sich in jedem Deiner Worte aus; Gott erhalte sie Dir, und wie sie bisher eine tief empfundene und viel bedachte war, so werde sie immermehr eine hell erkannte. — Beten Sie, daß Ihnen erhalten bleibe, was Ihnen gegeben ward, schrieb Friedrich Leopold Stolberg, und daß die gute Gabe mehr und mehr ausgetheilt werde über unser ganzes Vaterland. Es ist sehr wahr, wenn Sie sagen: Das göttliche Licht hat alles Geistige, alle Bildung so sehr in uns durchdrungen, daß die Bildung nicht zu retten ist, wenn das göttliche Licht erlischt. Die Philosophie der Heiden hatte Haltung, weil sie aus dem Sehnen nach dem Licht hervorgegangen war; aber die Afterweisheit unserer Tage entspringt aus Stumpfheit, Frechheit, Glanzsucht, welches alles kein Sehnen ist nach Licht und nach Wahrheit. Das göttliche Licht wird freilich nie verlöschen, aber der Leuchter, auf dem es flammt, kann aus einem Lande, das seiner unwerth wird, in ein anderes versetzt werden, wovon die Geschichte uns furchtbare Beispiele gezeigt.

Die kirchlichen Gegensätze der Zeit.
1817—1822.

So sicher Perthes seiner Sache in Beziehung auf den christlichen Glauben war, so unsicher fühlte er sich in Beziehung auf die christliche Kirche. Die eigene Seligkeit aber hielt er so wenig wie die Seligkeit anderer durch eine solche Unsicherheit gefährdet. Sollte nicht, äußerte er einmal, Einigkeit und Sicherheit des Glaubens neben Uneinigkeit

und Unsicherheit über die Kirche bestehen können? Wissen doch auch so ziemlich alle, was Recht ist, ungeachtet so ziemlich alle auseinandergehen in den Ansichten über die angemessene Einrichtung der Anstalten, welche das Recht schützen, erhalten und ausbreiten sollen. — Obschon Perthes die Meinungsverschiedenheit über die Kirche nicht für gleichbedeutend mit Verschiedenheit des Glaubens und das Stehen außerhalb einer bestimmten Kirche nicht für gleichbedeutend mit dem Unglauben hielt, erschien ihm dennoch auch die äußere Kirche als Trägerin des christlichen Glaubens wie eine unermeßlich hohe Anstalt. Gott hat uns in den heiligen Schriften, schrieb er einem Freunde, Kunde gegeben von dem Wege, auf welchem er die Menschen aus ihrer Selbstsklaverei erretten will. Die Bibel, obschon sie nicht das Wort ist, enthält Worte vom Wort, aber der Mensch ist so stark in der Hartnäckigkeit des Eigenwillens, daß er zu schwach ist, um die gegebene Kunde aufzufassen; er vergißt und verschleudert oder verschiebt und verdreht die Worte nur zu leicht oder starrt stumpf in sie hinein. Um die dargebotene Hilfe ergreifen zu können, bedarf er wiederum eines Helfers. Wer aber führt ihn in die Tiefe des Verständnisses, wer löst ihm den Sinn der Worte, wer bewahrt die Worte und breitet sie aus? Das ist die große und schwere Frage. Die Schrift bedarf eines Schutzes gegen Menschenwillkür und der Mensch eines Auslegers der Schrift. Die Anstalt, welche dieses Doppelbedürfnis befriedigen soll, ist die äußere Kirche, aber wo ist sie, wer hat sie? In einfachen Grundlinien hat zwar der Herr selbst bei seiner Erscheinung sie angedeutet; hat er aber nicht der menschlichen Einsicht gläubiger Männer die nähere Gestaltung überwiesen? Wohl hat das Pabstthum dort, wo göttliche Autorität fehlte, dennoch göttliche Autorität als vorhanden angenommen und durch Menschenwerk die Kirche verzerrt und verschnörkelt; wohl hat die Reformation den Unrath aufgedeckt: aber darüber bin ich dennoch im Zweifel, ob die Reformation selbst eine Kirche zu gründen oder auch nur die Ansicht zu widerlegen vermocht hat, daß in der päbstlichen Kirche, obschon entstellt, die katholische, d. h. die allgemeine christliche Kirche verborgen sei. — Wo ist in der protestantischen Kirche als solcher die Kraft, schrieb Perthes an Merle d'Aubigny, welche die in den Worten der Schrift gebundene Wahrheit frei macht und festhält? Die Laien

sollen sich, heißt es, belehren lassen durch die Geistlichen. Schon gut, aber wer belehrt die Geistlichen, wer unter den Gläubigen glaubt, daß mit der Ordinaton zugleich die Wahrheit auf den Ordinierten sich senke oder daß die im Drange des Augenblicks zur Abwehr vorübergehender Irrthümer und Angriffe festgestellten protestantischen Bekenntnisschriften nicht nur Wahrheit, sondern auch nichts als Wahrheit und die ganze Wahrheit enthielten? Belehrt nicht jeder Geistliche sich auf eigene Hand aus den Lehren, wie sie wissenschaftlich auf den Universitäten vorgetragen werden, hier so, dort anders? Ein jeder fängt immer wieder von vorne an und es kommt auf die gute Natur, auf den poetischen Sinn, auf die philosophische Schärfe oder auf das gläubige Herz des einzelnen an, ob und was er aus sich macht. Wäre nicht die Scham und die Scheu vor der katholischen Kirche, wie laut, wie verzweiflungsvoll würden wir den Ruf gläubiger Protestanten nach der Hilfe und der Autorität einer Kirche ertönen hören!

Unter den Protestanten führte die Frage nach dem Wesen und nach dem Rechte der Kirche leidenschaftliche Aufregung herbei, als 1817 auf Veranlassung der dreihundertjährigen Feier der Reformation in Preußen und in einigen anderen deutschen Staaten der Versuch gemacht ward, die Lutheraner und Reformierten in so weit zu verschmelzen, daß sie als eine einzige Kirchengemeinschaft, als evangelische oder unierte Kirche erscheinen konnten. Um dieselbe Zeit aber veröffentlichte Harms in Kiel eine Reihe Theses, in welchen er einestheils den Rationalismus angriff, anderentheils aber auch gegen die Reformierten und gegen die Union auftrat und der lutherischen Kirche ein selbständiges Dasein sichern wollte.

Ueber den kirchlichen Streit in Holstein und über Harms' Auftreten in demselben denke ich nicht wie Sie, schrieb ein Freund aus Berlin an Perthes im Juli 1818, sondern glaube, daß durch den Eifer des Streites die Wahrheit mehr verdunkelt, als an das Licht gezogen ist — bis jetzt, meine ich, denn für die Folge kann auch daraus tiefere Begründung entstehen. Dem Inhalte des Glaubens nach stehe ich auf Harms' Seite, aber ich fürchte, in dieser letzten Zeit ist ihm dieser Glaube unter den Händen etwas zum todten Buchstaben geworden. In demselben Maße aber, als er dieses wird, muß er seinen Werth verlieren, da

Gott ein anderes und geringeres Opfer, als unser innerstes Selbst, nicht annehmen will. Das eben ist die große Gefahr bei aller Befestigung des reinen Glaubens durch Schutzwehr einer äußeren Kirche, daß uns nun durch Ertödtung des geistigen Lebens derselbe wesentliche Schade wie durch die Verführung zum Unglauben zugefügt werden kann. Es liegt überdies ein eiserner Unsegen auf dem meisten Streite und grade bei diesem Streite habe ich von Anfang an ein schmerzliches Gefühl gehabt. Daß Harms den Streit mit den Ungläubigen und den Streit mit den Reformierten und den Unierten so vermengt, scheint mir eben so untheologisch als unchristlich. Ich bin gar nicht für das, was zur Vereinigung der beiden Confessionen geschehen ist, aber dennoch bleibt die Trennung der Confessionen die schwächste und die am meisten irdische Seite der Reformation, und wer sie von diesem Uebel durch die innere Kraft ihres ursprünglichen Lebens gründlich heilen, nicht etwa nur das Uebel verdecken könnte, der hätte etwas sehr Großes gethan. Nicht absondernder Partei= und Sectengeist, sondern nur frische Lebenswärme kann dieses Ziel anerkennen. — Weit schärfer und schneidender trat ein anderer Freund auf, wenn er an Perthes schrieb: Harms' Ankämpfen gegen die Union und seine Absicht, sich und die Seinigen in einer lutherischen Kirche streng einzuschließen und abzuschließen, ruht auf einer unwahren und deshalb auch unchristlichen Grundlage. Der katholischen Kirche ist es, wie wir alle wissen, nur darum zu thun, die Form der Kirche, den Schein der Einheit zu retten: so lange nur der tiefe innere Zwiespalt nicht äußerlich erscheint, ist sie zufrieden; so weit der Unglaube ihrer Mitglieder nicht die Messen und Processionen versäumt, gelten sie ihr als gute Katholiken. Einen ähnlichen Zustand werden auch für uns, freilich sehr wider ihren Willen, diejenigen herbeiführen, die vor allen Dingen das Ansehen der symbolischen Bücher aufrecht erhalten wollen. Auch wir werden dann eine Kirche bekommen, in welcher Rationalismus im Herzen und Orthodoxie auf Zunge und Kanzel Hand in Hand gehen können. Schon deshalb, weil sie diese Gefahr bekämpft, preise ich die Union. Lassen Sie uns muthig und entschlossen den Schein der Einheit aufgeben, um der Wahrheit und der wirklichen Einheit den Weg nicht zu versperren, wenn sie uns nahen wollen!

Neben diesen und manchen ähnlichen Aeußerungen für die Union wurden aber auch in den Briefen an Perthes viele Stimmen laut, welche in der äußerlichen Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen Gefahr für den Glauben in jeder derselben fürchteten. Aeußere Vereinigung der Kirchen, heißt es einmal, wenn sie nicht aus vollkommener Ueberzeugung hervorgeht, frommt nichts; darin stimmen wir gewiß überein. Aus Gefälligkeit kann ich nicht glauben, und wenn auch das Heil der ganzen Welt von meinem Glauben abhinge. Bevor ich nicht sehe, daß Gott Bevollmächtigte erweckt, glaube ich nicht an große Erneuerung und Vereinigung; aber zu seiner Zeit wird er sie erwecken und dann wird Eine Herde und Ein Hirte sein. Bis dahin wird er jeden, der in Lauterkeit des Herzens ihn sucht, mit Gnaden ansehen. — Die an so manchen Orten gelungene Vereinigung der beiden protestantischen Parteien, schrieb ein anderer, zeigt, wie wenig Ernst es den meisten um den Glauben ist, selbst wenn sie meinen, es wohl zu meinen. Harms hat ein gutes Feuer angezündet, und wenn auch unredliche Männer, die sich an der Kirche nähren, um sie zu untergraben, gegen ihn wirken, so wird er doch vor Gott wie vor Menschen mit Ehren bestehen. — Wie jemand im Ernste behaupten kann, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, daß eine nach Harms' Grundsätzen errichtete Kirche sich ihrem Principe nach nicht von der römischen Kirche unterscheiden würde, begreife ich in der That nicht; denn nichts würde eine solche Kirche im Principe mit der römischen gemeinsam haben. Hundert oder tausend oder zehntausend Menschen sind in ihrer innersten Seele überzeugt, daß eine bestimmte Auslegung der heiligen Schrift die wahre sei; sie versichern sich einer gemeinschaftlichen Formel ihrer Uebereinstimmung: symbolisches Buch, und stellen Pfarrer derselben Ueberzeugung zur Verkündigung des Wortes und zur Verwaltung der Sacramente an. Eine solche Gemeinschaft ist eine kirchliche Gemeinschaft; wer deren symbolisches Buch nicht anerkennt, gehört nicht zu ihr; der Pfarrer, der nicht ihm entsprechend lehrt, kann nicht ihr Pfarrer bleiben: aber sie hat deshalb nicht das Princip der römischen Kirche, denn sie wird nie wie diese den Andersglaubenden dadurch zu nichte machen wollen, daß sie ihm sagt: Du weichst von der Kirchenlehre ab, sondern sie wird aus Gründen der heiligen

Schrift, wie es in der Augsburger Confession heißt, mit ihm streiten und wird jeden Zwang, der Kirchenlehre beizutreten, für unchristlich halten.

Die Katholiken sahen auf das Ringen der Protestanten nach Gewinnung festerer Kirchenformen mit sehr getheilten Empfindungen hin. Manche fürchteten das Emporkommen einer neu verstärkten Macht, wenn der Protestantismus nicht mehr durch Scheidung in Lutheraner und Reformierte auseinander gehalten werde. Andere dagegen sahen nicht ohne inneres, an Schadenfreude grenzendes Behagen, wie der alte gefährliche Gegner sich abmühete, um, wie sie meinten, eine katholische Kirche ohne katholischen Glauben, römische Hierarchie ohne Rom, Pabstthum ohne Pabst zu erringen. Perthes' katholische Freunde meinten es zu ernst mit der Sache, um eine Stimmung dieser Art zu theilen; sie sahen mit Freuden das in neuer Stärke hervortretende Bedürfnis der Protestanten, für den christlichen Glauben auch eine christliche Kirche zu gewinnen, weil sie hofften, daß, wenn, wie vorauszusehen, alle Versuche, Kirchen neu zu schaffen, gescheitert sein würden, die Protestanten endlich in der katholischen Kirche die allgemein christliche Kirche erkennen müßten. Mit besonderem Ernste warnten sie daher vor der Ansicht mancher Protestanten, sich mit einem nur inneren, in keinen Kirchenformen ausgeprägten Christenthum begnügen zu können. Das stärkste und schrecklichste Blendwerk des bösen Geistes, schrieb Klinkowström an Perthes, ist der angeblich innere Glaube, der jetzt von einer zahlreichen Partei gepredigt wird. Diese mystische Reformation, die einzige, welche wir noch zu fürchten haben, bietet den gemüthlichen Menschen schon hier auf Erden ein Sein in Gott, welches gegen alle Ordnung und ohne alle Wahrheit ist. Wo ist Einigkeit, Frieden, Ordnung, als in der heiligen Kirche auf dem Felsen? Wir beide sind in der Sache gewiß nicht streitend, aber die Zunge ficht noch, wo das Herz schon Frieden schloß, so wie die Vorposten noch plänkeln, wenn es im Hauptquartier schon Friedensjubel gibt. — In milderer Form wies Friedrich Leopold Stolberg auf die Nothwendigkeit der Kirche für den Glauben hin, wenn er an Perthes schrieb: Ich freue mich, daß Sie Neander persönlich kennen gelernt haben. Alles, was ich von dem merkwürdigen Manne höre und lese, gibt mir einen hohen

Begriff von seiner Gelehrsamkeit, seinen Gaben und seiner herzlichen Frömmigkeit. Möchte er seine Theologie, wo sie den Christen im Stiche läßt, fahren lassen! Sein Misverständnis ist das Misverständnis sehr vieler redlichen Protestanten, die auf Anbetung Gottes im Geiste dringen, aber um positive Wahrheit sich zu bekümmern nicht nöthig zu haben glauben und es nicht einsehen, daß es ja eigentlicher Zweck und Wesen der Kirche ist, die ohne sie Zerstreuten und Irrenden in ihren Schoß zu sammeln, und das kann sie doch nur, wenn sie sichtbar ist. Gott hat sich ohne Zweifel seine Zeit und Stunde vorbehalten, um auf einmal die aus der Erde emporsteigenden Nebel, welche den Blicken vieler noch das Heiligthum verbergen, zu zerstreuen. Es scheint sich manches, obschon noch von ferne, vorzubereiten.

Die Gegensätze, welche die gepriesene Einheit der römischen Kirche, auch abgesehen von den heimlichen Feinden und von den vielen Gleichgiltigen unter ihren Gliedern, zu allen Zeiten in sich getragen hat, traten freilich in jenen Jahren allgemeiner und heftiger Bewegung erkennbarer als in dem letztvergangenen Jahrhundert hervor. In manchen Theilen Deutschlands und namentlich in Baiern regten sich Herrschaftsgelüste der Priester mit neuer Rührigkeit. Uns Baiern, heißt es z. B. in einem Briefe an Perthes, machen die Religionshändel wieder große Unruhe. Seit Montgelas' Rücktritt und seit der Vollziehung des Concordats fühlt die in Baiern fest eingewurzelte Priesterpartei wieder festen Boden unter den Füßen und schreitet bald auf diesem bald auf jenem Wege vorwärts. Gegenwärtig sind namentlich die gemischten Ehen ein sehr beliebter Zankapfel. Neu angefeuert durch einen Hirtenbrief des Nuntius, wollen die Priester überall alle Kinder aus denselben katholisch werden lassen. — Zugleich wurde, veranlaßt durch das Auftreten des Fürsten Hohenlohe, die Wundersucht in vielen katholischen Kreisen neu angefacht. Bei uns thut Hohenlohe und jetzt schon nicht mehr er allein Wunder über Wunder, heißt es in dem Briefe eines entschiedenen Gegners dieser Richtung; an allen Orten bringt er Aufregung und Begeisterung hervor, obschon er einen großen Theil des Klerus zu Feinden hat. Physiologisch merkwürdig bleibt sein Auftreten; die Mirakelsucht des alt-baierischen Volkes grenzt wirklich an das Räthselhafte und eine, wenn auch kleine, Zahl von dem

Prinzen vollbrachter Heilungen ist nicht zu bezweifeln. — Die durch den Fürsten Hohenlohe in Würzburg und Umgegend im Namen des Herrn Jesu Christi bewirkten Heilungen, schrieb Kaspar Droste im August 1821 an Perthes, sind gewiß der größten Aufmerksamkeit werth. Der Mann selbst ist fromm und von exemplarischem Lebenswandel; er habe, schreibt mir ein Freund, ein freundliches und einfaches Aeußere, ein wohlwollendes, gutmüthiges und anziehendes Wesen; seine Demuth und Selbstverleugnung, sein Glaube, die kindliche Frömmigkeit und das tiefe Gefühl der eigenen Unwürdigkeit müsse ihn wohl solcher Gnade von Gott empfänglich gemacht haben. Die Frage haben wir indessen immer zu thun, ob er selbst nicht durch Menschen, die sich krank stellen, getäuscht wird. In manchen Fällen kann es geschehen sein, aber bei der Prinzessin Schwarzenberg, bei dem Kronprinzen von Baiern, bei einigen ganz Blinden und Lahmen läßt sich solche Täuschung gar nicht denken. Von allen Seiten stehen freilich Spötter auf und ziehen die Sache ins Lächerliche. Das aber macht nichts; ist es Gottes Werk, so werden wir es als solches erfahren. Eine förmliche Untersuchung hat bereits begonnen; der Fürst selbst hat nach Rom berichtet, so auch der Kronprinz von Baiern über seine eigene Heilung und über dasjenige, was vor seinen Augen in Brückenau geschehen ist.

Während die einen unter den Katholiken Wunder suchten und fanden oder doch wenigstens wünschten, wollten andere unter den Katholiken, ähnlich wie die Rationalisten der Protestanten, in der christlichen Offenbarung wenig anderes als eine Lehre der Moral erkennen. Die frühere Irreligion ist beschwichtigt, klagte Friedrich Leopold Stolberg in einem Briefe an Perthes; was aber so viele auch unter denen, die sich Katholiken nennen, uns jetzt für Religion geben wollen, ist flache Moral. Jesus Christus wird zwar als trefflicher Sittenlehrer gelobt, aber weil der Moral ihre Wurzel: der christliche Glaube entzogen ist, wird auch sie in der Luft schwebend bald hindorren. Unter dem Namen Mystik, die man mit Schwärmerei verwechselt, wird der Glaube an die göttlichen Geheimnisse verhöhnt, werden die Glaubenslehren Meinungen genannt. — Die Mystik des Christenthums griff freilich jener geistreiche Katholicismus nicht an, welcher seine Für-

bung wesentlich durch übergetretene Protestanten, namentlich durch Friedrich Schlegel erhalten hatte; aber gegen das große Gewicht, welches Sailer und seine Schule auf die lebendige Innerlichkeit legte, trat doch auch er, wie Perthes schon zu Frankfurt erfahren hatte, in die Schranken und vermehrte dadurch das Gewirre der Gegensätze innerhalb des Katholicismus Deutschlands. Selbst Kirchenobere scheinen vor einer Innerlichkeit besorgt gewarnt zu haben, von welcher sie Sprengung der hergebrachten Kirchenformen fürchten mochten. Kennen Sie, schrieb ein Freund 1820 an Perthes, den Hirtenbrief des Generalvicariats der Diöcese Augsburg? Aftermystische Umtriebe nennt er das innerliche Christenthum, und greift es an und verdammt es. Wenn diese Menschen nur herrschen können, so ist es ihnen gleichgiltig, ob die Beherrschten inneres Leben haben, oder nicht.

Dem Versuche des Protestantismus, mitten hinein in alle diese Bewegungen die heilige Schrift als sicheren Halt zu bringen, stellten wiederum die Katholiken sich in sehr verschiedener Weise gegenüber. Die Bibelgesellschaften, wie alle Erleuchtungsanstalten, welche der Protestantismus herrichtet, schrieb ein heftiger Katholik an Perthes, werden am Ende immer zu neuen Brandstiftungen, weil sie nicht im Sinne der von dem heiligen Geiste geleiteten Kirche ihren Ursprung nehmen. Immer und immer geht doch bei allem religiösen Streben des Protestantismus das eine Losungswort hindurch: Alles, nur nicht katholisch, d. h. christlich, werden. — In einem anderen Sinne dagegen sprach sich Friedrich Leopold Stolberg aus, wenn er an Perthes schrieb: Es thut mir wehe, daß bei vielen Katholiken Mistrauen gegen die Bibelgesellschaft stattfindet. Allerdings müssen die Mitglieder derselben in katholischen Ländern mit Bescheidenheit verfahren, aber durch allgemeine Verbreitung der Schrift geschieht meiner festen Ueberzeugung nach unendlich viel Gutes. In Baiern sind durch Unterstützung der Bibelgesellschaft zehntausend Exemplare eines von einem Katholiken übersetzten neuen Testamentes zur großen Freude Sailer's und anderer frommen Geistlichen vertheilt worden. Möge Gott das heilige Werk der Bibelgesellschaft fördern, wie er ja schon sichtbar gethan hat! Bei meinem Bruder lernte ich eines der thätigsten Mit-

glieder kennen, den Schotten Henderson, einen trefflichen Mann. Das einzige, was mir bei der Bibelgesellschaft Besorgnis erregt, ist der Umstand, daß sie, weil ihre meisten Mitglieder Dissenters sind, den Katholiken sehr abhold sein werden, wie sich aus dem sonst so schönen Buche „Christian Researches in Asia by Buchanan“ aufs neue zeigt. Mit ihm verfluche ich gern die Inquisition in Goa, aber nach diesem düsteren Winkel darf nicht der ganze Tempel beurtheilt werden. Ob von dem Bundestage etwas für die Religion zu erwarten ist, weiß ich nicht. Wahrhaft Gutes kann aber nur von dem Geiste Gottes, den er auf kräftige und gesalbte Männer ergießen wolle, gewirkt werden. Alles andere flickt nur am Aeußeren und läßt das Innere todt. Daß unsere Bischöfe künftig keine Fürsten und die Canonici keine müßigen Junker sein werden, ist jedenfalls ein wahrer Gewinn.

Ungeachtet aller inneren Gegensätze stand die katholische Kirche dennoch in ihrer Form als eine einzige Kirche da und alle Glieder hegten, mochten sie im übrigen auch noch so weit auseinander gehen, darüber keinen Zweifel, daß die römisch-katholische Kirche nicht eine von mehreren christlichen Kirchen, sondern die einzige und wahre christliche Kirche sei. Wenn daher Perthes' katholische Freunde den Protestanten die Nothwendigkeit der christlichen Kirche für den christlichen Glauben vor die Seele zu bringen suchten, so konnten sie nicht meinen, daß der Protestantismus sich eine protestantische Kirche gewinnen sollte, sondern mußten ein Aufgeben des Protestantismus und den Rücktritt desselben in die römische Kirche begehren. Das Bedürfnis einer Kirche, schrieb Graf Friedrich Leopold Stolberg an Perthes, wird von vielen tief empfunden, aber eine Kirche kann nicht sein, so lange jeder den Anspruch behält, sich in Glaubenssachen der Autorität der Kirche entziehen zu können. Warum sollte nicht ein protestantischer Christ in der Lehre vom Abendmahl calvinisch sein können und lutherisch in der Lehre von der Gnadenwahl? Luther und Calvin konnten beide irren und machten keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit. Daher hat es denn freilich nicht fehlen können, daß beide Parteien sich in viele Nebenparteien zerspalteten, bald so, daß sich ihre Verzweigungen miteinander verbanden, bald so, daß sie je mehr und mehr als wilde Ranken in die sogenannte natürliche Religion über-

gingen. Wo blieb nun die Idee einer vom Sohn Gottes gestifteten Kirche? Diese aber ist da und wird bestehen bis an das Ende der Tage; ob aber die anderen in sie zurückfließen oder in den Sand der Meinungen sich verlieren werden? — — Gott weiß es allein.

Perthes fühlte tief das Bedürfnis nach einer allgemeinen christlichen Kirche, er glaubte, daß die Protestanten eine solche Kirche neu herzustellen nicht vermöchten, und er wußte gewiß, daß die römische Kirche nicht die allgemeine christliche Kirche sei; aber er hoffte, daß Gott aus der römischen Kirche, indem sie durch die Innerlichkeit und Lebendigkeit des Protestantismus neu geboren würde, eine allgemeine, eine in diesem Sinne katholische christliche Kirche hervorgehen lassen würde. Nach vielen Seiten hin äußerte er ohne Rückhalt diese Ansichten und sprach auch wohl von der Nothwendigkeit der katholischen Kirche, obschon er unter dieser Bezeichnung nicht, wie der gewöhnliche Sprachgebrauch, die römische Kirche, sondern eine gehoffte allgemeine christliche Kirche verstand. Da er überdies niedrige Angriffe auf die besonderen katholischen Lehren und Gebräuche stets unwillig zurückwies und die allen Confessionen gemeinsamen christlichen Wahrheiten scharf und bestimmt hervorhob, obschon gar manche Protestanten dieselben schon als katholisch und papistisch betrachteten, so konnte wohl in der durch so manchen Uebertritt argwöhnisch gewordenen Zeit hier und da die Meinung entstehen, daß er zum Katholicismus hinneige. Hatte er doch viele Freunde unter eifrigen Katholiken und war doch Stolberg's Religionsgeschichte nicht allein von ihm als Verleger vertrieben, sondern auch aus persönlicher Ueberzeugung empfohlen. Wer aber damals des Katholicismus bezichtigt ward, galt auch zugleich als ein Anhänger des politischen Absolutismus; denn Metternich und Gentz verfochten ja das eine wie das andere, und Haller und Adam Müller griffen den Liberalismus an und traten zur katholischen Kirche über. Manche verdrießliche Stunde sollte für Perthes durch die hier und da über ihn verbreitete Meinung bereitet werden. In der berüchtigten 1819 erschienenen Streitschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" hatte J. H. Voß auch Claudius' Andenken verunglimpft und Perthes hielt sich zu einer Entgegnung verpflichtet. Er ließ eine derbe und heftige Zurechtweisung in die öffentlichen Blätter

setzen und in dem sich nun entspinnenden, theils in Flugschriften, theils vor Gericht geführten Streite rückte Voß als Großinquisitor des Rationalismus, wie Perthes ihn nannte, seinem Gegner alle Sünden vor, die derselbe jemals gegen den von Voß Protestantismus getauften Rationalismus begangen hatte. Schon lange sei Perthes, meinte unter anderem Voß, in dem Gewimmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindschleichen ein Lohnarbeiter für die schlängelnde Brut der Finsternis gewesen und habe dem über ganz Deutschland verbreiteten papistischen Nachtbunde als bereitwilliges Werkzeug gefrohndet. Ihren Proceß gegen Voß haben Sie, wie ich lese, verloren, schrieb Görres an Perthes. Das ist schon recht, warum fangen Sie auch solche Streithändel mit dem alten Krakeeler an! Was kann das Ihnen thun, wenn er Sie einen Mystiker oder wer weiß was sonst schilt? Was haben die Leute mich schon alles gescholten und was werden sie mich noch schelten und was mache ich mir daraus! Was frage ich danach, ob mich diese aus dem Bauche heraus loben, oder jene aus dem Bauche heraus schimpfen! Ich gehe durch das Gethiere durch und lasse die Schlangen zischen und die Wölfe heulen und die Katzen fauchen und die Buchmarder schreien und die Kröten spritzen, und wenn mir die Pudel tanzen und apportieren, so lass' ichs auch gut sein und werfe ihnen etwa ein Endchen Wurst in den Rachen. Wäre ich mit jedem, der mich in meinem Leben angeblasen hat, vor die Gerichte gelaufen, das hätte Processe gegeben! Ich gehe lieber ruhig meines Weges, wo ich bald wieder anderen begegne, die ich erzürnen muß, und über den neuen Zorn wird immer der alte vergessen; ich aber bleibe in meiner Gelassenheit und dann lassen die anderen am ersten ab von mir. So machen Sie es auch künftig und lassen sich nicht wieder irren durch alles, was schwarz auf weiß über Sie gedruckt werden mag.

Perthes hatte in der That von dem papistischen Verfinsterungsbunde, dessen Werkzeug zu sein Voß ihn beschuldigt hatte, keine nähere Kunde als von den Kröten, Molchen oder der sonstigen durch Voß an das Tageslicht gebrachten schlängelnden Brut, und seine katholischen Freunde wenigstens ließ er nicht in Zweifel darüber, in wie ferne er mit ihnen übereinstimme und in wie ferne nicht. Als er im Früh-

jahr 1821 von einem derselben aufgefordert wurde, den Verlag der ins Deutsche übertragenen essays sur l'indifference des damals noch in den streng katholischen Kreisen hochgefeierten Abbé de Lamennais zu übernehmen, antwortete er: Bücher der Liebe, die aus katholischem Glauben entspringen, kann ich verlegen; sie sind meiner Ueberzeugung, welche die Nothwendigkeit einer äußeren allgemeinen Kirche auch anerkennt, nicht entgegen, und die Nachreden, die mir dadurch entstehen, weiß ich zu tragen. Aber Lamennais' Schrift ist anderer Art; reißt ihn doch sein Eifer gegen „die akatholischen Secten" so weit fort, daß er die heilige Schrift seinen Anhängern und Verehrern als eine unsichere Quelle darstellt. Der Mann kann fromm sein, aber die Demuth vor Gott hat er vergessen und folgt dem eigenen Geiste und der eigenen Leidenschaft. Wie könnte ich so ein Buch verlegen, ohne mir selbst als Lügner zu erscheinen? — Ausführlich sprach er sich über seine Stellung zum Katholicismus in einem Briefe an einen sehr strengen und eifrigen Katholiken aus. Der Mensch hatte Gott verloren, heißt es in demselben, und konnte nur durch Christus wieder Gottes werden. Christus ist erschienen, das Erlösungswerk ist vollbracht, die Scheidung zwischen Gott und den Menschen ist durchbrochen. Das ist der Glaube des Protestantismus wie des Katholicismus, und von denen, welche diesen Glauben nur als katholisch, nicht auch als protestantisch bezeichnen, will ich gerne katholisch genannt sein. Auch die den Protestanten fremdartigen Sitten und Gebräuche des katholischen Gottesdienstes stören mich nur wenig und manche derselben ziehen mich an. Solcher Gebräuche wegen fühle ich daher gleichfalls keine Nothwendigkeit, unkatholisch zu sein. Weiter aber sagt der Katholicismus, daß das Erlösungswerk, obschon vollbracht, dennoch für den einzelnen Menschen nur durch das Priesterthum und durch die auf das Priesterthum gebaute Kirche zugänglich sei und Wirksamkeit äußere; ohne Priesterthum kein Heil, ohne Priesterthum keine Gnade, kein Hingeben des Menschen an Christus, keine Arbeit Christi an dem Menschen. Das sagt der Katholicismus, und weil er das sagt und nach allen Seiten hin für Lehre und Sacrament die nothwendigen Folgen daraus zieht, bin ich nicht Katholik und kann es niemals werden. An kein Priesterthum und an kein Priester-

werk ist die Gnade des Herrn gebunden, und, um zum Mittler zu gelangen, bedarf es keines neuen Mittlers; frei ist der Zutritt zu ihm durch das vollbrachte Erlösungswerk für jeden geworden, der, ohne auf eigenes Verdienst zu bauen, dem Herrn ein stilles Herz darbietet, damit er darinnen wirke und den Tempel Gottes baue und reinige. Wohl weiß ich, daß es nicht vom Zufalle abhängen kann, ob die Kunde vom vollbrachten Erlösungswerk den einzelnen überliefert und unentstellt überliefert werde, oder nicht. Eine Anstalt muß sich finden, welche das Evangelium durch alle Jahrhunderte hindurch wach und lebendig in der Menschheit erhält und allen einzelnen in allen Ländern der Erde unentstellt verkündet. Weil die römische Kirche mit ihren Priestern eine solche Anstalt gewesen ist, ist sie auch ein Eckstein und Grundstein des Christenthums gewesen. Aber wie sie vor der Reformation geworden war, konnte sie nicht bleiben, und was sie nach der Reformation geworden ist, hat sie nicht zur allgemeinen Kirche machen können; aber durch die von den Protestanten versuchten Kirchen ist sie nicht ersetzt und wird durch sie auch nicht ersetzt werden. Nur eine allen Christen gemeinsame Anstalt, nur eine katholische Kirche kann das Evangelium bewahren, verkünden und verbreiten. Ob und wann sie uns zu Theil werden wird, steht in Gottes Hand; er kann sie gewähren, früher, als wir erwarten. Ihr aber werdet dadurch das Kommen nicht beschleunigen, daß Ihr einzelne Protestanten in Eure Kirche zu führen Euch bemüht, und Ihr werdet es zurückhalten, wenn Ihr gegen uns mit unedlen und unchristlichen Waffen kämpft. Welche tief verschuldete innere Verblendung liegt zum Grunde, wenn unser Freund R. mir schreibt, daß in den protestantischen Gemeinden die Unzucht nicht für sündlich gehalten werde, und daß die vor kurzem unter Schwärmern im katholischen Oestreich vorgekommenen Kreuzigungen durch die heimliche Verbreitung und durch das Lesen der heiligen Schrift hervorgerufen seien! Christus und die Wahrheit ist Eins und man spottet der Wahrheit nicht, ohne zugleich Christus zu spotten. — Eine scharfe Antwort auf diesen Brief konnte kaum ausbleiben. Sie stehen mit allem, was Sie sagen, heißt es in derselben, nicht als ein Christ, sondern als ein from-

mer Mann des alten Bundes da. Sie kennen nur sehnende Erwartung, keine Erfüllung; Sie kennen nur, wie das Judenthum, eine gefallene Menschheit, keine geheiligte, wie sie die katholische Kirche umschließt; Sie lassen den Herrn nicht durch das Priesterthum in der Menschheit, sondern durch die Buchstaben in der Schrift wohnen, glauben also echtjüdisch nicht an ein Menschwerden, sondern an ein Schriftwerden Gottes. Aber weil Sie den Judenglauben heute noch festhalten, sind Sie schlimmer daran als die alten Juden; denn diese erwarteten ein wirklich Verheißenes, während Sie das längst Gekommene nicht sehen und auf ein Nichtverheißenes Ihre Seligkeit bauen und zu dem jüdischen Sacrament der Schrift sich nun auch das heidnische Sacrament der Vernunft als Gegenstand Ihrer Verehrung gewonnen haben. Zu diesem ganzen unglücklichen Standpunkt scheinen Sie mir besonders deshalb gekommen zu sein, weil Sie unverwandten Auges immer nur auf das Priesterthum der katholischen Kirche hinstarren und mit unbegreiflicher Selbsttäuschung ein zweites übersehen; Sie kennen nur sich, den einzelnen und andere einzelne, deren jeder für sich Hilfe sucht und Hilfe erwartet, und wollen nicht wissen, daß nach der Kirchenlehre und nach jedem Blatt der Schrift die Menschheit solidarisch verschuldet und solidarisch gerettet ist. Wenn aber Sünde und Gnade ein Erbe des Menschengeschlechts ist, so können auch die Mittel der Gnade nicht auf jeden einzelnen als unmittelbare Offenbarung herabkommen, sondern müssen durch eine das ganze Menschengeschlecht umschließende Anstalt dem Menschengeschlechte in seiner Einheit dargeboten werden. Die edelsten Protestanten aber und namentlich die innerlichsten unter denselben, wie Arndt, Spener, Zinzendorf, weisen die Erbschaft ab und ziehen es vor, auf den doch schon gekommenen Messias zu warten. Wie die frommen Juden bei herannahendem Gewitter das Fenster öffnen, damit Er leichteren Eingang finde, wenn er kommen sollte im Blitz, so öffnen jene ihr Herz in den Augenblicken ernster Erbauung. Die katholische Kirche aber erwartet nicht den Herrn, sondern hat den Herrn. Sagt man von ihr, daß sie ein Eckstein und Grundstein des Glaubens gewesen sei und hofft dennoch auf einen neuen Bau, so behauptet man mit

großer Gelassenheit doch eigentlich nur, daß man für jetzt und für seine Privatperson keines Ecksteins und Grundsteins bedürfe. Heißt das nicht die Demuth bis zur empörendsten Hoffart treiben? Vergeben Sie, mein innig verehrter Freund, die Härte des Ausdrucks; Sie drängen aber so stark gegen den Eingang der Kirche, daß Sie sich die Thüre wie ein Ventil selbst zudrücken und den harten Gegendruck derer, die von innen Ihnen öffnen möchten, selbst hervorrufen. Könnte ich mich selbst, mein Herz, mein Ihnen ganz und rechtschaffen ergebenes Gemüth auf dieses Papier hinlegen, so würden Sie den Brief ganz so aufnehmen, wie er gemeint ist.

Den religiösen Unterscheidungslehren der Katholiken stand Perthes freilich damals wie zu jeder Zeit seines Lebens durchaus fern; aber in jenen Jahren wenigstens hielt er an der Ansicht fest, daß die in der Geschichte eines Jahrtausends wurzelnde römische Kirche durch Fortbildung und Umbildung zur allgemeinen christlichen Kirche sich gestalten könne, während er in allen Versuchen der Protestanten, Kirchen mit Absicht und Wahl zu bilden, nur Nothbehelfe für eine kürzere oder längere Zeit zu sehen glaubte. Von verschiedenen Standpunkten aus traten viele seiner protestantischen Freunde auf das entschiedenste dieser Ansicht entgegen. Manche hielten die römische Kirche, wie sie wirklich bestand, für gänzlich verfallen und gesunken, und bestritten deshalb, daß sie den Keim eines neuen kirchlichen Lebens der Christenheit in sich tragen könne. Es ist eine Täuschung, wenn Sie glauben, die katholische Kirche zu rühmen, heißt es in einem Briefe an Perthes; Sie rühmen nur einzelne Ihrer katholischen Freunde, und es wäre wohl möglich, daß Sie sich, ohne es zu wissen, nicht durch das Katholische, sondern durch das Protestantische, was in diesen Männern lebt, angezogen fühlten; der protestantische Geist reicht viel weiter als der protestantische Name und macht einen doppelten Eindruck, wenn er uns im katholischen Kleide begegnet. Die Reformation befreit in der That noch jeden Tag viele innerliche Menschen unter den Katholiken von dem Joche der Hierarchie und des Aberglaubens und läßt sie die Segnungen der von ihnen heftig angefeindeten

Reformation genießen. Das, worauf sich die innerlichen Katholiken im Kampfe gegen uns berufen, ist nicht das Römisch-Katholische, sondern das Christlich-Katholische und grade dieses haben unsere Reformatoren dem Papismus gegenüber wieder sicher stellen wollen und es auch wirklich nicht allein für uns, sondern auch für die Katholiken wieder gewonnen. Wo wäre jetzt der römische Katholicismus ohne Reformation und wohin würde er künftig gelangen, wenn er von heute an der Einwirkung des protestantischen Geistes entzogen würde? Eine Kirche aber, die das Leben, das sie überhaupt noch besitzt, nur durch ihren heftigen Gegner erhält, kann doch nimmermehr die Kirche sein, welche eben dieser Gegner bedarf. — Sie brausen auf über die Plattheit und Gemeinheit, heißt es in einem anderen Briefe, mit welcher so oft der Katholicismus von Protestanten angegriffen wird. Sie thun recht daran; aber Sie gelangen, wie mir scheint, beinahe dahin, manche katholische Einrichtungen schon deshalb nicht für verwerflich zu halten, weil dieselben in niedriger Weise angefeindet werden. Wenn Sie nur ein einziges Jahr in einem katholischen Lande gelebt hätten, so würden Sie sich entsetzen über die Lüge und Gemeinheit, mit welcher die Masse des Klerus den Protestantismus behandelt und bei seinen Pfarr- und Beichtkindern anschwärzt. Vom Protestantismus kennen Sie auch die ordinärste Seite; den Katholicismus sehen Sie nur in den besten und frömmsten Katholiken. Das ist es, was Ihr Urtheil ungerecht macht. — Was meinen Sie eigentlich, schrieb ein französischer Freund an Perthes, wenn Sie die katholische Kirche nennen? Die katholische Kirche, wie sie sich in diesem oder jenem frommen Katholiken gestaltet, kann man sich allenfalls gefallen lassen, aber die katholische Kirche, wie sie wirklich besteht, c'est vraiment la bête de l'Apocalypse. Es ist jedem, der von der katholischen Kirche redet, sehr zu rathen, daß er, um sich und andere nicht irre zu führen, sich immer frage, ob er die eingebildete oder die wirkliche Kirche vor Augen hat.

Andere von Perthes Freunden bestritten deshalb jede Möglichkeit einer künftigen Gestaltung der römischen Kirche zur allgemein

christlichen Kirche, weil sie das Princip derselben als unbedingt unvereinbar mit dem christlichen Glauben der Protestanten betrachten müßten. Sie halten felsenfest, heißt es in einem Briefe an Perthes, an der Lehre Augustin's und der Reformation, daß der Mensch in seinem natürlichen Zustande keine Kraft habe, Gott zu erkennen, zu lieben, ihm zu gefallen, sondern sich der göttlichen Einwirkung hingeben und durch Glauben selig werden müsse. Sie wollen nichts wissen von der Pelagianischen, vor hundert Jahren aufs neue festgestellten Grundlehre der römisch-katholischen Kirche, daß der Mensch aus eigenen Kräften vermöge durch seine Werke selig zu werden. Sie sind also in der Lehre durch und durch Protestant, aber Sie sind der Meinung, daß auch die protestantische Lehre sich in die Formen der römischen Kirche fassen lasse, und daß daher aus der römischen Kirche die allgemeine oder katholische Kirche für alle Christen früher oder später hervorgehen werde. Das nun ist es, was ich schlechterdings nicht zugeben kann. Jede auf die evangelische Lehre gebaute Kirche muß, wenn sie nicht ihren eigenen Ursprung verleugnen will, immer davon ausgehen, daß die Kirche, außer der es kein Heil gibt, die nicht irren, nicht fehlen kann, eine unsichtbare ist, deren Prädicate sich nicht übertragen lassen auf die sichtbare Kirche, d. h. auf die an Ort und Zeit gebundene Vereinigung zur Verkündigung des Evangeliums und zur Verwaltung des Sacramentes. Mancher kann zur unsichtbaren Kirche gehören, der nicht zur sichtbaren gehört, und umgekehrt. Daher kann keine protestantische Kirche dem die Seligkeit absprechen, der nicht zu ihr gehört, noch dem sie zusprechen, der zu ihr gehört; daher kann keine protestantische Kirche das Schwert zu Hilfe nehmen und kann niemand durch ihre Autorität binden wollen. Jede auf die römische Lehre gebaute Kirche muß dagegen die unsichtbare Kirche und die sichtbare Kirche identificieren und die Prädicate der ersteren auf sich und zwar auf ihren Klerus, ihre Bischöfe und ihren Pabst übertragen; ihr Ausspruch ist allein deshalb, weil es ihr Ausspruch unbedingt war und ist, Gesetz für einen jeden, und es ist eine bloße Gefälligkeit von ihr, wenn sie sich mit irgend jemand auf einen Streit aus Gründen der heiligen Schrift einläßt. So groß ist der Unterschied

zwischen der protestantischen und katholischen Lehre, daß, wenn für irgend eine Zukunft Protestanten und Katholiken von derselben allgemeinen Kirche umschlossen sein sollen, entweder die Protestanten oder die Katholiken die Lehre aufgeben müssen, durch welche sie zu Protestanten oder Katholiken geworden sind. Ich also muß jede Möglichkeit in Abrede stellen, daß sich aus der römischen Kirche eine allgemeine christliche Kirche jemals entwickeln könne.

Fünftes Buch.

Perthes' Familienleben bis zur Verlegung seines Wohnsitzes von Hamburg nach Gotha

im Jahre 1822.

Die Verheirathung der ältesten Tochter.

Die politische Unruhe, welche die Zeit erfüllte, das Hin und Her der mannigfachen religiösen und kirchlichen Gegensätze ließen auch Caroline nicht unberührt; sie konnte und wollte sich der lebendigen geistigen Theilnahme nicht entschlagen: aber die Grundstimmung ihrer Seele ward doch nie wieder, wie im Frühjahr 1813, durch die Ereignisse Deutschlands, sondern durch die des eigenen Hauses bestimmt, und in diesen fand sie immer neue Ursache zur Freude und zum Dank. Seit dem Sommer 1817 war ihre älteste Tochter Agnes mit Wilhelm Perthes verlobt. Derselbe hatte früher in der Hamburger Handlung gearbeitet, dann als Freiwilliger den Feldzug mitgemacht und verwaltete nun die vom Vater ererbte Buchhandlung in Gotha, welche er bald auf deren glänzende Höhe brachte. Gott hat uns von neuem wieder mit Freude und Glück überschüttet, schrieb Caroline um diese Zeit; wie soll ich es ihm genug danken, daß er so sichtbar seine Hand über uns und unsere Kinder hält. Es ist gewiß ein großes Geschenk, ein so reines und unschuldiges Kind dem Mann, den wir lange schon lieb gehabt haben, in dem festen Vertrauen übergeben zu können, daß er es von ganzem Herzen festhalten und hegen und pflegen wird, so lange er lebt.

Am 12. Mai 1818, dem dritten Pfingstfeiertage, war die Hochzeit und am 16. Mai reiste das junge Ehepaar in die neue Heimat ab. Meine liebste Agnes, rief Caroline ihnen nach, Du bist kaum drei Stunden von mir und ich fange schon an zu schreiben, weil ich es nicht lassen kann. Gottlob, ich fühle lebendig, daß Gott mir heute nahe ist, wie in allen Augenblicken meines Lebens, in denen ich mir selbst nicht helfen konnte. Er wird auch ferner mit uns sein

in Noth und Tod, bis wir ihn sehen werden von Angesicht zu Angesicht. Als Ihr fortfuhret, habe ich Euch noch nachgesehen, bis Ihr über die Brücke waret, und habe Dich noch einmal Gott übergeben und Dich losgelassen in der festen und gewissen Zuversicht und Gewißheit, daß Du in Gottes Arm bist und bleibst in Ewigkeit. Du liebe Agnes, ich sage Dir nicht, wie mir zu Muthe ist; Du weißt, daß ich Dich lieb habe, und dann folgt das andere von selbst. Wie gegenwärtig ist mir noch der Augenblick, in dem sie Dich mir zum erstenmal aufs Bett gaben, ich Dich zum erstenmal ansah und Dir den ersten Kuß gab! Seitdem habe ich alle Tage, wenn ich nicht sagen soll alle Stunden, Freude an Dir gehabt die zwanzig Jahre hindurch. Wie sollte ich Gott nicht danken und, wenn er es beschlossen hat, Dich von mir lassen? Daß ich es nur mit Thränen thun kann, wird er mir vergeben, sie sind nicht zurückzuhalten. Auch Du, meine liebe Agnes, mußt und darfst weinen und Dein lieber, treuer Wilhelm wird Dich verstehen und Dir zu Gute halten, wo Du zu viel thust. Verhehle ihm nie etwas, wo es Dich selbst angeht, auch wenn Du glaubst, daß er nicht mit Dir zufrieden sein wird. Ihr werdet bald merken, daß Ihr auch mit dem besten Willen einander zu Gute halten müßt. Liebe Agnes, ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich Deinetwegen sehr ruhig und sicher bin. Ich bin zu gewiß in mir, daß Ihr alle beide von Gott annehmen und tragen werdet gutwillig, was er auch senden wird, und Euch einander keine Noth macht. Nicht wahr, Du lieber Wilhelm, Du hegest und pflegest und hältst meine Agnes fest in treuer Liebe und treuem Arm, so lange Gott will? Ich freue mich in Eurem Namen auf die Zukunft; auch wir hier wollen davon zehren. Nehmt es Euch nur recht ernstlich vor, nicht matt zu werden im Mittheilen der Freude und des Leides, das Euch begegnet, damit unser Miteinandersein lebendig bleibt. Ich bin wohl geblieben und nervös nicht gereizt; ich suche den Gedanken in mir recht fest zu halten, daß Gott Dich mir gegeben hat, um Dich groß zu hegen und zu pflegen an Seel' und Leib für Dich selbst und Deinen Wilhelm. Das habe ich gethan, so viel ich gekonnt, und nun, liebe Agnes, fange Du Dein neues Leben an und werde frisch und fröhlich und gedenke meiner in treuer Liebe und habe einen freudigen und fröh-

lichen Muth zu Deiner neuen Laufbahn. Ich habe ein felsenfestes Zutrauen zu Eurem Glücke und habe Dir, lieber Wilhelm, meine Agnes mit großer Ruhe übergeben.

Dieser erste Brief Carolinens war der Anfang eines innigen schriftlichen Verkehrs zwischen Mutter und Tochter, welcher, weil er in ununterbrochener Regelmäßigkeit Großes und Kleines, Inneres und Aeußeres umfaßte und vorübergehendes Leid und Freud nicht minder als die bleibenden Stimmungen einfach und offen mittheilte, ein Zusammenleben zwischen den Entfernten möglich machte, wie es im persönlichen Umgange kaum näher hätte sein können. Dank und Freude über das Glück der Tochter und über das eigene zog sich durch alle Briefe Carolinens als deren eigentlicher Kern hindurch und fand immer neuen Anlaß und neue Wendungen, um sich auszudrücken. Eben bringt mir Perthes Deinen Brief, antwortete sie auf die ersten Nachrichten aus Gotha. Ich habe ihn gelesen und wieder gelesen, freue mich und danke Gott, aber auch Deinem lieben Wilhelm, der Dich so glücklich macht. Du bist zu Muthe, wie ich es mir mit Gewißheit im voraus gedacht habe, und es kann nicht anders sein, wenn Gott so gesegnet hat. Dieser glückliche und glückselige Zustand dauert fort tief im Herzen, wenn er auch im äußeren Leben durch schwere Stunden und harte Prüfungen unterbrochen wird, und er wurzelt durch diese noch fester und sicherer in der Ewigkeit, wie ich Gottlob aus meiner Erfahrung weiß. Ich bin mit Euch, durch Euch und über Euch froh, Ihr lieben Kinder, und übe mich im Entbehren mit fröhlichem Muthe. Perthes geht es eben so und ich kann mich ordentlich auf sein Gesicht freuen, wenn er mit Deinem Briefe in die Thüre kommt. — Wir können alle heut an nichts anderes denken, heißt es etwas später, als an Deines Wilhelm Geburtstag. Möchte es doch Gott gefallen haben, uns an einem Orte leben zu lassen! Ach, daß die Welt so groß ist! Wie schön wäre es, wenn wir mit allen Menschen, die wir lieb haben, an einem Orte wohnen und wir heute mit Euch Euren Festtag feiern könnten! Doch ich will auch hier nicht klagen, sondern mich freuen und fröhlich sein in der Entfernung. Gott erhalte Euch und uns Euer Glück und Euch ein dankbares und waches Herz. Wie sehr Du immer um und bei mir bist, kann ich nicht genug sagen, und wie

gerne ich Antwort von Dir hätte, wenn ich in Gedanken mit Dir rede, weiß ich am besten. Dabei gönne ich aber doch dem lieben Wilhelm recht von Herzen, daß er Dich hat, und wünsche Tag und Nacht, daß Ihr Euch einander immer mehr und lieber werden möget. Daß Ihr auf dem rechten Wege dazu seid, glaube ich gewiß. Wie wunderbar glücklich bist Du, meine liebe Agnes, und wir mit Dir! Werde jeden Tag demüthiger vor Gott und auch vor Menschen und habe jeden Tag reiner und inniger lieb, so trägst Du Deinen Himmel in Dir. Habe ich es Dir nicht öfter gesagt, daß Du Dich nicht genug freuen könntest, und wer weiß, was der liebe Gott noch alles für Dich aufbewahrt hat! Mein lieber Perthes ist gesund und heiter. Möchte er doch dann und wann eine ruhige Stunde für mich erübrigen können; aber da gebricht es und das betrübt mich öfter tiefer und mehr, als es sollte. Gott erhalte mir nur die inwendige und lebendige Sehnsucht danach, so bin ich sehr glücklich.

Im Juli 1818 ging Caroline auf einige Tage mit Perthes nach Lübeck zu ihren dortigen Geschwistern und kehrte über Rheinfeld, ihres Vaters Geburtsort, nach Hamburg zurück. Wir sind wirklich in Lübeck gewesen, und zwar über die Maßen vergnügt, schrieb sie an Agnes; Perthes war ordentlich jung und leicht fröhlich, und ich auch. Wir blieben zwei Tage bei meinem Bruder und waren mit- und durcheinander seelenvergnügt. Ich bin wirklich gesund und weiß nicht, welches Glück größer ist, gesund zu wachen oder gesund zu schlafen; aber ich glaube das letztere. Ach Agnes, wünsche mit mir, daß ich so bleibe! Die Marienkirche ist groß und ich glaube, daß viele ernste Gebete und Seufzer von hier aus zu Gott geschickt sind. Die lange Reihe Begräbnisse mit den kalten großen steinernen Särgen und das Halbdunkel darin haben bei mir einen tiefen Eindruck gemacht. Das Aufhören der Existenz dieser steinernen Särge kann man sich gar nicht denken, und das ist mir unangenehm, da das, dessentwegen sie da sind, so leicht zerstäubt. Der Domkirchhof ist wunderschön und ich möchte wohl öfter eine stille Stunde dort halten. Am Dienstag gegen Abend fuhren wir nach Rheinfeld. Die Stille dieses Ortes übertrifft alle Beschreibung; er liegt an einem großen See und die eine Seite ist von einem Kranze herrlichen Gehölzes umgeben. Es war

ein ruhiger, stiller Abend, wir waren los von der ganzen Welt, waren allein und unbeschreiblich vergnügt. Möchte es Gott gefallen, uns noch mehr solche Stunden zu geben! Als mir unser Treiben und Drängen in Hamburg einfiel, wurde mir gar nicht wohl zu Muthe; ich habe aber doch die feste Ueberzeugung, daß mir für gewöhnlich meine Arbeit besser ist, als dieser glückselige Genuß, und daß ich die lieben Augenblicke, die man wohl haben kann, wenn man sich besinnt und ungestört ist, zu Stunden und Tagen verlängert nicht würde vertragen können, und daß ich mich mit dem Wünschen und Sehnen danach behelfen soll und muß. Ueberhaupt hat mich Gott einen ganz anderen Weg geführt, als ich mir gedacht habe, aber zu meinem Besten; das brauche ich nicht zu glauben, sondern weiß es; er gibt mir in Arbeit und Humor, was ich gerne in der stillen Einsamkeit suchte und fände. Wir waren auch in der Kirche des seligen Großvaters und an seinem Grabe und auch im Beichtstuhl; dort stand ein alter Lehnstuhl, auf dem er wohl noch gesessen, und einige Bücher, in denen er gelesen. Die nächste Generation, ich meine Euch, wird ihn wohl nicht mehr besuchen und läßt los. Morgens gingen wir noch wieder spazieren und ruhten an schöner Stelle aus. Wie habe ich mich gefreut über Perthes, der so von Herzen fröhlich und vergnügt über sich und über mich war! Nun aber wieder zu Dir und Deinem Brief, Du altes Kind. Was Du von R.'s Kindern schreibst, ist wahr und betrübt mich sehr; denn nach meiner innersten Ueberzeugung ist die lebendige Liebe, die sich in allem merken und, ich möchte sagen, mit Händen greifen läßt, der Thau und Regen, der den Kinderpflanzen Wachsthum und Gedeihen gibt. Ich glaube, je mehr liebhaben und je fühlbarer und sichtbarer man dies thun kann, desto besser; nur muß nothwendig Ernst und Strenge zur rechten Zeit dabei sein. Ich kenne aber viele Leute, die mit großer Anstrengung und Bedacht die Liebe vor den Kindern glauben verbergen zu müssen. Sie sollten nur das dreizehnte Capitel im ersten Korintherbrief studieren, so würden sie inne werden, daß sie nichts zu fürchten brauchen. Viele Worte sind, wie Du weißt, weder im Verhältnisse zu den Kindern noch in irgend einem anderen Verhältnisse meine Sache; aber denen, die man lieb hat, gegenüber zuweilen einzelnen Funken aus der Tiefe des Herzens Worte zu

geben, halte ich nicht allein nicht für Unrecht, sondern auch für Recht, und oftmals zünden sie auch ohne unser Wissen weiter, und überhaupt, wes das Herz voll ist, geht der Mund über, und worin kann er anders übergehen als in Worte?

Gern mochte Caroline über alle kleinen häuslichen Verhältnisse ihrer Tochter unterrichtet sein und oftmals begehrte sie einen großen Brief voll Kleinigkeiten. Dagegen theilte auch sie manchen erprobten Kunstgriff in der Haushaltung oder ein bewährtes Recept für die Küche mit und erstattete genauen Bericht über die äußere und innere Lage der Freundinnen ihrer Tochter. Die R. ist nun verheirathet, schrieb sie einmal. Ich habe sie nur einen Augenblick gesehen, sie soll aber natürlich und gut sein und sich sehr glücklich fühlen, nicht allein, daß sie bei ihrem Mann, sondern auch, daß sie aus der Ducatenwirthschaft heraus ist. Gott gebe ihr aber nun auch das Verlangen, statt deren etwas Besseres haben zu wollen; denn wenn es ihr möglich wäre, in einem luftleeren Raum zu leben, so wäre es zu gräßlich. Auch die S. hat uns ihren Mann gebracht; sie hat mir wieder sehr gefallen, ihr Eheherr aber nicht. Ueberhaupt von Männern gefällt mir doch niemals einer so wie mein alter, lieber Perthes, und ich danke Gott immer von neuem, mit ihm unter einem Dache zu sein. Der J. ihre Hochzeit ist gestern gewesen; Gott gebe, daß sie so glücklich wird wie Du, aber theurer kommt ihr das Glück in jedem Falle als Dir. Der Mann soll enorm reich sein, aber wie man so mit dem Gelde rumoren mag, begreife ich nicht. Du fragst mich nach der Z.? sie war vor einigen Tagen bei mir und war so natürlich und zutraulich, daß sie sich zu meinem Grauen nicht scheute auszusprechen, „sie müsse von sich und von jedem Mädchen, welches nicht Frau würde, glauben, daß es seine Bestimmung verfehlt und ein trauriges und verkümmertes Leben zu führen habe." Gott wolle doch jedes Mädchen vor diesem traurigen Wahn schützen! Nein, unser Gott hat für uns alle, wes Standes und Geschlechts wir sind, Liebe und Glück, wenn wir es nur annehmen wollen. Es braucht keine Seele zu vertrocknen. Liebe Agnes, Du kannst wohl nicht daran zweifeln, daß ich es wie Du für eine große und liebe Gabe Gottes halte, einen guten Mann zu haben. Aber der liebe Gott kann uns auch seinen Segen unmittelbar ins

Herz geben oder ihn an etwas anderes als an einen Mann binden, und wir können auch ohne Mann glücklich sein. Denn, liebe Agnes, Eure Liebe zueinander kann doch nur durch die Liebe zu Gott so sein und werden, daß sie Euch glücklich zu machen und zu beseligen vermag. Kannst Du Dir nun nicht denken, daß der Glückliche, der sich mit seinem ganzen Herzen ohne weiteres und ohne menschliche Mittelsperson zu Gott wenden und ihn lieb haben könnte, noch viel, viel besser daran sein müßte? Und selbst auch noch mittelbar kann ich mir ein eben so großes Glück, wie das mit einem Manne, möglich denken und muß es mir denken; sonst müßten ja die armen Mädchen verzagen und wir mit ihnen und für sie. Wenn wir einen ernsten Zweck recht aus ganzem Herzen verfolgen und dafür und daran arbeiten im Aufmerken auf Gott, so kann es nicht fehlen an Gottes Segen und an Glücklichsein. Das ist wirklich meine Meinung und ich glaube, daß jedes Mädchen am besten thut, sich mit ihrem Liebhaben an Gott zu wenden, und nicht sehnsüchtig und ängstlich hoffend herumsucht; denn das ist ein trauriger und jämmerlicher Zustand, der die Seele ausdörrt und trocken macht und alles Gute tödtet. Ich kenne nichts so Betrübtes, als ein armes Mädchen in diesem Zustande, wenn sie rein und gut ist. Begegnet einem aber ein so lieber Perthes, wie wir beide ihn gefunden haben, oder lieber, wie Gott ihn uns gegeben hat, so greift man rasch zu und dankt Gott.

Sorglicher indessen, als in den mehr äußeren Verhältnissen, stand Caroline der Tochter bei der Gestaltung des geistigen Haushalts in der neuen Heimat zur Seite. Dank Dir für Deinen Brief, schrieb sie einmal, aber nicht dafür, daß Du noch immer nicht anfängst, eine wirkliche und ernsthafte Freundin zu bekommen, die ich Dir so sehr wünsche, damit Du etwas in Reserve hast, wenn Du Deines Wilhelm nicht habhaft werden kannst. Stellst Du Dir unter einer wahren Freundin etwas Vollkommenes vor, so kann ich mir freilich erklären, daß Du sie noch nicht gefunden hast; aber Du mußt vorlieb nehmen und mit gutem Glauben und Zutrauen entgegen kommen und Dich durch eine andere Art und Weise, als Du sie gewohnt bist, nicht stören lassen. Es wird dem Menschen oft viel leichter, Schwächen und Fehler, als fremdartige Manieren und Redensarten an andern zu ertragen.

Mache Dir nur recht lebendig, daß die Leute in Gotha kein anderes Herz in sich haben, als die Leute in Hamburg; dort wie hier viele Mängel und viel Gutes und noch mancherlei Zuthaten eben im Kauf. Ich finde es sehr natürlich, daß Dir jetzt das Gute der Freundinnen, die Du hier hattest, am lebendigsten und ihre Schwächen und mitunter auch Fehler nur obenhin in Erinnerung sind; aber wie vielen bist Du denn so nahe gewesen, daß Du grade von dem Höchsten und Inwendigsten mit ihnen reden und ihnen Dein Herz ausschütten konntest, und doch hast Du viele lieb gehabt und bist freudig und fröhlich mit ihnen gewesen? Mache Du nur den Versuch und lasse Dein Herz dort recht offen und herzlich voll gutem Glauben und Vertrauen sprechen, sage, was Du suchest und was Dir fehlt in Kleinigkeiten und im täglichen Leben, und Du wirst sehen, was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen; sie werden Dir gerne entgegenkommen, denn das Bedürfnis und die Lust, lieb zu haben und geliebt zu werden aus Herzensgrund, haben wir alle, und die Mädchen dort haben noch keinen Wilhelm, wie Du. Versuche es nur; einer muß die Oberfläche zuerst durchbrechen, und wenn Ihr erst von Herzen zu Herzen sprecht, geht alles gut. — In gleicher Weise warnte auch der Vater vor dem Abschließen gegen andere. Genießt Euer Glück, schrieb er, aber bedenkt, daß Ihr nicht allein in der Welt seid; haltet Euer Haus nicht für ein Gespinnst, worin jede andere Creatur eine fremde ist. Es liegt darin eine Gefahr, die zum Familienegoismus führt und traurige Folgen strafend nach sich zieht. Der jungen Männer, die mit Dir sind und leben, lieber Wilhelm, freue ich mich sehr. Erhaltet Euch einen solchen männlich-jugendlichen Umgang im Hause, auch wenn Ihr älter werdet; er schützt vor Gesellschaftsklatscherei und Gesellschaftslangeweile. Geht frei heraus zu anderen Menschen und theilt ihnen ein fröhliches, heiteres Gemüth offen und herzlich mit und zeigt, daß ein häusliches Glück den Menschen anderen Menschen nicht entfremdet. Der Menschen Sein ist Gottes Haus und wir sind nicht berufen, nur uns zu leben und zu sein. Ich weiß, liebe Agnes, daß Du niemand, der Deiner bedarf, ohne Rath und liebreiche Hilfe von Dir gehen lassen wirst, aber der Nachbar und Bekannte will auch seine Angelegenheiten, seine Freuden und Leiden mittheilen und Theil nehmen an der anderen Freud

und Leid. Nichts thut dem Nebenbruder weher, als wenn der andere verschlossen gegen ihn einhergeht und, vornehm in seiner Natur erscheinend, für sich allein leiden und allein sich freuen und genießen will. — Daß Du armer Schelm in der Predigt nicht findest, was Dir noth thut und Du gerne haben möchtest, schrieb Caroline ein anderesmal, ist mir von Herzen leid, wundert mich aber nicht, da die Herren Prediger in der Regel nur Moral predigen, und das ist magere Kost. Doch verzage deswegen nicht, liebe Agnes, gehe in Deine eigene innere Kirche; Gott kann besser auftischen als alle Prediger, und wird Dir gewiß geben, wenn Du nur recht hungrig bist. Die alten Gesänge und Choräle sind immer meine besten Lebendigmacher gewesen und sind es noch, wenn ich kalt und todt inwendig werden will; sonderlich die wunderschönen Lieder von der Sehnsucht nach Gott in Freylinghausen's Gesangbuch haben mich oft erquickt, und ich hoffe, sie sollen mich ferner in Noth und Tod erquicken. Wenn auch die Predigt nicht genügt, so versäume doch die Kirche nicht. Es kommen Augenblicke, in denen man in der Kirche leichter wach und lebendig wird als im Hause, wo wenigstens ich selten eine Stunde ungestört habe. — Daß Du so ohne Musik leben mußt, schrieb Caroline etwas später, thut mir sehr leid, aber mein Rath ist doch: begib Dich allein der Musik wegen in keine neuen Verbindungen. Du könntest sie doch zu theuer erkaufen und später vielleicht nicht im Stande sein, Dich wieder frei zu machen. Auch für mich ist der Flügel todt und still; es ist mir nicht möglich, eines von unseren Liedern daran zu singen. So wie ich den Ton höre, fehlst Du mir und ich komme gleich ins Weinen und kann nicht weiter Ja, liebe Agnes, ich fühle, daß es eine große Aufgabe ist, loszulassen, was uns Gottes Geschenk so fest ans Herz hat wachsen lassen.

Wie in diesem Briefe kämpfte in manchen anderen die Freude über das Glück des Kindes mit dem Schmerze über die Trennung von demselben. Daß Du glücklich bist, weiß ich, heißt es einmal, und das ist die große Hauptsache; aber, meine liebe Agnes, das Mutterherz läßt sich nicht zu allen Zeiten mit der Vernunft beschwichtigen und hat auch seine Rechte, denke ich. Es muß nur nicht unbändig werden und immer wieder von neuem anfangen, sich willig und mit Freuden

in Gottes Willen und Einrichtung fügen zu wollen, und das ist jetzo wirklich in ruhigen Stunden meine tägliche Arbeit. Ihr habt mich, so lange ich Euch habe, ganz und gar gehabt, mit Seel' und Leib, mit Sorgen und Wünschen, mit Herzen und Pflegen, mit Händen und Füßen. Wenn Du, mein liebes Kind, nun auch jetzt meine Hände und Füße nicht mehr nöthig hast, so kannst Du doch meine Liebe noch brauchen; denn das ist ja die Größe und die Herrlichkeit der Liebe, daß, wenn wir nur rein genug sind, sie uns nie schädlich werden kann und daß des Empfangens und Gebens kein Ende ist und in Ewigkeit fortdauert. — Daß Du noch mit lebendiger Liebe und Anhänglichkeit an uns denkst und gerne einmal mit mir wärest, schrieb Caroline in einem anderen Briefe, finde ich natürlich. Du könntest Wilhelm nicht so lieb haben, wenn Du uns vergessen könntest. Auch bin ich in mir überzeugt, daß ich es eben so treu und lieb mit Dir meine als Wilhelm, und schon zwanzig Jahre so gemeint habe. Also sollst auch Du mich fein lieb behalten und im Herzen tragen, wenigstens gleichfalls zwanzig Jahre noch, Du meine alte herzliebe Agnes, und noch lieber wäre es mir, in Ewigkeit. Suche Du nur Dein Liebhaben zu uns recht lebendig zu erhalten, es kann unbeschadet Deines lieben Wilhelm und Deines Glückes durch ihn und mit ihm geschehen. Unsere Seele ist ja ohnedem so geartet hier in dieser Welt, daß Wünschen und Sehnen nicht allein mit unserem Glücke bestehen kann, sondern unser eigentliches und größtes Glück selbst ist, wenn unser Wunsch und unsere Sehnsucht sich nach dem Besten und Größten ausstreckt. — Morgen ist unser Hochzeittag, heißt es in einem Briefe Carolinens vom 1. August. Er ist der erste, an welchem es wieder rückwärts geht und an welchem ich habe anfangen müssen, wieder herzugeben und loszulassen, und zwar Dich, mein liebes Kind. Gott wolle mir helfen, daß ich es thun möge, wie er es haben will! Genieße Du das Vorwärts; es hat auch seine Sorgen und Mühen, aber, wie mir es nach der Probe vorkommt, ist der Rückzug schwerer und saurer. Die Jugend hat ihre Gefahren, aber die des Alters sind, fürchte ich, noch größer und schwerer; doch merke ich das bis jetzt Gottlob mehr an anderen als an mir, und auch ich gehe ja in Gottes Namen wieder vorwärts, um nie wieder rückwärts zu gehen. Liebe Agnes, behalte mich lieb und bleibe mir nahe,

so viel Du kannst. Mein lieber Bräutigam ist recht wohl und heiter und mir lieb und werth heute wie gestern und wie vor zwanzig Jahren. Ich habe es mir nie als möglich gedacht, daß das Liebhaben so ohne Unterbrechung einundzwanzig Jahre fortgehen könnte, und wie lange es noch so fortgehen wird, kann ich, wills Gott, nicht zählen. — Unseren Frühstückstisch hatten uns die Kinder, fügte Caroline am folgenden Tage hinzu, mit Blumen belegt und hochzeitlich gemacht; wir saßen im Grünen begraben und besahen die Kleinigkeiten, welche die Mädchen uns gearbeitet hatten; die Jungens sind über oder eigentlich unter dieser Sache, und das ist mir nicht lieb, denn mit Scheffeln anderen Lust und Freude zu machen, wird nur wenigen geboten, und Scheffel sind auch nicht nöthig zur Lust und Freude. Daß Du in diesen Tagen so in der Welt umherstreifst ohne mich und daß ich gar nicht einmal weiß, ob Du heute in Schwarzburg oder in Rudolstadt oder wo sonst bist, ist mir ganz wunderlich. Ich hoffe, daß Du recht einsammelst, um diesen Winter an den langen Abenden daran zehren zu können. Wenn ich an die Aussicht auf dem Platze im Schwarzburger Schloßgarten oder aus dem kleinen Zimmer der Fürstin denke, so wird meine Seele voll Freude und Leben über die Schönheit und Größe der Natur, und eine Ahnung wird in mir lebendig von etwas Größerem und etwas Schönerem. Ich danke Gott, daß ich in Schwarzburg gewesen bin, und bitte ihn, mich noch in meinem Leben so viel schauen zu lassen, als möglich ist. In diesem Augenblicke bedaure ich alle Menschen, die solchen Vorschmack in diesem Leben nicht erhalten, und hoffe, daß Gott sie im eigenen Innern dasselbe finden lassen wird; aber schön und herzerhebend bleibt doch das Außenschauen, und glücklich der, dem Gott es zu Theil werden läßt.

Wie die Freudentage durchlebte Caroline auch die Tage schmerzlicher Erinnerung, wenn es irgend möglich war, in brieflichem Verkehre mit der entfernten Tochter. Heute vor sechs Jahren wurde mein Engelsbernhard geboren, schrieb sie am 27 September, und nun ist sein Körper schon so todt und verwischt, daß ich nur noch sein liebes, helles, reines Kinderauge sehe, das in der Noth, wenn ich nicht weiter und länger mir helfen und mich halten konnte, meine Erhe-

bung und Stärkung war und mich wieder zutrauensvoll und freudig in Gott machte. Weißt Du wohl noch, wie er unser aller Freude und Trost in Aschau war und wie freundlich, fröhlich und liebhabig er uns ansah? Gott gebe, daß er auch jetzt mich ansieht und mich, auch von mir ungesehen, zu Gott erheben kann. Das Engelskind muß doch nun noch mehr für uns thun können als damals und wird es gewiß auch wollen. Wie gerne wüßte ich mehr von der Art und von dem Wesen des Glücks meiner lieben seligen Kinder! Gott läßt uns freilich tief im Herzensgrunde ahnen und fühlen, daß er über alle Gedanken groß und herrlich ist. Nehme ich aber das Ahnen des Herzens in den Kopf hinein, so vergeht es mir und wird zu nichts, und doch kann ich es nicht lassen, daran und darüber zu denken, obschon ich weiß, daß es vergebene Arbeit ist und daß bei dieser wie bei jeder großen, ernsten Frage wir in dieser Welt nichts weiter können und sollen, als das Ahnen und das Sehnen nach Wahrheit lebendig in uns erhalten und nicht durch uns oder durch andere, nicht durch innere oder äußere Einflüsse stören und tödten lassen.

Eine neue Quelle der Freude eröffnete sich für Caroline, als die Aussicht, Großmutter zu werden, sich ihr zeigte. Liebe Kinder, antwortete sie nach Empfang der ersten Nachricht, eben habe ich Euren Brief gelesen und bin wunderbar freudig, dankbar und bewegt zu Muthe. Ihr könnt das Glück nicht ahnen, das Euch, wills Gott, bevorsteht, und ich kann es Euch auch nicht sagen, obgleich meine Seele schon zwanzig Jahre davon erfüllt gewesen ist. Freuet Euch, und abermals sage ich Euch: Freuet Euch und bittet Gott um seinen Segen. Kinder, könnte ich Euch doch sagen, was Euer wartet; aber es ist unbegreiflich und unaussprechlich und wird nur von Gott in das Menschenherz gegeben. Der gebe es Euch denn im tiefsten Grunde! — Die nun folgenden Briefe sind sämtlich von zartester und liebevollster Muttersorge erfüllt, mit welcher Caroline das Hoffen und Zagen der Tochter begleitete, aber immer aufs neue drängte durch alles Sorgen der Aufruf zur Freude und zum Danke sich hindurch. Ein jeder hat, schrieb sie am Jahresschlusse 1818, gewiß zu hoffen und zu fürchten im neuen Jahr, aber Gott hilft uns allen fröhlich durch. Lebe wohl, liebe Agnes, und vergiß nicht, Dich, wie Dein Groß-

vater am Neujahrsabend begehrt, auf einen Stein zu setzen und zu bitten und zu beten. Du hast viel zu bedenken und zu denken und zu hoffen, und auch an uns denke einmal aus Herzensgrund. — Fröhliche, fröhliche Weihnachten, Ihr lieben Kinder, gebe Euch Gott, lauteten die Zeilen, mit denen Caroline kurz zuvor eine kleine Weihnachtskiste begleitet hatte. Wenn Ihr nur den zehnten Theil Lust und Freude habt bei dem Auspacken, den die Kinder, groß und klein, bei dem Einpacken gehabt haben, so bin ich zufrieden. Sonderlich sind die drei Kleinen übermäßig thätig dabei gewesen und die Lust zu geben und zu schenken hat oft mit Thränen geendigt, wenn sie nichts mehr hatten. Die erste Bedingung freilich bleibt, daß Eure Genügsamkeit so groß ist, als ihre Gebelust; sonst gehts nicht. Diese Kiste werdet Ihr um sechs Uhr bekommen, und dann gewiß recht lebendig an uns denken. Auch Du sollst in mir und um mich sein, meine liebe Agnes, und wenn ich auch tüchtig weine, so weiß ich selbst nicht recht, ob es Freuden- oder Betrübnisthränen sind, und das ist das Höchste, was wir wünschen können, und mein Gebet, welches ich voriges Jahr, als ich Deinen Weihnachten Dir zurecht legte, recht aus dem Herzen zu dem lieben Gott schickte, ist über mein Wissen und Verstehen erfüllt. Lieber Wilhelm, liebe Agnes, laßt uns in diesem Augenblicke einmal aus Herzensgrund Gott danken und uns und die uns nahe sind, vertrauensvoll und glaubensvoll in seine Arme legen und fröhlich sein. Auch wir hier nehmen Eure Hilfe, uns danken zu helfen, gerne an. Lies den Gesang in unser aller Namen: O wenn ich tausend Zungen hätte. Er kommt einem recht zu Hilfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß, und gewißlich dies begegnet mir oft, wenn ich unsere einundzwanzig Jahre durchdenke. — Perthes ist ein Weihnachtskind, schrieb Caroline einige Tage später in ihrem Berichte über den heiligen Abend; er bewegt mein Herz jedesmal von neuem dadurch. Gestern vor dreiundzwanzig Jahren hat er es zum erstenmal gethan, und meine erste und innigste Ueberzeugung und mein Glaube ist nicht zu Schanden worden, daß ein Gemüth, das sich so inwendig kindlich am Weihnachtsbaum erfreuen könnte, rein und unbefleckt sein müßte. Das war der Eindruck, der meine Seele an jenem Abend erfüllte, an welchem ich ihn

eigentlich zum erstenmal sah und der mein wahrer Verlobungstag ist. Und wenn er mich auch nicht genommen hätte, so hätte ich ihn doch gehabt; aber so ist es besser und ich weiß am besten, daß ich Gott nie genug dafür danken kann. Als wir gestern Mittag um 6 Uhr zu Tische gingen, war Perthes so müde und so abgearbeitet, daß es uns jammern mußte, und als die Lichter und der Baum angezündet war, war er so lebendig und fröhlich wie das kleinste Kind. — Ein fröhliches Fest gebe Euch Gott, schrieb Caroline am ersten Osterfeiertage, und warum sollte er es Euch nicht geben, hat er doch eigentlich jeden Tag Euch zum Festtag gemacht durch die ewige und innige Liebe, die er Euch ins Herz gegeben hat? Besseres kann er uns auch in der Ewigkeit nicht geben, das ist gewißlich wahr; aber wie groß die Seligkeit sein wird, können wir nicht verstehen, weil wir die reine Liebe zu Gott noch nicht kennen, aber ahnen können wir es doch, da uns, wenn wir uns im Andenken an Gott lieb haben, die Liebe zur armseligen Creatur und zu unseres Gleichen schon so glücklich und glückselig macht. Die Kinder sind alle ausgegangen und ich wollte eine Predigt von Taulerus lesen, aber Du und Wilhelm, Euer Glück und Eure Hoffnung wogten so gewaltig in mir, daß ich es nicht konnte. Lieber Wilhelm, ich fühle recht Glück und Freude darin, daß ich Agnes für Dich so gehegt, gepflegt und großgezogen habe. Gott gebe Euch an Euren Kindern die Freude, die er uns an unseren, an groß und klein, bis jetzt gegeben hat! Mehr kann ich Euch nicht wünschen, weil ich nicht mehr weiß. Ich habe zu meiner Gemüthsergötzung die Balkonthür zum erstenmal in diesem Jahre aufgemacht und bin ganz fröhlich über den lieben Frühling, der mir in Athem, Auge und Ohr fühlbar wird. Die kleinen Vögel wissen sich vor Singen und Jubel nicht zu lassen und ich möchte mit singen und jubeln.

Schon seit dem Herbste 1818 hatte Caroline die Hoffnung gehegt, im kommenden Frühjahr ihre Tochter in Gotha besuchen zu können, und in dieser frohen Aussicht durchlebte sie den Winter. So oft ich an das Frühjahr denke, schrieb sie einmal, fällt mir immer die Strophe aus dem Jägerlied ein: „Das wird eine Freude sein." Ja, das wird eine Freude sein, liebe Agnes, und dann will ich Dir

auch alle Briefe hersagen, die zu schreiben ich jetzt keine Zeit habe. — Am 23. April reisten Perthes und Caroline mit vier Kindern aus Hamburg ab, nachdem sie den zweiten Sohn der Obhut der Großmutter in Wandsbeck übergeben und den ältesten Sohn als Wächter des Hauses in Hamburg eingesetzt hatten. Glücklich, gesund und vergnügt sind wir hier angekommen, berichtete Caroline aus Gotha. Die Reise war bitterkalt, aber die Freude wärmte von innen heraus und die äußere Kälte hat uns nichts anhaben können. Die Postillons waren durchaus tüchtig und fix bis auf einen, der etwas in der Krone hatte; gerade aber, als mir bange werden wollte, kam uns eine andere Extrapost entgegen, mit welcher wir die Pferde wechselten. Die beiden kleinen Kinder haben sich in aller Art gut aufgeführt und sind uns durch ihre Fröhlichkeit, durch ihr aufmerksames Bemerken aller Sachen, die sie sahen und hörten, und durch ihre Verwunderung über Berge, Bäume und Felsen recht zur Lust und Freude gewesen, obwohl solch kleine Kinderwirthschaft doch auch viel unbequemes hat; die ganze Nacht hindurch mußte ich eines in jedem Arme halten, um sie gegen Wind und Stoßen zu schützen. Als wir Gotha näher kamen, wurde es mir schwer, Herr über mein Herz zu werden, und am Dienstag den 28. April Morgens kamen wir gesund und glücklich an. — Wir führen hier, heißt es in einem anderen Briefe, ein ruhiges, stilles und fröhliches Leben und fühlen uns in den Wohlthaten Gottes begraben.

Als Caroline mit Perthes und den Kindern Anfang Juni 1819 aus Gotha nach Hamburg zurückgekehrt war, blieben ihr die mit der Tochter verlebten Wochen noch lange eine Quelle dankbarer Erinnerung. Seit ich Dich in Deinem eigenen Hause gesehen, schrieb sie einmal, habe ich nicht mehr das Gefühl der gänzlichen Trennung, sondern kann ganz und gar mit und bei Dir sein. Ich dächte, Du müßtest zu Zeiten meine Nähe merken. Sehne Dich nur einmal recht mit Deiner ganzen Seele nach mir, so wirst Du mich oftmals finden. Noch immer haben die lieben Freudentage, die ich mit Dir zugebracht, so sehr die Oberhand in mir, daß die Trennung nicht wehe thut. — Ein schweres, mit Unruhe aller Art erfülltes Jahr wartete Carolinens nach ihrer Rückkehr aus Gotha. Sie hatte ihren zweiten Sohn,

Clemens, schwer erkrankt in Hamburg vorgefunden und Monate vergingen, bevor auch nur ein Tag oder eine Nacht ohne Sorge und Mühe um ihn gewesen wäre. Sieh Dich, schrieb sie in dieser Zeit an ihren ältesten Sohn Matthias, der während der Schulferien nach Gotha gegangen war, sieh Dich nicht satt, sondern hungrig an der wunderlieben Natur. In Schwarzburg grüße die Felsen und gehe Vormittags auf den Trippstein, so daß Dir die liebe Sonne die Tannen von der Seite beleuchtet, und denke, daß Dein Vater und ich auch dort gegangen sind und uns gefreut und Gott gedankt haben aus Herzensgrund. In allem meinem jetzigen Jammer kann die Erinnerung für Augenblicke meine Seele mit Freude und Lust erfüllen. Dort kann der Mensch weiter kommen als in der Stube, oder vielmehr weniger schwer weiter kommen als in der Stube; denn wer weiß und wer kann berechnen, wie sehr die heißen und schweren Stunden, die wir jetzt hier zu tragen haben, uns gut thun? Umsonst sind sie nicht da.

Mitten hinein in die Noth und in die Angst und das kranke Kind fielen alle die Freuden und Unruhen, welche sich an die Aussicht, zum erstenmal Großmutter zu werden, knüpften. Als am 15. August die Nachricht von der Geburt des ersten Kindeskinds angelangt war, schrieb Caroline: O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund und stimmte damit um die Wette aus allertiefstem Herzensgrund ein Loblied um das andere an von dem, was Gott an Euch gethan! Ja, Gott helfe mir danken und preisen dafür, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist; ich habe aber von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig danken wie bitten kann, oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei. Könnte meine Seele sich frei machen von der Noth und dem Jammer, der mich hier umgibt, so würde ich noch näher und lebendiger bei Euch sein; aber meine Seele ist getheilt zwischen Schmerz und Freude, und das Getheilte macht Arbeit und Unruhe. Uebergib Du Dein Kind, Dich selbst und alles, was Dein ist, an Gottes Willen und bitte um Kraft, Wort zu halten, auch wenn Du es einmal lieber nicht wollen möchtest! Genieße in jedem Augenblicke die Freude und Seligkeit, den Engel im Arme zu haben, recht aus,

und abermals sage ich: Dankt Gott, Ihr lieben Kinder, freut Euch und genießt die seligen Stunden. Ihr sollt Euch verwundern, in wie vielen Freudengestalten Euch das Kind noch erscheinen wird, so Gott seinen Segen gibt, und den versagt er gewiß niemand, der von Herzen darnach verlangt. Bitte Du Gott aus Herzensgrund, daß er ihm seinen Engel sende, der es durch das Leben geleite in Freud und Leid und recht nahe sei in Noth und Tod. — Die große Freude und die große Sorge zugleich in sich zu tragen, war zu viel für Caroline; sie fiel noch im August in eine schwere Krankheit, und auch als die Genesung eintrat; blieb die Unruhe um den kranken Knaben. Ja es ist schwer, schrieb sie, bei dieser immerwährenden Furcht und Sorge wieder recht lebendig, freudig und fröhlich zu werden, so viel Ursache zur Freude und Fröhlichkeit uns Gott auch gibt.

Die Verheirathung der zweiten Tochter.

Kaum in etwas über den kranken Knaben beruhigt, ward Caroline aufs neue in große Bewegung gesetzt, als im October desselben Jahres ein junger Mann, Agricola, in Gotha um die Hand ihrer zweiten Tochter, Luise, anhielt, welche bei der älteren Schwester, um sie zu pflegen, geblieben war. Nur einigemale hatten die Eltern den Bewerber gesehen und der Entschluß für sie war nicht leicht. Wir sollen so viel ihm anvertrauen, schrieb Caroline, und wir kennen ihn nicht; es ist immer eine schwere Arbeit, bevor man ein geliebtes Kind mit fröhlichem Muthe einem andern zu übergeben vermag, und nun ist dieser andere ein uns fremder Mann. Ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen; es sind, glaube ich, die schwersten Stunden meines Lebens. — Die innere Sicherheit und freudige Zuversicht der Tochter ließ es indessen bald den Eltern als das Richtige erscheinen, derselben allein die Entscheidung zu geben. Tief im Herzen fühle ich, schrieb Caroline, daß Gott mit uns ist und uns lieb hat über alle Maßen, obgleich mein Verstand nicht begreifet, warum; er kann mein liebes Kind nicht vergessen und ihm seinen Segen nicht versagen

und er kann ein so reines, von tiefer Liebe durchdrungenes Kinderherz, welches auf seinen Segen und Beistand hofft, nicht sich irren lassen. — Bald schwanden den Eltern, als ihnen der früher Unbekannte durch seine Briefe bekannter ward, die Sorgen, und schon im November schrieb Caroline: Ich habe eine Ahnung in mir, daß Agricola meinem Herzen werden wird wie ein geliebtes Kind. — Mitte November 1819 kehrte die Tochter nach Hamburg zurück, um vor ihrer Verheirathung den Winter mit den Eltern zuzubringen. Uns steht, hatte Caroline schon vor deren Ankunft geschrieben, wills Gott, ein recht vergnügter Winter bevor, wenn wir unsere glückselige liebe Braut ins Haus bekommen. — Diese Hoffnung ging in Erfüllung und auch der Knabe schritt so weit in der Genesung vor, daß er, um Kraft und Frische wieder zu gewinnen, auf mehrere Monate nach Wandsbeck gebracht werden konnte. Carolinens Briefe aus dieser Zeit sprechen immer aufs neue Freude und Dankbarkeit aus. Laß es mich wieder einmal mit Worten sagen, heißt es unter anderem, daß wir sehr glücklich sind und viele und große Ursache haben, es zu sein. Ihr aus der Ferne gebt uns Freude und die Kinder, die rund um uns sind, desgleichen. Ja gewiß, wir sind glückliche Eltern mit und durch unsere Kinder in Hoffnung und Wirklichkeit; davon kann keines Menschen Herz mehr durchdrungen sein und es in Dank gegen Gott erkennen und bekennen als ich. — Perthes kann, schrieb sie ein anderesmal, mit seinen Kindern wie mit Freunden sprechen und umgehen und mit Luise ist er so freundlich, als wenn er der Bräutigam wäre. Ich danke Gott, daß er so viel Freude in seinen Kindern hat; er verdient es, so zu sagen, gewißlich durch seinen großen und guten Willen für Euch.

Die Aussicht freilich auf die nahe Trennung nicht nur von der Tochter, sondern auch von dem ältesten Sohne, der mit dem kommenden Ostern die Universität beziehen sollte, trübte nicht selten die Gegenwart. Mir ist es doch oft recht beklommen, schrieb Caroline einmal, daß Luise, so jung noch, als selbständige Frau auf eigenen Füßen stehen und ohne mich weiter gehen soll, aber ich habe doch ein recht festes Vertrauen zu ihrem Glück. Wer so von Herzen lieb haben und die Liebe so natürlich kindlich aussprechen kann, wie die beiden,

bei dem ist es im Herzen gewiß gut bestellt. Liebhaben bringt immer Gedeihen, leidend und thuend, wenn es aus Herzensgrund kommt, und ist das Wunder aller Wunder und das einzige, was ich mir als ewig denken kann, während alles andere mir, wenn ich es ewig denke, Grauen und Angst erweckt. Daß ich aber meinen Matthias so allein in die weite Welt schicken soll, wo ihm kein Agricola zur Seite steht, das scheint mir ein Berg, über den ich nur mit Gottes unmittelbarer Hilfe kommen kann. Ja, liebe Agnes, je älter man wird, desto ernster werden die Begebenheiten für eine Mutter und schwere Stunden bleiben nicht aus. — Das liebe Neujahr, schrieb sie in den letzten Tagen des Decembers 1819, liegt mir schwer auf dem Herzen, weil ich in ihm zwei von meinen geliebten Kindern hergeben soll. Ich fühle, daß ich Unrecht habe, aber ich bin recht betrübt und bedrückt. Gott wolle sie und uns alle in seinen Arm nehmen und vor allem Bösen bewahren und mir ihre lebendige Liebe erhalten. Freue Du Dich an Deinem kleinen Kinde. Die Freude wird wohl später größerer Art, wenn die Tändelei ein Ende hat; aber wünsche Dich dennoch keinen Tag weiter, sondern genieße die mutterselige Zeit, in der Du Dein Kind im Arm hast und es Deiner nicht entbehren kann, seine Arme nach Dir ausstreckt und Dich in Liebe umfaßt und nicht von Dir zu gehen braucht. Es ist schwer, loszulassen oder eigentlich wegzulassen, denn behalten thue ich Euch und lieb habe ich Euch und es gibt auch neue und ernste Freuden, die man früher nicht ahnet; aber die kleinen niedlichen Arme und das liebe sich ausstreckende und sehnende Gesicht fehlen mir dennoch und vielleicht mehr, als es sein sollte. — Je näher die Zeit heranrückte, in welcher Tochter und Sohn das elterliche Haus verlassen sollten, um so mehr traten die äußeren und inneren Sorgen für Caroline hervor. Heute ist, schrieb sie, des Hin und Her in unserem Hause so viel, daß ich bei dem Schreiben an Dich meine Gedanken nicht recht zusammenhalten kann; aber so groß und hoch ist ja die Liebe, daß sie durch keinen Wirrwarr sich stören läßt und tief im Grunde der Seele stille für sich fortlebt, mag außen vorgehen, was da will. — Heute ist Luisens Aussteuer eingepackt, schrieb sie etwas später. Wenn Gott einen fröhlichen Geber lieb hat, so hat er Perthes gewiß lieb; er gibt gar zu

freundlich und zu freudig, was ihm bitter sauer wird zusammenzubringen. Mir ist recht ernst zu Sinn: Vergangenheit und Zukunft bewegen meine Seele, aber Anfang, Mitte und Ende meines Zustandes ist zu meinem Trost das lebendige und feste Gefühl, daß Gott uns leitet und führt, wie es für uns am besten ist; nur sollen wir ihm nicht ins Amt fallen und auf eigene Hand walten. Dies habe ich aber mit Wissen und Willen nie gethan oder wenigstens nicht thun wollen.

In der ersten Hälfte des Aprils 1820 sahen die Eltern beide Kinder aus dem elterlichen Hause scheiden. Am 7. April ging der Sohn zur Universität ab und acht Tage später verließ auch das junge Ehepaar, welches am 12. April die Hochzeit gefeiert hatte, Hamburg. Perthes begleitete mit seinem zweiten Sohne die Tochter nach Gotha. Gestern konnte ich nicht schreiben, heißt es in einem Briefe Carolinens kurz nach der Abreise; das Wellenschlagen in meiner Seele war so groß, daß ich nicht zur Ruhe kommen konnte. Liebe Agnes, wie ist das Mutterherz so gewaltig; ja, ich glaube gewiß, daß Elternliebe stärker und größer ist als Kindesliebe. Wie wünsche ich, wie hoffe ich und wie bange und beklommen bin ich doch dabei! Bei dem Abschiede hatte ich ein sicheres und festes Gefühl von Gottes Nähe, und das machte mir die schwere Stunde leichter. Ich bin bis tief im Herzen betrübt; aber ich weiß und fühle es, daß alles in der Ordnung ist und wir Ursache haben, Gott zu danken; was hülfe mir auch die äußere Nähe meiner Kinder, wenn die innere Nähe fehlte? Aeußerlich sollen wir loslassen und hergeben, oder besser, hingeben lernen und zu unserer rechten Heimat kommen. — Perthes war einige Wochen in Leipzig geblieben und kehrte dann nach Hamburg zurück. Er hatte völlig unerwartet für Caroline seine älteste Tochter und die kleine Enkelin aus Gotha der Großmutter mitgebracht. Als ich das Posthorn hörte, schrieb Caroline, war ich zuerst an der Hausthür; so wie sie aufgemacht wurde, reichte mir Perthes das kleine freundliche, gesunde Kind zur Thür hinein und ich hatte es in meinen Armen; meine Agnes war auch gleich da und es war eine rechte Freudenstunde. Ich konnte mich lange nicht besinnen und vergaß wirklich etwas, daß Perthes auch mit zurückgekommen war, worüber ich mich

hernach recht geärgert habe. — Du kannst Dir denken, heißt es einige Tage später, in welcher Freude ich lebe und webe mit Kind und Kindeskind. Ich bin noch nicht im rechten ruhigen Genuß und die Freude wogt in mir mächtiglich. Gott sei gelobet, der mir dieses Glück werden ließ! — Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt im elterlichen Hause wurde die Tochter von ihrem Manne wieder nach Gotha zurückgeholt. Wir können Gott nicht genug danken, heißt es in einem Briefe Carolinens, daß wir Agnes mit solcher Ruhe und Freudigkeit wieder ziehen lassen können, nachdem wir sie nun fünf Wochen von nahem inwendig und auswendig betrachtet haben.

Drei Kinder hatte Caroline jetzt in der Ferne und jedes erwartete regelmäßig Briefe von der Mutter. Sehr selten nur sahen sie an den bestimmten Tagen vergebens nach denselben aus. Mit der zweiten Tochter durchlebte Caroline in geistiger Nähe die ersten Wochen der Ehe und den Uebergang aus ihnen zu der wachsenden Ruhe und Sicherheit des Zusammenlebens. Daß Du, schrieb sie im Mai 1820, so freudig und vergnügt mit Deinem Agricola bist, habe ich erwartet und gewußt und hoffe noch mehr und besseres für Dich; denn dies sind doch nur noch liebe und werthe Flitterwochen, die mitzunehmen sind und die ich Euch gönne aus Herzensgrund. Aber Zeit und manche ernste Stunde und mancher ernstliche Wunsch mit und für einander gehört dazu, bevor wahres Glück und wahrer Ernst in- und durcheinander in Euch zu Stande kommt. Das rechte Liebhaben ist der Weg zum Ziele und das Wahrsein und Offensein gegeneinander zu aller Zeit und bis auf Grund und Boden der Seele fördert mächtiglich. In allen Euren Wünschen und Bestrebungen müßt Ihr gemeinschaftliche Sache zu machen und Euch einander fortzuhelfen suchen, wo es dem einen oder dem andern gebricht, und wie nach Eurem höchsten Ziele müßt Ihr daran arbeiten, Gott näher zu kommen, und Euch einander fördern wollen, ihm ähnlicher zu werden. Laß es Dich nicht stören, wenn Ihr zuweilen verschiedener Meinung und Ansicht in den höchsten Dingen seid. Bleibt Ihr nur immer wahr gegeneinander und wollt und meint Ihr nur immer wirklich die Wahrheit, so trefft Ihr, wenn auch auf verschiedenen Umwegen, doch wieder zusammen. Ich weiß, daß ich es hiermit ernstlich gemeint und daß es mir öfter recht

sauer geworden ist; aber ich weiß auch, daß ich endlich zu einem freudigen Ziel mit meinem lieben Perthes gekommen bin. Das Wenn und Wie geht niemand außer Euch etwas an und hat auch niemand danach zu fragen. — Du kannst wohl denken, schrieb Caroline bald darauf, daß mir nichts lieber sein kann, als wenn Du mir recht aus dem Herzen von Deinem glücklichen Liebhaben erzählst, aber des Menschen Herz ist ein wunderlich Ding. Als Du mir kürzlich einmal schriebst, Du könntest nicht begreifen, wie Du jemals ohne Agricola hättest glücklich sein können, kam es mir vor, als geschehe mir Leides. Ich fühle es ja in jedem Augenblicke mit ganzer Gewißheit in mir, daß meine Seele Euch aus allen Kräften lieb hat, für Euch hofft und wünscht und Euch alles Gute gäbe, wenn sie könnte, und mehr kann ich doch nicht und mehr kann der bewußte Herr auch nicht. Warum hättest Du denn nun nicht auch bei mir glücklich sein können? Kannst Du mir darauf antworten? Agricola hat Dich doch erst ein Jahr lieb gehabt und ich schon achtzehn Jahre, und wahrlich aus Herzensgrund. Ist das nun nicht ganz verkehrt von Dir und kannst Du sagen, daß es nicht verkehrt ist? Ich weiß auch nichts darauf zu erwidern, als daß ich es eben so gemacht habe, als mich Perthes nahm, und daß ich Gott dafür danke, daß Du mir nun dasselbe Leid anthust, das ich meinen Eltern angethan habe. — Es ist, bemerkte sie um dieselbe Zeit, ein sehr wunderbares aber liebes Gefühl, daß mein Kind Agricola glücklich macht. Ich weiß wohl, daß es Gottes Gabe und Segen ist, aber meine Arme haben Dich doch groß gewartet, und nun freue ich mich seines Glückes in meinen alten Tagen, die ich übrigens noch gar nicht als angefangen ansehe.

Die Stunden sehnsüchtigen Heimwehs blieben natürlich für die Tochter nicht aus. Du kannst, schrieb ihr Caroline, Dich nicht so zu mir, wie ich mich zu Dir, wünschen. Könnte ich doch bei Dir sein, ohne von hier fort zu müssen! Aber eines bedenke: sollte ich Dir nicht oftmals im Wege sein, wenn Agricola nach Hause kommt? Ist das nicht so und hast Du den Muth zu leugnen? Ich sehe Dich ordentlich roth werden, weil Du es nicht kannst. Nun, meine liebe Luise, darüber schäme und gräme Dich nicht; ich nehme damit vorlieb und danke Gott noch dafür, daß ich jetzt für Dich nur die zweite Person

bin, und habe Dich lieb, als wäre ich die erste. — Daß Dir, heißt es in einem etwas späteren Briefe, das Alleinsein und die Entfernung von uns schwer wird, sonderlich wenn Agricola nicht bei Dir ist, kann ich mir recht gut vorstellen; bin ich doch noch jetzt, wenn die Kinder einmal auf einen Nachmittag fortgegangen sind, so fatal und verlegen zu Muthe wie ein Huhn bei Licht. Indessen über solchen Zustand muß man Herr werden und es geht allen jungen Frauen mehr oder weniger so. Das beste Erleichterungsmittel bleibt doch immer das Arbeiten, wenn man es mit Lebendigkeit und Fleiß treibt. Du mußt überhaupt anhaltend und emsig arbeiten, was es auch sei; denn Müßiggang ist des Teufels Ruhebank für Vornehme und Geringe, sagt Dein Großvater, und das ist gewißlich wahr. — Wenn Agricola nicht bei Dir ist und Dir bei dem Gedanken an die Entfernung von uns auch einmal bänglich und sehnsüchtig zu Muthe wird, so ist das, mein altes liebes Kind, nichts Unrechtes; nur mußt Du ruhig und besonnen bleiben. Doch solltest Du Dich auch einmal über die Gebühr wie ein Kind nach Deinen Eltern sehnen, so wird Dir darüber Dein Agricola nicht gram werden. Auch bist Du damit auf dem rechten Wege, daß Du ihm immer und unter allen Umständen alles sagst, was in Dir vorgeht und wie Dir zu Muthe ist; wo Wahrheit und gründliches Liebhaben ist, da geht es ohne Glück und Freude nicht ab. — Nicht wahr, es ist ein lebendigeres Leben als Hausfrau, denn als Hausjungfer, heißt es ein anderesmal. Daß Du Dir gefällst in Deinem kleinen Hauswesen und daß Du Deine Lust an Deinem sauberen und niedlichen Hause hast, ist recht nach meinem Sinne und ich kann mir recht lebendig vorstellen, wie Du Nachmittags aussiehst und aufhorchst, ob Dein Mann noch nicht vom Gerichte kommt. Wie gerne stände ich einmal hinter der Thür, wenn er hereintritt! Denke nur, daß ich Sonnabend öfter Revue halte in Deinen Stuben, Schränken und Schubladen und mich freue, wenn alles hübsch und ordentlich ist. — Recht so, Du liebe Hausfrau, schrieb sie bald darauf, hab immer an Kleinigkeiten in Deinen Umgebungen Lust und Freude. Große Begebenheiten werden uns nicht immer aufgetischt, aber wenn man aufzumerken und wahrzunehmen versteht, so ist unser bescheiden Theil und mehr als das alle Tage da, und wir müßten eigentlich viel weniger

um Ursache zur Freude als um Empfänglichkeit für die Freude beten. — Daß Du dann und wann zu anderen Leuten gehst, meine liebe Luise, daran thust Du recht; daß Du aber gern und am liebsten zu Hause bist, daran thust Du doppelt recht. Gott gebe, daß Eure Stube Euch immer so lieb bleibt!

Um der Tochter recht lebendig nahe bleiben zu können, begehrte Caroline auch von den kleinen Einzelheiten des täglichen Lebens derselben nähere Kunde zu erhalten, als die Tochter zu geben pflegte. Mit Deinen Briefen, schrieb sie einmal, bist Du noch nicht auf rechtem Wege. Du sprichst immer nur im großen und allgemeinen, ich aber will von Dir, mein liebes Kind, auch das Kleinste wissen. Du schreibst mir immer nur, daß Du Agricola lieb hast, ich möchte aber auch wissen, warum Du ihn lieb hast. Wie es um einen Menschen steht, erfährt man am allerbesten aus vielen kleinen Umständen und Begebenheiten, aus denen man dann sich selbst die Summe zieht. Wolle ja nicht immer etwas Bedeutendes schreiben! Du schreibst ja für mein Mutterherz, und dem ist alles bedeutend, was mir Euch näher und lebendiger vor die Seele bringt. Sage und schreibe also ohne viel Bedenken Kleines und Großes, wie es Dir einfällt; das Große erhält das Leben, aber die Kleinigkeiten die Lebendigkeit im Zusammenleben, wenn man getrennt ist. Du weißt, daß Agnes Kraut und Rüben durcheinander auf das Papier hinschüttet und mir dadurch unsägliche Freude macht. Der Mensch besteht nun einmal aus zwei Stücken hier in dieser Welt, und also gehören die Kleinigkeiten, nur nicht Kleinlichkeiten, auch mit zu uns. — Daß Du Deinen Brief, heißt es etwas später, wieder zerrissen hast, weil er nicht in rechter Stimmung geschrieben war, thut mir leid; ein anderesmal schicke mir alles, wie es ist. Ich weiß so gut wie Du, daß des Menschen Seele sich nicht immer gleich ist. Unter allen Umständen Herr zu bleiben und ruhig, das ist das Ziel, nach dem wir streben sollen; aber es müssen viele Versuche gemacht werden, ehe wir dahin gelangen. Auch weiß ich, was ich von unrechten Stimmungen und Augenblicken zu halten habe, und sehe sie nicht für mehr an, als sie sind.

Als die Tochter nach Verlauf einiger Zeit die von jeder jungen Frau aufs neue zu machende Entdeckung machte, daß auch in dem

neuen Verhältnisse der Ernst des Lebens nicht ausbleibe und die Arbeit an sich selbst nicht unnöthig geworden sei, schrieb ihr die Mutter: Ja wohl, Du liebes Kind, die Gottesgabe des wahren Liebhabens wird unter allen Umständen größer und besser, und obschon wir den Schweiß des Angesichts lieber nicht haben möchten, so merken wie doch bald, daß wir ihn nöthig haben und er zu uns gehört für diese Welt. Wohl alle Menschen bis auf den heutigen Tag haben die Erfahrung gemacht, daß, wenn das Leben uns größere Freude bringt, auch sein Ernst größer wird. Danke Du Deinem Agricola von ganzem Herzen, daß er Dir auch seine Sorgen mittheilt und nicht aus übergroßer Schonung verschweigt. Wenn die Frau auch nicht helfen kann, so kann sie doch oftmals erleichtern, und süß und sauer soll getheilt und vereint getragen werden von Mann und Frau. Ich möchte Euch wohl gerne nur Lust und Freude gönnen, aber verzagt bin ich Euretwegen nicht. Die Menschennaturen sind verschieden und ebenso Gottes Mittel zur Förderung ihres Glücks. Auch Perthes und ich haben manche Kämpfe gehabt, die uns schwer wurden und öfters recht schwer; aber wenn ich zurückdenke, so sage ich mir doch, daß das alles uns gewiß näher und inniger vereint hat, und das ist eine Sache, die nie zu theuer erkauft wird. — Du hast sehr recht, liebe Luise, schrieb Caroline in einem anderen Briefe, daß wir sehr auf der Hut sein müssen, wenn sich in unser Wesen und Sein etwas Empfindliches oder leicht zur Heftigkeit sich Neigendes einschleichen will. Es ist eine große, herrliche Sache um eine reine kindliche Seele, die auch nicht durch Kleinigkeiten im täglichen Leben das Liebhaben erschwert oder unterbricht. Ein fester und tüchtiger Wille, das nicht zu wollen, soll unter allen Umständen und zu allen Zeiten in tiefem Herzensgrund sein und bleiben; aber ich habe von dem alten Franciscus von Sales gelernt und habe bewährt gefunden, daß viele Sachen zwar nicht leicht angesehen, aber leicht behandelt werden müssen, wenn man zum Ziele kommen will. Gegen die Neigung, heftig zu werden, muß man nicht mit großer Gewalt und Anstrengung zu Felde ziehen; sonst wechselt man oftmals nur die Art der Heftigkeit, aber die Heftigkeit bleibt. Besser ist es, wie der Alte sagt, in den Augenblicken, in denen es Noth thut, leicht fallen lassen und schnell vergessen. Mit großer Heftigkeit die eigene Heftigkeit bekämpfen,

stört die andern und kann uns selbst erbittert machen. Für Dich übrigens bin ich nicht bange, Du hast nie Anlage zur Aergerlichkeit gehabt, und wenn das Herz voll Liebe ist, kann keine Aergerlichkeit hinein. Du konntest Dich aber an niemand wenden, der Dich besser versteht als ich; denn ich habe die Sache erfahren auf dieselbe Weise.

Im November 1820 brach eine schwere Prüfung über die Tochter herein, als deren Mann am Nervenfieber erkrankte, Wochen hindurch in augenblicklicher Lebensgefahr schwebte und Monate hindurch die Gesundheit nicht wieder erlangen konnte. Du und Dein Leben ohne Agricola, schrieb Caroline, als die erste Gefahr beseitigt war, sind mir Tag und Nacht nicht aus dem Herzen gekommen und Deinem Vater nicht minder; wir haben gar zu stark gefühlt, wie schwer es sein muß, ein Kind um und bei sich zu haben und die versiegte Quelle seines Glückes nicht wieder füllen und rinnen lassen zu können. Sehr ernste Tage waren es für uns. Der Gedanke war mir ganz neu, daß ich mein eigenes geliebtes Kind in meinem Arm und Hause haben und doch nicht trösten und vergnügt machen könnte mit allem meinem Liebhaben und Wunsch und Willen. — Zuerst wollen wir Gott danken, schrieb sie etwas später, daß er Dir Agricola erhalten und Glauben und Zuversicht in der Noth verliehen hat, und dann wollen wir um weitere Genesung bitten. Daß wir immer wieder bitten, darüber brauchen wir uns nicht zu schämen und zu grämen. Gott weiß es besser als wir, daß wir ohne ihn nicht fertig werden können. — Wir fühlen nicht mehr den Stein, heißt es, als die Kräfte des Kranken wieder zu kommen begannen, sondern nur noch den Ort, wo der Stein gelegen hat, und freuen uns mit Euch des kommenden Frühlings und der warmen Sonnenstrahlen, obgleich der Jugendfrühling an uns schon vorübergegangen ist, aber nicht der ewige Frühling in uns, der immer grüner, wills Gott, in uns aufgehen wird, je älter wir werden; klingt an mit der herzerhebenden Frühlingszeit in der Natur, die uns jung macht und frisch und fröhlich, wie die kleinen bunten Meisen in dem ersten Sonnenstrahl auf dem Eichbaum hinter meinem Fenster. Wenn auch der alte Körper matt ist, er muß mit fort für den Augenblick, er mag wollen oder nicht. Freue Dich des Frühlings und des Lebens, lieber Agricola, und habe Dank, daß Du noch bei meiner Luise und bei uns

allen hast bleiben wollen. Wir werden unsererseits thun, was wir können, daß Dichs nicht reuen soll. — Ach, liebe Kinder, schrieb sie in einem anderen Briefe, könnte ich doch heute bei Euch sein und mit Euch fröhlich sein und mit eigenen Augen einen Blick in Euer neues Glück thun! Da aber das nicht sein kann, begnüge ich mich mit der lebendigen Lust, die ich dazu habe; denn ohne diese hülfe auch der Blick mit eigenen Augen mir nichts. Liebhaben ist Anfang, Mittel und Ende unseres Glückes; ohne dieses kann Gott mit aller seiner Allmacht keines geben. Je reiner und inniger die Liebe ist, desto besser sind wir daran. Also ist es und wir können zufrieden sein, denn die Liebe haben wir fest und keine Meilen, nicht Berg noch Thal, weder Heide noch Sumpf kann sich zwischen uns stellen und uns stören. Nicht wahr, das weißt Du auch? Und dabei soll es bleiben.

Der Fortgang des ältesten Sohnes zur Universität.

Während mit den verheiratheten Töchtern vorwiegend die Mutter den brieflichen Verkehr führte und Perthes nur einzelne freundliche Worte und nur bei besonderen Veranlassungen ausführlich schrieb, erhielten beide Eltern gemeinsam das Fortleben mit dem ältesten Sohne Matthias, der seit Ostern 1820 in Tübingen Theologie studierte. Die Zweifel und Nöthen, in welche oftmals die theologische Wissenschaft ihn brachte, legte der Sohn dem Vater vor, Rath und Richtung von ihm begehrend. Häufig stand Perthes an, auf alle in dieser oder jener Woche dem Jüngling begegnenden und beunruhigenden Bedenken einzugehen. Ich habe in diesen Tagen mehrere Deiner letzten Briefe wieder gelesen, schrieb er ihm einmal, und aufs neue gesehen, daß es nicht gut und heilsam sein möchte, auf jede Deiner aus Geist und Herz kommenden Mittheilungen immer im einzelnen zu antworten und alsbald in Deine Ansichten, in Dein Treiben und Thun hinein zu reden. Bei einem regen und strebenden Jüngling wiegen Wochen und Monate dem Inhalte nach Jahre des älteren Mannes auf; es wogt in ihm auf- und niederwärts, und eben das ist recht. Eines berichtigt das andere, und zwar durch eigene Arbeit und durch den eigenen guten Willen, den,

wenn er ernst ist, Gott mit Kraft segnet. Das ist besser und richtiger, als wenn ein älterer Mann mit seinen Erfahrungen dazwischen redet, die doch immer fremde sind, auch wenn es der Vater ist, der sie gemacht hat. — Ich kann und ich darf mich nicht, heißt es ein anderesmal, auf die Angelegenheiten einlassen, die Du verhandelst. Der durch das Leben gereifte Mann, dem seine Ueberzeugung nicht auf dem Wege der Wissenschaft wurde, darf dem jungen Theologen, der im Anfange seiner Studien steht, nicht Grenzpfähle stecken wollen, ohne Gefahr zu laufen, sich zu vergreifen; wirst Du älter und ich lebe noch, so werden wir uns schon finden. „Meinem Bedürfnis," schreibst Du, „genügt der Gott nicht, den jene verehren; der meinige muß ein solcher sein, zu dem ich vertrauensvoll beten kann, den ich bitten kann, in der Hoffnung, er werde sich durch meine Demuth bewegen lassen, mir Kraft und Hilfe zu verleihen." Das sind Deine eigenen Worte; an diese halte Dich, mein lieber Sohn. — Ausführlich legte Perthes in einem anderen Briefe seine Ansicht über den Gegensatz zwischen der Jugend und dem Alter dem Sohne dar. Zwischen seiner Jugend und seinem Alter, schrieb er, ist in jedem Menschen eine Scheidewand gezogen, die er nicht früher bemerkt, bis er sie überschritten hat. In den mittleren männlichen Jahren gehen die Uebergänge gewöhnlich in den nothwendigen und heilsamen Mühen, Sorgen und Bestrebungen des Berufs und in äußerer Thätigkeit unbemerkt vorüber. Auf einmal findet man sich auf einer Höhe und sieht viel Buntes und Lebendiges unter und hinter sich. Das ist ein entscheidender Augenblick für die Seele des Mannes; denn nun entsteht für ihn die Frage, ob er sich ganz zu Gott wenden und auf das Spiel der Welt hinter sich nicht mit Geringschätzung — denn es war seine Schule —, aber mit Ruhe hinabsehen, oder ob er sich wieder vermengen will mit dem Mannigfaltigen, was ihm nun ein Wust werden und ihn zum Sünder oder wenigstens zum Gecken machen muß. Wenn ein Mann seine Lehr- und Wanderjahre ordentlich vollendet hat und noch in voller Kraft dasteht und sich fragt: Wie, wozu das alles? so kann er nicht anders als antworten: Es ist alles eitel und vergänglich hienieden; wahrer Frieden und wahre Freude ist nur im Leben mit Gott. Was ich wollte, was ich that, war vielerlei, vielleicht auch viel; aber

welche Früchte in mir und außer mir erwuchsen aus den Blüten, die so herrlich in dem Haupte und in dem Herzen des Jünglings prangten? „Die Ideale sind entschwunden," aber nicht die Kraft; darum Demuth angezogen und „vorwärts" mit der Armuth des Geistes im Leiden und im Thun. Das ist die wahre Meisterschaft. Falsch aber ist es, ohne Lehr- und Wanderjahre ein Meister sein zu wollen, und darin fehlen viele Jünglinge unserer Zeit, auch gar manche, die guten Willen haben. Es gibt junge Leute, die sich eine Einfachheit, eine Gradheit, eine derbe Tüchtigkeit anziehen, welche fast aussieht wie Ruhe und Würde des Alters; sie härten den Körper ab, sind streng in Sitten, sind Stoiker neuer Manier. Es ist dieser Zustand eine Unnatur der Jugend. Wenige dieser Art werden ihr Inneres retten; ihre Verachtung der Welt und des Reichthums menschlichen Lebens wird schroffer Egoismus oder in hohe Phrasen eingewickelte Leerheit oder auch, je nach der Stärke des Charakters und der Stärke des Willens, unmenschliche Tyrannei und Verbrechen. Es gibt aber auch unter den frühalten Jünglingen andere, die aus Misverständnis religiösen Gefühls einen Sprung zur Meisterschaft machen wollen, indem sie ohne weiteres und ohne Kampf mit der inneren und äußeren Welt das Gewehr strecken; schon in der Jugend meinen sie die Blumen und Blüten abstreifen zu können, indem sie vor der Zeit ausrufen: Es ist alles eitel, wir wollen uns in Demuth dem Herrn ergeben. Unter ihnen sind wenige der Auserwählten, die Gott ohne den natürlichen Gang, der uns hier verordnet ist, unmittelbar zu Verkündigern seiner Ehre bestimmt hat. Sehr viele dagegen haben erst in späteren Jahren und dann viel schwerer und gefährlicher den Kampf mit sich und der Welt zu bestehen; andere verdummen in leerem Formelwesen, und manche werden zur schändlichsten Heuchelei geführt. Beide von mir bezeichneten Arten der frühalten Jünglinge gehören besonders der neuesten Zeit an; beide haben oft von der christlichen Religion gewisse Redensarten geborgt, in denen sie sich gefallen. Ich wünsche nicht, lieber Matthias, daß Du diese meine Worte auf bestimmte einzelne Personen anwenden mögest; das Gesagte gilt nur der Gattung; in jedem einzelnen sollen wir annehmen, es stehe gut mit ihm und nur die Influenz der Zeit habe ihm die Farbe gegeben. Es herrscht jetzt eine wunderliche Ver-

mischung von Jugend und Alter. Zum Schaden beider pfuscht das eine in das andere hinein, und hier die in Wahrheit dennoch vorhandene Scheidung scharf ins Auge zu fassen, scheint mir für den Geistlichen und Lehrer sehr wichtig; denn die Kraft des Geistes und der Liebe Jesu Christi will für jedes besondere Verhältnis eine besondere Anwendung haben. Das grade ist es, was in der Apostelgeschichte Dich ergreift, daß Paulus für jeden Mann und an jeder Stelle das eben richtigste Rechte trifft. Welche Misverständnisse und welche traurige Irrwege mögen doch Prediger oftmals unschuldiger Weise veranlaßt haben, wenn sie von der Kanzel alles für alle aus der Bibel so im allgemeinen hinpredigen!

Obschon Perthes fast immer die Besprechung und Berathung der theologischen Bedenken und religiösen Zweifel vermied, welche den Jüngling in diesem oder jenem Monate beunruhigten, so trug er doch kein Bedenken, oft und entschieden auf die Stellung und Haltung hinzuweisen, welche ein junger Theologe, der es ernst mit sich und der Wahrheit meine, einzunehmen habe. Du fragst, schrieb er einmal, ob ich gegen Deinen Eintritt in die Burschenschaft sei. Da die Universitätsbehörden nicht gegen dieselbe sind und ich die besonderen Tübinger Verhältnisse, auf die alles ankommt, nicht kenne, so könnte ich den Entschluß allenfalls Deiner Einsicht überlassen; aber bedenke den Aufwand an Zeit, die nicht Dir allein, sondern auch Deinem Berufe gehört, und versprich Dir nicht zu viel von dem Einflusse auf andere, den Ihr Besseren in jugendlichem Enthusiasmus hoffet. Auf Menschen wirkt man nur, wenn man begeistert oder recht innig befangen ist. So ein Mensch wie Plehwe, dem Gott helfen wolle, der wirkt, aber Gott bewahre Dich vor einem solchen Sein. Du bist viel zu nachdenklich, untersuchend und betrachtend, um auf junge Leute, die der Regel nach sinnlichen Temperamentes sind, siegende Wirkung haben zu können; wer sie bestimmen will, muß mit Stiefel und Sporn in sie hinein reiten, muß ohne Bedenken in Wasser und Sumpf zu ihnen springen und dann der Mann sein, nicht nur sich selbst zu retten, sondern auch die anderen mit herauszuziehen. Das aber lassen sie sich von niemand gefallen, der sich ihnen nicht vorher auf ihrem eigenen Felde überlegen gezeigt hat. Zudem bist Du in

der Durchführung dessen, was Du als wahr und recht erkannt hast, leicht etwas schroff und hart und hast ein hitziges Temperament und wirst dadurch die Gefahren für Dich vermehren. Doch ich bin, wie Du weißt, nicht von der Art, irgend jemand, und sei es auch mein eigenes Kind, deshalb von einem Wege, wenn er nur sonst zum Guten führt, abzuhalten, weil auf demselben Gefahren zu treffen sind. Aber entscheidend ist mir ein anderes: in Deinem eigenen Innern wirst Du, sobald Du Dich in Studentenverbindungen hinein begibst, einen nicht zu lösenden Zwiespalt hervorrufen; denn die Pflicht vor Gott ist nicht durch eine scharfe grade Linie von den Forderungen der conventionellen Ehre geschieden; die letztere hat auch ihr Recht. Wer auf das Eis tanzen geht, muß auf das Fallen rechnen. Ich kann daher nicht anders als gegen Deinen Eintritt sein.

Häufiger indessen, als die verhältnismäßig äußeren Angelegenheiten dieser Art, brachte Perthes die Gesamtstellung des Sohnes zu dem Berufe, auf den er sich vorbereitete, zur Sprache. Der Unterschied, schrieb er einmal, den Du zwischen dem eigentlichen Gelehrten machst und dem, der Gelehrsamkeit nur als Mittel zum Zweck erwirbt, scheint mir zu scharf. In der gegenwärtigen Zeit gibt es wohl nur wenige Männer, welche Gelehrsamkeit als Zweck betrachten und sich in der Wissenschaft als Wissenschaft verlieren; auch der Lehrer behandelt die Wissenschaft zugleich als ein Mittel, um andere zu bilden und auf andere zu wirken. Eben so gewiß aber ist es, daß der, welcher einen praktischen Beruf sich gewählt hat, in unserer Zeit nie zu viel an Gelehrsamkeit und Wissenschaft sich erworben haben kann. Dir vor allem kann, wenn Du den Weg, auf den Dich Deine Richtung und Dein Geist treibt, fortgehst, nur die gründlichste Gelehrsamkeit helfen und Dich vor Abwegen bewahren. Verstehe mich aber recht. Der Kreis der Wissenschaften, in denen der Mann zur gründlichen Gelehrsamkeit gelangen kann, muß sehr ausgewählt und beschränkt sein. Der gegenwärtige Stand der Wissenschaft ist so ausgedehnt, daß, wer nicht sich Schranken zu setzen weiß, in allem ungründlich wird. Für einen Theologen scheint mir die erste Vorbedingung, daß er des Griechischen und Hebräischen sehr mächtig ist, das Lateinische versteht sich von selbst. Ist ein junger Mann in den Sprachen des

Grundtextes fest geworden, so hat er für Forschung und Untersuchung während seines ganzen späteren Lebens den Ausgangspunkt gewonnen. Bestehe Dein Tagewerk, mein lieber Sohn, studiere planmäßig und getreu und sammle gründliches Material; dann wirst Du künftig schon unterscheiden lernen, was sich erforschen läßt und was nicht. — Du bist, heißt es in einem anderen Briefe, mit der Ueberzeugung von der Trüglichkeit menschlichen Forschens und Denkens nicht befriedigt und willst auch nicht den Nothsprung vom Denken zum Glauben an die Offenbarung machen, sondern willst auf wissenschaftlichem Wege finden, daß die Offenbarung eine wirkliche und wahre sei. Ganz recht. Nun aber haben vor Dir seit hunderten von Jahren Schriftforscher und Theologen denselben Weg der Wissenschaft betreten und vollendet. Was Menschen aus der Geschichte Christi und aus der Schrift haben erforschen und mittheilen können, ist gewiß in den Kirchenvätern niedergelegt. Haben sie und haben alle, die auf sie folgten, keine Sicherheit gefunden, kein wissenschaftlich zusammenhängendes System aufstellen können, welches Ihr jüngeren Männer so lange als Autorität hinnehmen könnt, bis Ihr selbst in der Wissenschaft so weit seid, um dasselbe aus eigener Erkenntnis zu finden? Könnt Ihr keine Autorität finden an Euren Lehrern, die Euch sagen: Das wird in der Schrift gefunden, das fanden unsere Vorgänger und das werdet Ihr auch finden, wenn Eure Studien in Sprache und Geschichte weit genug vorgeschritten sind? Es wäre doch wirklich schlimm, wenn die seit der Reformation so hoch gestiegene Wissenschaft nicht einmal dieses Gewicht für den Anfänger in der Wissenschaft haben könnte.

Als im weiteren Verlauf seines Studiums der Sohn sich mehr und mehr von der Philosophie angezogen fühlte, schrieb ihm Perthes: Da Du nun doch, wie ich sehe, in Deinem wissenschaftlichen Gange auf philosophische Wege angewiesen bist, so möchte ich wohl, daß Du einen tüchtigen Denker, der fromm ist und Theologe, möge sein Bekenntnis immerhin ein anderes sein, als das meinige, befragtest, wie Du Dich am sichersten einzurichten habest. Sollte nicht Professor Steudel Dir einmal eine Stunde schenken? Meiner Ansicht nach mußt Du jetzt die Theologie nur dogmatisch und historisch betreiben, ihre

philosophische Begründung vor der Hand auf sich beruhen lassen. Zugleich aber würde ich ganz ohne Beziehung auf christliche Wahrheit irgend ein philosophisches System mit größtem Ernst und größter Strenge durchstudieren und mir eine Uebersicht über die Geschichte der philosophischen Systeme verschaffen. Ist das geschehen, dann greife selbst an, wirf das durchstudierte System meinetwegen um, fasse nach einem andern und fahre damit fort, bis Du etwas Haltbares findest. Hütest Du Dich nur, in irgend einem System Annahmen und Gedanken gelten zu lassen, die nicht aus ihm selbst entspringen; verachtest Du nur die Taschenspielerei, die das, was wir allein durch die Offenbarung wissen, dem philosophischen System als dessen eigenes Erzeugnis unterschiebt: so wirst Du, davon bin ich überzeugt, bald genug bei dem System angelangt sein, kein philosophisches System gelten zu lassen, und die Offenbarung wird Deine Zuflucht werden, wenn Dein eigenes inneres religiöses Bedürfnis nach Hilfe verlangt. Als Hamann den dritten Theil von Jacobi's Werken erhalten hatte, schrieb er an seinen alten Freund: In Deinem neuen Buche habe ich vieles gelesen und wieder gelesen mit innigem Vergnügen und Erhebung, doch auch vieles hat mich niedergedrückt und tief gebeugt. Was ist es doch für ein elend jämmerliches Ding mit unserem jetzigen Zustande, auch da, wo er am köstlichsten ist, wenn Männer mit dem reinsten, wahrhaftesten Sinne, mit dem größten Scharfsinne begabt, nach Jahre langem Forschen doch über die wichtigsten Dinge nichts herausbringen können, was sie wirklich und bleibend beruhigt, was sie, wenn es ihnen auch gelingt, die eigenen Zweifel etwas zu beschwichtigen, auch andern, gleichfalls redlichen Forschern so mitzutheilen vermöchten, daß diese gleiche Ueberzeugung und gleiche Beruhigung erhielten! Daher dieser ewige Misverstand unter den Denkern. Ich gestehe, dieser Gedanke hat mich bei Deinem Werke einigemal ergriffen und mit Trauer erfüllt. — Jacobi erwiderte: In Deine Klagen, lieber alter Freund, über die Unzulänglichkeit alles unseren Philosophierens stimme ich leider von Herzen mit Dir ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fort zu philosophieren oder katholisch zu werden. Es gibt kein Drittes, so wie es kein Drittes gibt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist zwischen Naturver-

götterung und Sokratisch-Platonischem Anthropomorphismus. — Als Jacobi mir diese Briefstellen, um sie dann an Reinhold zu schicken, mittheilte, fügte er für letzteren hinzu: Du siehst, daß ich immer noch derselbe bin. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie mich gemeinschaftlich trügen, sondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt mich unaufhörlich das andere. — Hier hast Du, lieber Matthias, Gewährsmänner für das, was ich Dir in Hinsicht der Philosophie andeutete. Die Skeptik allein thut es freilich nicht. Der ausgebildetste Skeptiker war wohl unser alter Schönborn; er war aus Einem Stücke, ihm rauschten nicht zwei Wasser; auch gestattete er nicht einem jeden seine Wahrheit, denn sie hätte ihm doch eine Wahrheit sein müssen; ihm als Denker war keine Wahrheit. Und doch — wie waren die letzten Tage des redlichen, hohen, liebenden Mannes traurig, schrecklich! Mein lieber Sohn, lies oft die Briefe Deiner Mutter, sammle Dich an ihrer Frömmigkeit, bewahre Dein Herz nur rein, damit Dir das Gebet nicht fremd werde — dann magst Du frei forschen; Gebet und ein gründliches Studium wird Dir den Kampf des Zweifels überstehen helfen.

Caroline hatte den Entschluß des Sohnes, sich dem Studium der Theologie zuzuwenden, immer als einen sehr großen und ernsten betrachtet. Es ist, schrieb sie einmal, ein heißes Eisen, welches Matthias anfaßt, aber thut er es auf die rechte Weise, so handhabt er auch eine große Sache und Gott ist mit ihm. — Als der Sohn im April Hamburg verlassen und nach dem damals sehr fernen Tübingen gegangen war, trat freilich für die Mutter zunächst der Gedanke an den Ernst des Berufes hinter das Gefühl der Trennung von dem Sohne zurück. Wie schwer ist es mir geworden, schrieb sie unmittelbar nach seiner Abreise, Matthias loszulassen und in die Welt zu schicken, ohne ein menschliches Herz und Auge zu wissen, welches sich seiner annimmt! Viel Arbeit habe ich in mir und mit mir gehabt, aber nun habe ich das Gewehr gestreckt und bin zur Ruhe gekommen. — Ich habe, wenn ich an Dich denke, schrieb sie um dieselbe Zeit dem Sohne, immer ein betrübendes Gefühl von Deinem Allein-

sein und Entferntsein. Ich weiß wohl und bin dessen gewiß, daß Du Dich in großen und ernsthaften Sachen an Gott hältst und uns entbehren kannst; aber es gibt doch der Stunden viele, in denen Elternliebe, Nähe und Mittheilung ein großes Glück und Trost ist. Das fühle ich an meinem eigenen Herzen. — So eben kommt, heißt es einige Tage später, Dein Brief. Ich bin ganz durchdrungen von Freude und Dank gegen Gott, der unsern Wunsch und Willen, Dich in guten Umgebungen zu haben, so wunderbar zu segnen und zu erhören scheint. Du weißt aber auch nicht, lieber Matthias, wie ganz und gar ich Dich unserem Gott übergeben habe, damit er Dich führen, leiten und für Dich sorgen möchte in kleinen und großen Dingen. Gewiß, ich fühle es in festem, lebendigem Glauben, daß Du in seinen Händen bist, und bin seit Deiner Abreise ruhiger und getroster, als ich mir habe vorstellen können, wenn auch auf Augenblicke die Sehnsucht und das Mutterherz die Oberhand erhält. Auch aus Gotha kommen Briefe, welche die besten Nachrichten von den lieben Reisenden bringen. Ich weiß mir nicht zu helfen in dem Glück, das Gott uns von allen Seiten beschert hat, und muß meine Zuflucht zu Freylingshausen's Gesangbuch nehmen und aus Herzensgrunde sagen: O daß ich tausend Zungen hätte — — —. Wenn ich des Morgens, heißt es ein anderesmal, allein in der runden Stube auf dem Sopha sitze, ehe die Kinder herunter gekommen sind, und Dein Vater schon an die Arbeit gegangen ist, danke, wünsche und hoffe ich für Dich von ganzem Herzen und sehe Dein Bild an, das Du mir Weihnachten geschenkt hast. Es bringt Dich mir oft recht lebendig vor die Seele und manchmal kommt es mir vor, als merktest Du, was in mir arbeitet, und als sähest Du mich wieder an und sagtest ja zu dem, was ich wünsche. Fang Du alle Morgen und alle Abend von neuem an im Wollen und im Vollbringen, damit wir Dich eben so gerne wiederkehren sehen, wie wir Dich ungerne haben ziehen sehen! Laß uns nahe bei Dir bleiben und scheuche uns nicht zurück durch Gedanken, Worte und Werke! — Deine Großmutter in Wandsbeck wird Freude haben, schrieb Caroline bald darauf, wenn sie aus Deinem Briefe sieht, daß die Leute Deinen Großvater und Dich in ihm lieb haben. Ueberhaupt, lieber Matthias, wie vieles hast Du doch und wie viel

Gutes wird Dir zu Theil, was so manche andere entbehren! Wie viel größere Forderungen wird aber auch Gott und wirst Du selbst an Dich und an die Erfüllung Deines Berufes machen müssen.

Die in diesen Worten sich aussprechende ernste Auffassung der Pflichten, welche der Sohn durch die Wahl seines Berufes übernommen hatte, kehrte in vielen Briefen Carolinens wieder. Mir ist es ganz deutlich und gewiß, schrieb sie einmal, daß es derer, die nicht befriedigt sind, die suchen und nach Rath und Trost sich sehnen, jetzt mehr gibt auf der Welt, als vor zehn und fünfzehn Jahren, und es ist ein großer und schöner Beruf, auf die rechte Weise trösten und rathen und ein Wegweiser für so viele sein zu wollen, die den Weg nicht finden können oder wollen; aber leicht ist er nicht. Für sich selbst und in seinem eigenen Herzen kommt man, weil man der Worte nicht braucht, über manches fort, was, wenn es für andere ausgesprochen werden soll, recht schwer werden muß, und Stunden bleiben nicht aus, in denen guter Rath theuer zu sein scheint und nichts helfen kann, als an die rechte Thüre zu klopfen, um Hilfe zu erhalten. — Schon wie Du noch bei uns warst, schrieb Caroline in einem anderen Briefe, wußte ich wohl, daß Du manche Dinge in und außer Dir künftig nicht ganz so ansehen würdest wie wir, aber ich wollte damals noch nicht mit Dir davon reden, weil ich hoffte und glaubte, daß es Dir ernstlich um die Wahrheit zu thun sei, und weil ich Gott vertraute, daß er zur rechten Zeit auch würde die rechte Einsicht und Ansicht schenken. Es kann auch hierin kein Mensch dem andern viel geben; jeder muß von neuem mit Gott suchen und finden. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich viele Jahre mit mir in Noth und Verlegenheit gewesen und auch jetzt noch nicht aus Noth und Verlegenheit heraus bin. Ich habe gefunden, daß es besser ist, nicht zu viel über und an sich, sondern lieber an Gott zu denken und sich nach ihm mit dem Herzen zu sehnen Tag und Nacht, und wenn wir gefallen sind, schnell aufzustehen und im Vertrauen auf Gott immer von neuem anzufangen. So kommt man allmählich weiter und, wills Gott, zu einem ruhigen und seligen Ende. Die Fürstin Gallitzin sagte mir einmal recht aus dem Innersten der Seele und im tiefen Gefühle ihrer Ohnmacht: Aber ich will doch wollen. Dieses Wort fällt mir

oftmals ein, und richtet mich auf in verzagten Augenblicken. Man wird freier und fröhlicher, wenn man mehr in Summa als im einzelnen mit sich umgeht. Erhält man sich jeden guten Gedanken gegenwärtig, den man einmal gehabt hat, so kann man leicht mehr, als wahr ist, von sich halten, und so auch wirklich umgekehrt. — Daß Du ein Gefühl in Dir hast, schrieb Caroline ein anderesmal, als könntest Du noch nicht mit so gläubigem Herzen und Gemüth ein Gebet zu Gott beten, wie Du gerne wolltest, beunruhigt mich nicht, da ich aus Erfahrung weiß, wie der Mensch ein wankendes Rohr ist, das vom Winde hin und her getrieben wird. Wenn man sich nur von Grund des Herzens nach dem lebendigen Glauben sehnt, so hilft Gott uns immer weiter, und endlich wird einmal alle Fehd' ein Ende haben; daß Dir aber schon das glückselige Ende so nahe sein sollte, ist etwas viel verlangt. Sokrates hat gemeint, vor dem vierzigsten Jahre könnte der Mensch nicht zur Ruhe im Innern kommen, und Confucius hat das Ziel noch viel weiter hinausgesetzt. Doch ich habe Unrecht, Dir Sokrates und Confucius zu nennen, da wir Christen sind; siehe es also als ungesagt an. Mein Trost ist immer der Mann im Evangelium, zu dem unser Herr Christus sagte, daß er glauben müsse, um Hilfe zu erhalten, und der darauf antwortete: Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben. Mehr können wir nicht, und wo wir nicht können, hilft Gott. Auch kann es im Verstand und Kopf viel Unruhe und Unglauben geben und das Herz behält doch dabei seinen festen Punkt. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Nichts weiß ich gewisser, so unvollkommen wir auch hier nur noch lieb haben können. — So großes Gewicht Caroline auch auf den festen Punkt im Herzen legte, so war sie doch weit davon entfernt, ein Ruhebett für den Sohn daraus zu machen und Mühen und Arbeiten ihm dadurch ersparen zu wollen. Lieber Matthias, schrieb sie einmal, gewöhne Dich zur angestrengten Arbeit und versäume nicht ohne Noth. Nicht allein das nicht gelernt haben, sondern auch die Gewöhnung, nicht zu lernen, hat große und bittere Folgen. Schreibe mir doch, ob Du tüchtig fleißig bist; ich wünsche und hoffe es. Auch möchte ich recht im einzelnen wissen, wie Du Deine Studien eingerichtet hast. Ich

glaube, daß es einem jungen Manne mit dem ernstesten und besten Willen unmöglich ist, das Was und Wie in seinen Studien recht beurtheilen und einsehen zu können. Mir würdest Du eine sehr große Sorge nehmen, wenn Du Dich hierin einem verständigen gelehrten und älteren Manne anvertrautest, der Dir Vaterstelle verträte und Deinen wissenschaftlichen Gang leitete. Ohne weiter etwas davon zu verstehen, weiß ich doch, daß Erfahrung den Meister macht. Du wirst, lieber Matthias, wahrscheinlich über diesen Rath lachen; das magst Du auch gerne thun, aber nimm ihn an und schreib mir Deine Meinung. Ich wollte Dich gar zu gerne auf dem graden und nächsten Wege auch zum Wissen haben. — Du kannst denken, schrieb sie ihm bei Uebersendung einiger theologischer Streitschriften, was das für pro und contra verursacht hat. Es ist sehr betrübt und widerlich, daß die heiligsten und wichtigsten Religionswahrheiten als Gespräch und Zeitvertreib verhandelt werden; doch ist es auch wieder gut, weil die Menschen sich fragen müssen, auf welcher Seite sie stehen. Ich glaube wie Du, daß Du, um es ehrlich mit Deiner Wissenschaft zu meinen, und um Deiner künftigen Gemeinde und Deines eigenen Kopfes und Verstandes willen aus allen Kräften forschen, denken und lernen mußt, damit Du auf diesem Wege zu der festen Erkenntnis und zu dem hellen Bewußtsein kommst, daß in Christo verborgen sind alle Schätze der Weisheit; aber ich hoffe es auch zu Gott, daß, wenn es Dir mit Deinem Ringen, Forschen und Streben reiner und wahrer Ernst ist, Gott Dir in der Tiefe Deines Herzens ein Sehnen, das jenes alles nicht bedarf, und einen gläubigen festen Punkt erhalten wird, an dem Gott sein Gnadenwerk an und in Dir fortsetzt, während Dein Verstand in Arbeit und Unruhen, im Fallen und Aufstehen begriffen ist. — Große Freude hast Du mir mit Deinem letzten Briefe gemacht, antwortete Caroline, als ihr Sohn ihr von dem ernsten und bedeutenden Freundeskreise geschrieben hatte, in welchem er sich befand. Wenn auch manches in Eurem Leben nur noch Jugendwärme und Jugendinnigkeit ist und Eure besten Augenblicke auch von anderen weniger guten unterbrochen werden, so ist doch die Summa Eurer Richtung, Eurer Hoffnungen und Eures Treibens wahr und gut und gibt uns Ursache zum Dank dafür, daß

Du in diesen Kreis gekommen bist. Besonders möchte ich Dir gönnen, daß Du noch ein Stück Weges mit Deinem Freunde Hofacker gehen könntest, der der Mann zu sein scheint, welcher mit der Zeit auf die rechte Weise zu rathen und zu trösten lernen wird. — Schreibe mir aber doch auch, heißt es in einem anderen Briefe, wie Du gewöhnlich die Sonntage zubringst und ob Du einen Prediger gefunden hast, der die Wahrheit sagt ohne viel menschliche Zuthat und mit dem inneren Gefühl, daß er an dem, was er sagt, eben so nahe interessiert ist, als seine Zuhörer. Auch laß es Dir recht Ernst sein mit dem Studium der Logik; der Mangel hierin schadet gar zu viel. Vorigen Sonntag habe ich eine Predigt gehört, in der viel tüchtiger Wille und viel Gutes im einzelnen war, aber alles so durcheinander, daß man mit seinen Gedanken und Empfindungen hin und her gezerrt ward. Ueberhaupt gelernt und gedacht muß werden, ehe man lehren und sprechen kann. Ich danke Gott, daß Du Lehrer hast, die Wissen und Respect vor dem Glauben in sich vereinigen.

Wie an dem inneren und äußeren Arbeiten ihres Sohnes nahm Caroline auch an den Freuden, die ihm das Universitätsleben darbot, lebendigen Antheil. Dein äußeres Leben ist etwas sehr einförmig, schrieb sie einmal, wenn Du nicht die Ausnahmen für Dich behältst; aber auch diese gönne ich Dir, wenn sie in der Ordnung sind und mit der Ordnung bestehen können. — Durch die Erzählung Deiner Reise hast Du uns, schrieb sie ein anderesmal, eine große Freude gemacht. Thue die Augen weit auf, sieh und laß die Eindrücke bleibend in Dir sein, damit Du zu zehren hast, wenn auch Du ins Joch mußt. Doch wenn Du Dein Ziel recht lebendig ins Auge und Herz fassest, so kann und wird Dir Dein Joch sanfter und leichter werden als Deinem Vater das seinige, und auch ihn läßt der liebe Gott nicht leer ausgehen; auch er hat seinen Wirkungskreis, in welchem Gott seinen Willen und sein Bestreben segnet. Davon bin ich gewiß. — Da kommt eben Dein Brief aus Zürich, schrieb sie bei einem anderen Ausfluge des Sohnes, und sagt uns, daß Du gesund und im lieben Schweizerlande bist, wohin mein Herz sich schon so lange sehnt. Ich habe mir Karten geben lassen und alles so genau mir ausgerechnet und besehen, wie mir möglich war, und begleite Dich von Ort zu

Ort. Kein Mensch kann Dir den Genuß mehr gönnen, als ich, Gottes Werke ohne menschliche Zuthat zu schauen und Dich dabei in Deines eigenen Herzens Tiefen zu versenken und anzubeten. Lieber Matthias, ich muß Dich doch einmal wieder daran erinnern, wie viel Gutes Gott Dir gibt und wie viel Gelegenheit, Seiner wahrzunehmen. Ich wünsche von Herzen, daß er es Dir mag gedeihen lassen zu einer bleibenden Freudenquelle, aus der Du schöpfen kannst, wenn es Noth thut im Leben.

Bis hinein in die kleinsten Sorgen der Studentenwirthschaft blickte sorgsam das Mutterauge, überwachte den Bestand von Wäsche und Kleidern und warnte bedenklich vor Angewöhnungen, die fern vom elterlichen Hause leicht sich Raum verschaffen konnten. Du hast mir lange nichts von Dir selbst, heißt es einmal, geschrieben und von Deinem Thun und Treiben, innerlich und äußerlich, damit ich Dich mir recht lebendig vorstellen kann. Soll ein solcher Brief von Dir nicht schon auf dem Wege sein, so sage mir bald recht umständlich, wie Du zu Muthe bist, was und wie Du arbeitest, ob Du schon Fortschritte merkst; auch von Deinen Freunden, Deinen Gemüthsergötzungen, von Deinem Stuhl und Tisch, Kleidern und Schuhen, kurz von allem, was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes und Lebens gehört. Mich verlangt gar sehnlich danach. — Laß es Dir, schrieb sie bald darauf, doch rechter Ernst sein, Deine Stube rein und sauber zu halten und die Fenster alle Tage zu öffnen, und dann, lieber Matthias, thue mir zu Liebe, daß Du des Morgens nicht einige Stunden halb angezogen mit niedergetretenen Schuhen herumschlingelst; es ist mir gar zu widerlich; zieh Dich doch gleich frisch und fröhlich und fertig an.

Während Caroline sich in das ganze Sein und Treiben des entfernten Sohnes hinein zu setzen wußte, um im großen und kleinen mit ihm fortzuleben, gab sie ihm zugleich durch ihre Briefe die Möglichkeit, auch in der Ferne dem elterlichen Hause nahe zu bleiben, indem sie ihn in voller Kentnis von den kleinen Begebenheiten erhielt, die ein Familienleben erfüllen; namentlich die Festtage irgend einer Art gaben Gelegenheit zu solchen Mittheilungen. Wir sitzen wirklich, wie Du vorhergesehen hast, fast in Kränzen begraben bei dem Früh-

stück, schrieb Caroline am Morgen ihres Hochzeittages, den 2. August 1820; die Kinder rund um uns her, alle mit Lust und Freude in Herz und Augen. In diesem Augenblicke haben wir Dein lieb Liedlein und Deinen Brief erhalten, gelesen und uns erfreut und Gott gedankt aus Herzensgrund. Mein Herz ist besonders durch Deinen Hochzeitskranz bewegt; denn wenn Du nicht mein kindliches Kind wärest, so hättest Du ihn uns nicht geschickt. Recht satt geweint habe ich mich wohl, ich glaube aber gewiß mehr aus Freuden, daß ich Dich habe, als aus Leid, daß ich Dich nicht habe. Mein ganzes Herz dankt Dir für Dein Liebhaben und ich bitte Gott, daß er Dir Dein Wollen stärken und erhalten und das Vollbringen immer mehr geben möge. Wir müssen in jeder Minute wollen und wieder wollen, dann vollbringen wir schon etwas, oftmals uns selbst unbewußt, und dieses Unbewußte ist oft das Beste. Ich wenigstens fürchte nichts so sehr, als daß ich mir einmal gefallen könnte; denn ich weiß gewiß, daß ich das nicht zu ertragen vermöchte. Das Gefühl unserer Noth und unseres Unvermögens und das Ausstrecken nach Gottes Barmherzigkeit sind hier auf dieser Welt unsere besten Gefährten, weil es unser wahrer und natürlicher Zustand ist. Gott helfe Dir und uns allen, mein lieber Matthias! — dieser Wunsch ist immer in mir. — Der achtzehnte October wird, schrieb Caroline am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, recht feierlich begangen. Heute Morgen früh wurde mit allen Glocken geläutet, alle Kirchen waren so voll, daß niemand mehr hinein konnte, Mittags rückte die ganze Bürgergarde aus; auf den Straßen ist ein außerordentlich festliches Leben, es geht, fährt und reitet, daß ich mein eigenes Wort nicht hören kann; heut Abend sind Feuer und Feier an allen Orten und Enden. Ich sitze zu Hause und denke mein Theil; die große Zeit ist mir im innersten Mark geblieben; ich bin die gewaltigen Monate wieder durchgegangen mit ihrer Freude, ihrer Angst und ihrem Schmerz; Du kannst denken, daß mir Herz und Augen übergingen und ich dem lieben Gotte gedankt habe, so gut ich konnte, leider aber nicht so lebendig, als ich wohl wollte und müßte. Könnte ich diesen Tag einmal in dem Aschauer Keller feiern, dann würde der Dank wohl von selbst alle übrigen Gedanken todt schlagen. Dieser Keller

wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein. Wie aufseinander bin ich oftmals dort gewesen, wenn ich hineinging, um eine Viertelstunde allein zu sein und meinen Thränen freien Lauf zu lassen! Ich bin recht böse auf alle, die heute daran denken können, daß es auch jetzt noch nicht so ist, wie es sein sollte. An anderen Tagen mag man zürnen und begehren für Stadt und Staat; aber heute haben alle über und über Ursache sich zu freuen und fröhlich zu sein an dem, was Gott uns gegeben und von uns genommen hat. Und wenn ich nun an uns besonders denke, wie gerüttelt voll ist unser Maß, wie viel haben wir nicht wieder! Nur meines lieben seligen Bernhards Stelle ist leer und er fehlt uns und wird uns fehlen, bis wir zu ihm kommen. — Alle meine Festtage sind mir nun, heißt es in einem anderen Briefe, da ich Euch nicht mehr beisammen habe, zerstückelt und haben an Fröhlichkeit verloren; denn ehe ich Euch alle beisammen habe, sind viel Gedanken nöthig. Doch wenn nur zwischen Euch und meiner Sehnsucht nach Euch auch fernerhin nichts Störendes tritt, so will ich doch im Herzen freudig sein. — Die freien Stellen am Weihnachtstisch können wohl, heißt es in dem Weihnachtsbriefe, meine Freude und Fröhlichkeit, aber nicht meinen Dank gegen Gott dafür stören, daß ich Euch, ihr lieben entfernten Kinder, habe und auf rechtem und gutem Wege habe. Wenn meine Augen Euch auch nicht sehen können, so kann mein Herz sich doch freuen und Euch lieb haben, und daran habe ich es nicht fehlen lassen am lieben Weihnachtsabend. Uebrigens aber war doch eine Stille am Feste und nicht so fröhlich wie sonst, weil alle bedrückten Herzens wegen Agricola's Krankheit sind. — Am 16. Januar war Matthias' Geburtstag. Wie gerne sähe ich Dich, schrieb ihm die Mutter, heute einmal von Angesicht zu Angesicht und nähme Dich in meine Arme, so lang Du auch sein magst! Das Mutterherz läßt sich durch keine Länge stören und das Kind bleibt Kind, wenn es auch ein Mann wird. Du alter lieber Matthias, ich wollte Dich gar zu gerne noch wieder sehen und wieder haben hier in diesem Leben. Bleibe gesund und gehe frisch und fröhlich in Dein einundzwanzigstes Jahr hinein! Der liebe Gott geht mit Dir und bewahrt Dich und wird meinen Wunsch an Dir erfüllen und Dich segnen nun und immerdar; das glaube ich gewiß. Ich will

Dir meinen Geburtstagswunsch und Gebet, mit dem ich diesen Morgen aufgewacht bin und der mir den ganzen Tag gegenwärtig gewesen ist, hersetzen, damit auch Du ihn mit mir beten und wünschen kannst. Es ist mein sehnlichster Wunsch für Dich und wird auch der Deine sein. „Du heiliges Licht, edler Hort, laß ihm leuchten das Lebenswort und lehr' ihn Gott recht erkennen, von ganzem Herzen Vater nennen; lehr' ihn, daß Christus unser Herr und Meister ist und keiner mehr, daß er nach keinem Fremden schau' und Dir aus ganzer Macht vertrau." Mein geliebtes Kind, möge Gott ihn an Dir erfüllen!

Carolinens letzte Lebenszeit.

Die körperlichen Leiden, an denen Caroline seit den schweren Erfahrungen des Jahres 1813 litt, hatten durch die Mühen und Sorgen des Sommers 1819 einen Gefahr drohenden Grad erreicht; aber inmitten der Unruhen und Aengste, welche die Krankheit des Herzens und die Reizbarkeit der Nerven dem Körper brachten, blieb das Geistesleben hell und wach und gewann an Ruhe und Sicherheit. Ich habe diese Zeit, schrieb sie im Frühjahr 1820, über des Menschen Gang durch das Leben und über die Arbeit, die ihm darin angewiesen ist, mir früher ganz unbekannte Empfindungen, Gedanken und Ansichten gehabt, verbunden mit großer Sicherheit. — Wie ganz anders sehe ich mich gestellt, schrieb sie um dieselbe Zeit, seitdem es so fühlbar bergab mit mir geht und der Austritt aus dieser Welt mir näher ist als der Eintritt! Wenn ich mich nicht täusche und es, wie ich zu Gott hoffe, auch in der Noth Probe hält, so merke ich Ruhe und Sicherheit in mir und ich habe Stunden, in denen ich recht gut zu Muthe bin. Gott gebe, daß die Ruhe und Sicherheit bleibend im Herzen und Gemüthe ist und nicht ein Phantasiespiel wird! Gott wird mir helfen. Ich sehne mich von Herzen nach Ruhe und Ergebung in Gott, kann aber die Lebenslust noch immer nicht überwinden; ich habe auch viel Freude und Gutes im Leben und habe meinen Perthes. — Recht erquicklich ist es mir, liebe Agnes, schrieb

sie ein anderesmal, daß es Dir geht wie mir und Du den lieben Gott suchst und findest in hundert klein scheinenden Begebenheiten, die uns das Herz bewegen und erfreuen ganz still und ruhig vom Morgen bis zum Abend. Darüber reden läßt sich nicht viel, aber Gott danken und mich noch mehr sehnen, das kann ich. Laß uns nur mit Treue und Ernst im kleinen thun, was wir können; vielleicht vermögen wir dann im Himmel Großes. — Aengstlichkeit im christlichen Leben war ihr selbst ganz fremd und auch an anderen nicht lieb. N. ist nun, schrieb sie einmal, seit einigen Wochen abgereist; er hat viel Gutes hier nicht begriffen und sieht viel Nichtgutes, wie ich glaube, in dem Kreise seiner neuen Freunde nicht, weil ihm hier wie dort das Innere durch das Aeußere verdeckt wird. Er ist gewiß ein guter und ein frommer Mensch, aber sein Unglück ist, daß er doch eigentlich nur weiß, was er nicht will und mag am äußeren Leben der Christen. — Wir suchen, heißt es in einem anderen Briefe, mit rechter Sorge nach einem Manne, der Mathilden mit Wahrheit und Leben zur Confirmation vorbereiten und Ernst und Innigkeit in dem reinen Kindergemüthe groß ziehen kann, und haben noch nicht gefunden, was wir suchen. Pl.'s Schwester ist aus Riga auf anderthalb Jahre nach Kiel gezogen, um dort ihre Tochter von Harms unterrichten zu lassen. So gerne ich auch Mathilden Harms' Unterricht gönnte, so würde ich mich doch zu einem solchen Schritte nie entschlossen haben, weil er mir Gottes Macht und Einfluß doch gar zu wenig zuzutrauen scheint, und wie sollte man den Kindern unter die Augen treten können, deren Eltern nicht so Ungewöhnliches für sie zu thun vermögen!

Daß auch dem Menschen, der ein Leben mit Gott in Wahrheit kennt, die Seele auf längere oder kürzere Zeit in düstere Trauer versenkt danieder liegen kann, wußte Caroline wohl; denn sie hatte selbst diese Zustände oft im Wechsel des Lebens erfahren. Komm in meinen Arm, schrieb sie im Frühjahr 1821 einer tief gedrückten Frau, und schütte Dein Herz und alles, was Du darinnen an Hoffnung und Furcht, an Angst und Trübsinn hast, in mein Herz aus. Ich verstehe Dich und habe nicht vergessen, wo uns arme Menschenkinder der Schuh drückt, glaube auch gewiß, daß der liebe Gott es uns zu

Gute halten wird, wenn einmal ein schwerer Seufzer aus unserer Brust dringt. Nur müssen wir zu allen Augenblicken willig sein, unsere Last auf uns zu nehmen, und müssen tragen wollen, was Gott uns gibt, und er gibt uns oft recht beschwerte Stunden; das kann niemand leugnen. Gemurrt habe ich nie, aber oft den lieben Gott unter vielen Thränen gefragt, warum er es uns so schwer gemacht hat, und dann wieder mich daran gestärkt, daß es seine Einrichtung ist, die nicht ohne gute Ursache für uns sein kann, und daß er es weiß, wie uns so angst zu Muthe ist, und es uns nicht übel nimmt.

Obschon sehr wohl bekannt mit den trüben und dunklen Stunden des inneren Lebens, bewahrte Caroline dennoch das Gefühl der Freude und des Dankes als herrschende Stimmung der Seele auch in der Zeit ihrer schweren körperlichen Leiden. Den tiefen Grund dieser Freude deutet sie selbst in einem Briefe an die älteste Tochter an. Daß Du, heißt es in demselben, eine glückliche Frau bist, bezeuge ich Dir gerne und wünsche Dir von Herzen, daß Du es immer bleiben mögest, zweifele auch nicht daran. Eine betrübte Frau kannst Du werden, aber keine unglückliche; denn wer von Herzen danach strebt, sich unter allen Umständen in Gottes Willen zu ergeben, kann nie unglücklich sein. — Den inneren Sinn, die Quellen der Freude zu bemerken und nicht ungenossen fließen zu lassen, hatte Caroline in seltenem Grade ausgebildet. Als ihr zum letztenmal für dieses Leben der erste Mai, der Jahrestag ihrer Verlobung mit Perthes, nahte, schrieb sie: Morgen ist mein lieber erster Mai und gerne ging ich recht tief in Berg und Wald mit meinem lieben Bräutigam, dorthin, wo ich keinen anderen Menschen sähe und hörte, und dankte Gott, daß ich diesen Tag noch nach vierundzwanzig Jahren so durch und durch freudig und fröhlich feiern kann. Einige Seufzer würden sich wohl meines kurzen Athems wegen eindrängen, aber sie würden nicht lange dauern, und ich würde immer von neuem anfangen, mich zu freuen. Ja gewiß, im Wald, im grünen Wald, da wär' mein Aufenthalt, aber auch meine Aussicht hier durch die jungen Blätter auf dies blaue Wasser und den wunderlieben klein gewölkten Himmel ist so köstlich, daß man, wenn man sich besinnt, nur mit Scham und Gram mehr wünschen kann. Ein solches Uebermaß von Pracht und

Schönheit des Frühlings ist uns, glaube ich, noch nie geworden; es ist gar nicht auszusprechen, wie wunderschön Büsche und Blätter, Gras und Blumen sind. Und diese große Veränderung vom Tode zum Leben ist in wenigen Tagen, ja, man möchte sagen, in wenigen Stunden gekommen. Wenn man so im lieben Frühling steht und die hohen, hellgrünen Bäume gegen den reinen, lichten Himmel ansieht, so scheint es unglaublich, daß dabei doch so viel Jammer und Noth in und um uns sein kann. Ja, eine Freudenzeit ist der Frühling, und wenn ich kein Kind krank habe, so nimmt die Freude mich mit dorthin, wo wir uns keinen Jammer und keine Noth mehr denken und vorstellen können.

Wenn auch die Natur einmal todt und finster war, so hatte Caroline doch an allen Orten und Enden noch viele andere Gründe der Freude. Glückliche Menschen sind, schrieb sie einmal, eine wahre Herzensstärkung, ich freue mich gar zu gerne mit, wenn es nur irgend der Mühe werth ist. — Vor allem war ihr die Liebe zu Mann und Kindern eine nie zu erschöpfende Quelle der Freude und des Dankes. Noch melde ich Dir, mein lieber Matthias, schrieb sie im April 1821, daß ich trotz alles schweren Athems keineswegs verzagt bin, auch keine Ursache habe, es zu sein; wir alle vielmehr samt und sonders haben ein fröhliches und glückliches Leben zusammen. Der liebe Gott überschüttet uns mit Segen und Freuden, indem er unsere Kinder gedeihen und uns Eltern glücklich werden läßt. Aus Gotha hören wir nur Gutes; von Dir hoffen wir, daß Du auf guten Wegen bist und Gott mit Dir ist. Mathilde ist ein ernstes und fröhliches Kind und hat sich weit über ihr Alter tüchtig und gut in der schweren Krankheitszeit gezeigt; mit mir geht sie gar allerliebst um und sorgt für mich, wo und wie sie kann; Perthes hat recht seine Lust und Freude an dem Töchterchen. Eleonore ist Jungfer Niedlich und bekommt ein Herz voll Liebe und Freundlichkeit, und mein Andreas erfreut mir das Herz von Morgen bis Abend, wenn er nicht eben einmal unartig und heftig ist. Mein liebster Perthes wird für sich immer ernster und besser, für mich konnte er es schon lange nicht mehr werden. Konnte ich nun wohl anders als Gott danken und mich freuen? — Ich muß Dir einmal wieder, heißt es in einem Briefe an

die älteste Tochter, von Deinem Vater erzählen, wie der immer weiter in sich kommt und eine große Ruhe, Sille und Sicherheit bei allem Rumor und Wirrwar hat und behält. Ich möchte, Du könntest es alles wissen, wie ich es weiß; es ist gar zu tröstend und erfreulich, wenn man gewiß und deutlich sieht, daß Gottes Segen in und mit ihm ist. Stückweise könnte ein anderer ihn wohl zuweilen nicht recht verstehen; wer ihn aber so ganz und gar kennt wie ich, der weiß, daß er auf dem Wege zu Gott von Jahr zu Jahr weiter kommt und mit großem Ernste in und an sich arbeitet. Dankt Gott mit mir, Ihr alle, daß Ihr einen solchen Vater habt; er ist gar zu lieb und gut. Wenn ich ihn nur etwas mehr hätte oder eigentlich etwas mehr sprechen könnte, denn haben thue ich ihn ganz und gar; das weiß und fühle ich mit großer Gewißheit. Nichts kann im Himmel und auf Erden über rechtes Liebhaben gehen, und das wird auch gewiß unsere Seligkeit im Himmel sein, nur viel größer, reiner und ungestörter, als hier. Nach meinem jetzigen Gefühle möchte ich aber doch gar zu gerne dort meinen Perthes auch behalten und lieb haben. — Was habe ich, schrieb sie im Herbste 1820, für ein immerwährendes tiefes Gefühl von Gottes Barmherzigkeit gegen uns, mit welcher er uns so viel Glück und Gutes in Hoffnung und schon in der Wirklichkeit in und an Euch allen gibt! Du kannst nicht wissen, welche bewegte und glückselige Stunden Perthes und ich haben, wenn wir das recht in und mit Ruhe zusammen bedenken. Es ist eine köstliche Gabe Gottes, seine Kinder auf dem Wege zum Himmel zu sehen, wenn man auch noch allerlei Sorgen und Furcht dabei hat. Der liebe Gott, der das gute Werk angefangen hat, der wird es auch vollenden in uns allen und das vielfältige Glück, welches wir haben, an uns zum Segen gedeihen lassen. — Man sollte nicht glauben, heißt es in einem Briefe vom letzten December 1820, daß man während dreihundertfünfundsechzig Tagen durch das Meer von Leiden und Jammer, das uns auf dieser Welt treffen kann, mit so heiler Haut wie wir durchkommen könnte. Wiederum erfahre ich, daß ich nicht so viel danken kann, wie ich gerne möchte, und wie viel Wunsch und Bitte ist nun nicht wieder in unserem Herzen parat für das neue Jahr!

Seit den ersten Jahren der Ehe hatte Caroline sich nach einer

größeren Ruhe des äußeren Lebens und nach einem ungestörteren und stilleren Zusammensein mit Perthes gesehnt, aber immer bestimmter wurde sie sich im Verlaufe der Zeit bewußt, daß gerade für ihre Natur die Nöthigung, sich im Schaffen und Ordnen, im Regieren und Vermitteln zu bewähren, eine kaum zu entbehrende Schule gewesen sei. Ich freue mich in Eurem Namen, schrieb sie einst ihrer Tochter, daß Ihr wieder in Eure gewohnte Stille und Ruhe zurückkehrt und daß ich mich recht inwendig nach Stille und Ruhe sehne; dieses Sehnen ist mir ein Zeichen, daß mir alle Unruhe noch nicht geschadet, und wer weiß, ob nicht vielleicht mich gefördert hat. Mein Element ist der Wirrwarr gewißlich nicht, aber Gott läßt uns alles zum Besten dienen. — Ja, vieles ist hier im Wege, heißt es ein anderesmal, um ein einfaches und stilles Leben zu haben, doch führt auch das unsrige uns zum Ziel; das fühle ich gewißlich. — Die Sorge freilich, daß Perthes im Gewühle des Geschäftes körperlich sich aufreiben könne, ließ sich nicht beschwichtigen. Perthes arbeitet mehr, schrieb sie einmal, als ihm nütz und gut ist. Ach, hätte ich ihn doch nur aus diesem Tumulte gesund heraus! Ich kann wirklich nur im Denken an ihn mit ihm leben, denn das Gewirre der Arbeit läßt mich keinen ruhigen Augenblick mit ihm genießen; aber klagen darf und will ich nicht, denn er ist guten Muthes und wäre gern mehr mit mir. — Seitdem Carolinens älteste Töchter in Gotha verheirathet waren, hatte sie die Hoffnung gehegt, daß Perthes es in nicht allzu ferner Zeit möglich machen könne, das große Geschäft und dessen Unruhe und rastloses Getriebe anderen zu überlassen und, fern von dem Gewühl der großen Stadt, in Gotha mehr sich selbst und weniger den Geschäften zu leben. In vielen Briefen sprach sie die wachsende Aussicht mit immer neuer Freude aus. — So Gott will und uns das Leben läßt, heißt es einmal, kommen wir Euch noch näher und freuen uns untereinander unseres Glückes; ja, tief im Grunde des Herzens ahne ich die Möglichkeit, daß Ihr lieben Kinder mir meine alten Tage erfreuen werdet, wie Ihr meine jungen erfreut habt. — Ich merke immer deutlicher an Perthes, schrieb sie etwas später, daß er ernsthaft darauf hinarbeitet, uns alle auf immer zu Euch zu bringen; wenn ich aber meine Herzensfreude in Worte ausbrechen lassen will,

so wird Perthes böse. Ich soll mich noch nicht einmal innerlich freuen, weil alles noch so gar ungewißlich ist. — Perthes selbst beschäftigte sich indessen nicht weniger lebhaft mit dem Gedanken, sich dem aufreibenden Treiben des unruhigen Geschäfts zu entziehen. Ihr seid wirklich sehr glücklich, schrieb er im Frühjahr 1821 an seine älteste Tochter und deren Mann, daß Euch die Jugendjahre so unbekümmert gegönnt sind; ich habe ein rauhes Leben durchlebt, und nur selten sind freie, sorgenlose Stunden mir zu Theil geworden; in Demuth habe ich Gottes Führung für so weit zu loben und in seine Hände stelle ich die Zukunft; mein Wille ist auf Stille und Ruhe gerichtet. Nicht arbeitlos will ich sein, aber der Richtung, die im Inneren meiner Seele ist, möchte ich folgen können und die Weltunruhen möchte ich nach und nach aus Geist und Herz tilgen, um bereit zu sein, wenn alle Rechnungen hienieden getilgt werden müssen.

Carolinens Hoffnung, die späteren Jahre ihres Lebens in ruhigem Zusammensein mit Perthes und an demselben Orte mit ihren verheiratheten Töchtern zuzubringen, ging nicht in Erfüllung. Im Frühling 1821 hatte die Krankheit des Herzens und der Nerven sich bis zu einem schwer zu tragenden Grade gesteigert. Mein Blut ist unruhig, schrieb sie im April, und meine Nerven müde und krank, das Athmen wird mir sehr schwer; das ist kein guter Zustand; Dr. Schröder versucht hier und da zu helfen, aber noch hat er die rechte Dose nicht gefunden. — Ich trinke nun Geilnauer Wasser, schrieb sie einige Wochen später, und bin alle Morgen von 6 bis 8 Uhr im Garten; wer mich dort besuchen will, soll willkommen sein. Ich mache, wenn ich allein umherwandele, allerlei Reisen in Gedanken und spreche oftmals bei Euch vor, Ihr lieben Kinder. — In den ersten Wochen des Juni, am Tage nach dem Pfingstfeste, wurde sie durch heftige innere Krampfanfälle, denen ein nervöses Fieber folgte, dem Tode nahe gebracht und war sich der Gefahr ihrer Lage deutlich bewußt. Ich bin müde und matt, schrieb sie, als die augenblickliche Gefahr der Krankheit noch einmal gebrochen war; wenn Du mich nur einmal ansehen könntest, so würdest Du wissen, was die Glocke geschlagen hat. Nun lasse ich mich hegen und pflegen, was Mathilde mit kindlicher Liebe, mit Verstand und Besonnenheit thut in Eurer aller Namen. Ich habe Dich, mein

lieber Matthias, sehr viel um und bei mir gehabt und Dir oftmals einen guten Morgen und Abend gesagt. Gott sei Dank, daß ich mit fröhlicher Hoffnung an Dich denken kann! Einmal im Fieber glaubte ich, Du wärest katholisch geworden; mir war doch wunderlich dabei zu Muthe und ist mir auch noch lieber, daß es nicht wahr ist.

Mit den letzten Stunden des Menschen hatte Caroline sich ihr ganzes Leben hindurch oft und ernst beschäftigt. Der Tod war ihr immer eine sehr große und sehr betrübte Sache gewesen, aber vielleicht nie hatte sie vor dem Sterben das tiefe innere Grausen empfunden, welches oft auch fromme Menschen erfüllt und von welchem die Menge nur deshalb nichts fühlt, weil sie in einem Leichtsinn dahin lebt, dessen Größe niemand begreifen könnte, wenn ihn nicht jeder mit mehr oder weniger Unterbrechungen in seiner eigenen Brust trüge. In den vielen Briefen, in denen Caroline sich über den Tod ihr nahestehender Menschen äußerte, spricht sich zwar immer tiefe Betrübnis, aber nie Entsetzen, sondern Ruhe und Ergebung aus. Heute habe ich wieder, schrieb sie einmal, einen Sterbetag im Andenken: vor zehn Jahren ging mein lieber Johannes von uns. Die lange Zeit hindurch konnte ich ihn Gottlob lieb haben, aber leider nichts von ihm hören und sehen, und wer weiß, ob er mich noch lieb haben kann. Kindes- und Mutterverhältnis hört doch im Himmel auf, glaube ich, aber Gott wird es wohl machen, wie es uns gut und auch lieb ist. — Schwer ist es für den Zurückgebliebenen, heißt es ein anderesmal, der mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht über Himmel und Erde hinaus lieb hat, nun nichts zu hören und zu sehen von den lieben Vorangegangenen. Wie tief und lebendig fühle ich das, wenn ich mit meinem Mutterherzen an meine lieben Kinder im Himmel denke! Ich kann mir auch nicht verwehren zu fragen, warum unser himmlischer Vater so hart es eingerichtet hat, aber gewißlich recht fest und getrost halte ich mich auch ohne Antwort daran, daß es also sein Wille ist und daß er nur Gutes für uns wollen kann, wenn es uns auch nicht schmeckt. — Die alte Frau R. ist gestern, heißt es in einem anderen Briefe, sanft eingeschlafen. Ich freue mich von Herzen, daß sie fertig ist; sie konnte von außen hier nichts mehr haben und wurde durch ihre große Schwäche und Dämmrigkeit menschlichem Ansehen nach auch gehindert, rechte Freudigkeit und Trost

in Gott zu finden. Nun ist, wills Gott, die Liebe, die hier in ihr schlief, aufgewacht und ist nicht mehr durch tausend Kleinigkeiten gehemmt und gebunden. — Ich habe sehr ernste Stunden an S.'s Sterbebett gehabt, schrieb sie nach einem anderen Todesfalle; er ist ungewöhnlich ruhig, gottergeben und mit vollem Bewußtsein gestorben. Ich habe mich gefreut, ihn ruhig und still als Leiche liegen zu sehen, ohne husten zu müssen und ohne sich um Luft zu quälen. Es ist wunderbar, daß, wie ich schon oft bemerkt habe, der Tod die Stirne so hoch, hell und rein macht. Auch S.'s Stirne war nach dem Tode ungewöhnlich schön, obschon sie es im Leben doch gewißlich nicht gewesen ist. — Als im December 1819 die Nachricht von dem Tode des Grafen Friedrich Leopold Stolberg eingetroffen war, schrieb Caroline an ihre älteste Tochter: Das liebe, engelreine Gemüth wird nun Gott schauen, das glaube ich gewißlich, aber wir haben hier einen sehr lieben Freund weniger. Noch in dem letzten Monat hat Stolberg ein Büchlein geschrieben von der Liebe; das war eine schöne Vorbereitung, um der ewigen Liebe näher zu kommen. Gott helfe uns allen, daß die Liebe zu Gott reiner und tröstender in uns werden möge; dann mag kommen, was da will. Wie gerne wäre ich an Stolberg's Krankenbett und Sterbebett gewesen; einen größeren Trost und eine größere Freude gibt es hier auf dieser Welt nicht, als einen Menschen mit vollem Bewußtsein ruhig und freudig im Glauben an Gottes Barmherzigkeit sterben zu sehen. Liebe Agnes, wir haben es ja einmal recht sichtbar erlebt an meinem lieben seligen Vater. Weißt Du noch, wie wunderschön seine Augen waren in den letzten Stunden bis zur letzten Minute?

Weil aber Caroline vor dem Sterben kein Grauen hatte, war ihr das Leben nicht weniger eine Freude. Wenn man einen Berg im Leben hinter sich hat, schrieb sie im Frühjahr 1821 an ihre Tochter Luise, so glaubt man anfangs, man sei nun über alle Berge und sei im sicheren Hafen zu ewigen Tagen; wenigstens ist es mir oft so gegangen, und es kamen doch noch immer kleine Hügel und große Berge, über die man muß, bis man den letzten erstiegen hat und aller Fehd ein Ende ist. Aber trotz aller Berge ist mir das Leben lieb und werth, und wenn es Gottes Wille ist, möchte ich sehr gerne noch mit meinem

lieben Perthes und Euch allen zusammenleben, besonders wenn eine Zeit käme, in welcher Perthes etwas mehr Ruhe hätte und mehr mit mir sein könnte. Dann wünschte ich mir aber auch einen etwas längeren Athem, damit ich mit Euch gehen und mich mit Euch unseres Lebens freuen könnte. — Ich weiß, was Gott mir gegeben hat und was ich habe, heißt es in einem anderen Briefe; möchte es Gott gefallen, uns noch eine Weile zusammen zu lassen; ich kann nicht helfen, ich habe große Lust. Es soll wohl nicht sein, schrieb sie bald darauf, aber oftmals kommt es uns doch in den Sinn, die Jahre festhalten zu mögen. Gott kann uns im Himmel gewiß nicht weniger Gutes geben, als er uns hier gibt, aber das Gute auf dieser Welt sehen wir mit unseren Augen und tragen es auch lebendiger im Herzen als die Ahnung des noch Besseren, was unserer im Himmel wartet. Doch können wir auch hier große und unbegreiflich sichere und selige Augenblicke haben, wenn wir sie nur festzuhalten vermöchten; aber daß ich nicht Herr meines eigenen Herzens zu allen Zeiten sein kann, das ist der eigentliche Jammer, und der größte Trost ist, daß Gott mich ganz und gar kennt und sieht. Ich will doch gewiß auch gerne viel mehr, als ich kann.

Mitte Juli ward Caroline nach Wandsbeck gebracht, um der Unruhe des Hauses überhoben zu sein und sich in der Luft bewegen zu können, ohne die Beschwerde der Treppen zu haben. Es waren schwere Wochen, die sie jetzt erlebte, beängstet durch die Beschwerde des Athmens und des Krampfes in der Brust. Wenn ich ganz stille sitze, so bin ich gut zu Muthe und frisch und fröhlich bei dem herrlichen Wetter, vergesse auch wirklich mein Leid; aber wenn ich die geringste Bewegung mache, werde ich sehr empfindlich daran erinnert. — Nun ist es, heißt es ein anderesmal, fast ein Vierteljahr, daß ich für Haus, Küche und Keller nichts habe thun können, und das ist wirklich sehr betrübt; ich sehne mich unbeschreiblich, mein Amt wieder mit frischem und fröhlichem Muthe übernehmen und verwalten zu können, auch meinem lieben Perthes kein Leid durch mein Kranksein länger anzuthun. Noch mag ich gar nichts arbeiten, nicht einmal stricken, auch lesen kann ich nicht und muß mich so von einer Stunde zur anderen hinschleppen; doch habe ich keine lange Weile und bin vergnüglich zu Muthe. Ich darf Dir nicht mehr schreiben, mein liebes Kind; nicht mei-

nem Herzen, aber meinem Kopfe ist es lästig. — Nur wenige Zeilen noch vermochte sie den entfernten Kindern zu schicken, aber auch diese zeigen, daß die Liebe in ihrem Herzen durch keine Noth des Körpers verdunkelt werden konnte. Mit der ganzen früheren Wärme gab sie sich der Freude und dem Danke hin, als ihr im Juli der zweite Enkel, Bernhard, geboren ward. Gott helfe den armen Menschen, schrieb sie einmal, die nicht lieb haben können. Ihr glücklichen lieben Kinder, hatte sie kurz vorher geschrieben, wie gern bin ich Eure Mutter und wie freue ich mich Eures Lebens!

Unsern Hochzeittag haben wir am 2. August, schrieb sie in dem letzten Brief an ihren Sohn nach Tübingen, in Wandsbeck auf eigene Hand sehr vergnügt und glücklich verlebt; ich bin mit Hilfe vieler Zeit und eines Stuhls zum Ausruhen mit meinem lieben Bräutigam rund um die schöne große Wiese gegangen und kann nicht aufhören, Gott zu danken für diesen glückseligen Gang. Wir waren allein; seit Jahren hatte ich mit Perthes einen solchen Gang nicht gemacht; unser Gespräch war weit umfassend und kühn, da nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft unser war. Euer aller wurde gedacht. — An dem körperlichen Zustande besserte der Aufenthalt in Wandsbeck nichts. Wie gerne möchte ich Dir sagen können, schrieb Caroline am 8. August an Perthes, daß ich ganz frisch und fröhlich wäre, aber ich kann es nicht. Frisch fühle ich mich nicht; vergnügt bin ich wohl, aber doch nicht fröhlich. Doch vielleicht wäre ich es, wenn ich draußen im Freien auf meiner Bank sitzen könnte; denn dort könnte ich der Freude nicht widerstehen und müßte mit fort: aber zwischen Wänden und Mauern komme ich nicht so leicht aus mir und meinem kurzen Athem heraus. Doch vielleicht gibt Gott morgen dem Doctor den rechten Gedanken; alle Hauptsachen an meinem Körper sind noch fest und gesund, und das eine Uebel wird doch zu finden sein; ich habe ein immerwährendes Gefühl, daß ich ganz und gar wieder frisch werden kann, obschon der Verstand mitunter etwas anderes sagt. — Wenige Tage später mußte Caroline, um dem Arzte näher zu sein, wieder nach Hamburg gebracht werden, und die Hoffnung auf Genesung trat mit jedem Tage mehr zurück. Die nächste Nähe des Todes fühlte Caroline wohl nicht, wenigstens nicht dauernd, aber diese letzten Tage waren ein erhöhtes Le-

ben mit Gott. Vor allem das alte Kirchenlied: „Herr, auf dein Wort solls sein gewagt", füllte ihr Herz und Sinn aus; wenn es dem durch körperliche Leiden und Fieberunruhe geängsteten Geiste schwer ward, den trostvollen und entschlossenen Inhalt des Liedes festzuhalten, nahm sie wohl die Feder zur Hilfe, schrieb einzelne Verse auf, um durch die schreibende Hand dem Geiste in der Festhaltung der betenden Worte zu Hilfe zu kommen.

Perthes hatte den ganzen Ernst der Lage erkannt. Lange habe ich gelitten um ihretwillen, schrieb er etwas später, seit vielen Monaten schon den tiefsten Schmerz durchfühlt; meine einsamen Spaziergänge waren ohne Ausnahme erfüllt mit der schweren Arbeit, mich bekannt zu machen mit dem, was mir bevorstand, und mit der Anstrengung, mich durch Gottes Hilfe vorzubereiten. Immer und immer wieder kam die Hoffnung, und immer wieder mußte ich sie aufgeben. Wer wie ich wußte, welche schwere Fesseln ihrem innigen, raschen Leben durch einen mühseligen Körper angelegt waren, konnte nicht glauben, daß eine solche Einkerkerung von langer Dauer sein werde. Sie hat viel gelitten seit langer Zeit, und es war ein harter Kampf für eine so über alles rege Phantasie, für einen so nach freier Bewegung dürstenden Geist, für ein so kraftvoll thätiges Gemüth, sich immer gehalten, gelähmt und gefesselt zu fühlen. Nur ihr echtes und lebendiges Christenthum und das Aufrichten der eigenen Kraft an dem Leiden unseres Herrn hielt sie, machte sie geduldig, ja heiter, und ließ sie ihre Liebe und Freundlichkeit nach wie vor rund um sich mittheilen. Eigentlich nur ich wußte, wie krank sie war und wie viel sie litt; Freunde und Bekannte fühlten nur ihre Freundlichkeit und die Kraft ihres Geistes.

Am Freitag den 24. August ließen heftige Anfälle inneren Krampfes ein augenblickliches Ende fürchten; heftige Fieberphantasien und äußerste Kraftlosigkeit, Angst um Luft und tiefer Schlaf wechselten seit diesem Tage mit einander ab: aber mitten in aller Noth erschienen einzelne Stunden körperlicher Leidlosigkeit und hellen Bewußtseins, und dann war siegend über Noth und Tod die Ruhe des Glaubens, die Sicherheit der Hoffnung und die Freundlichkeit der Liebe über dem Sterbebette ausgebreitet. Perthes befand sich während dieser letzten Tage in einem Zustande gewaltsamer Ergebung und aufgeregtester Ruhe.

Eure Mutter ist sehr krank, schrieb er am Morgen des 28. Augusts an seine beiden Schwiegersöhne nach Gotha; wir stehen in Gottes Hand; wir dürfen hoffen, aber wir haben mehr Ursache zu fürchten. Mein Trost, meine Haltung besteht in Ergebung — Herr, dein Wille geschehe! Hält Gott den Tod der frommen Mutter an der Zeit — sein Wille geschehe; wohl maße ich mir nicht zu viel Stärke an. Das Zerreißen der Liebe wird schrecklich sein, noch schrecklicher das Entbehren deren, die allein mich ganz kennt. Eine öde, traurige Einsamkeit, kurz oder lang, bleibt nach; kein Trost der Mitthätigkeit, kein Beistand in Freud' und Leid. Hoffen kann und darf ich nicht; nur wenn ich mich in das Schrecklichste ganz und gar ergebe, finde ich Haltung und Trost. — Am Abend desselben Tages, an welchem dieser Brief geschrieben war, am 28. August 1821, kurz nach 9 Uhr, machte ein Nervenschlag dem frommen Leben so plötzlich ein Ende, daß kein Druck der Hand, kein Wort, kein Blick der Liebe den Umstehenden als Abschiedsgruß zu Theil ward. Ohne erzwungene Resignation und ohne irgend eine Anstrengung, sich stärker zu machen, als es dem Menschen gestattet ist, gab Perthes sich dem warmen Schmerze hin, der bei einem großen Verluste so natürlich scheint und dennoch außer dem Christenleben nicht gefunden werden kann, weil er Ergebung und Hoffnung zu seiner Voraussetzung hat. Nun stehe ich da mit meinen armen Kindern, schrieb Perthes am folgenden Morgen an seinen Schwiegersohn, und öde und leer ist es, und wir suchen die Fülle der Liebe, welche so überschwenglich uns zu Theil geworden ist, und doch, können wir, nur damit ich meine Caroline und Ihr Eure Mutter wieder habt, wünschen, daß dieser freie fromme Geist in den Kerker dieses Körpers zurückkehre? Meine armen Kinder, meine armen kleinen Kinder! Ihr älteren habt den Geist der Mutter erfahren, aber diese Liebe, dieser Geist wird den jüngeren nun niemals nahe treten. Gott wolle ihnen helfen und mir; es zerreißt das Herz, die Kleinen zu sehen, wie sie nach der Mutter suchen hier und dort, und zu hören, wie sie jammern, wenn sie sie nicht finden. Unaussprechlich schön ist die Leiche durch die Hoheit der Stirne und durch das freundlich liebevolle Lächeln um den Mund. — Ihre Liebe, schrieb Perthes an demselben Tage seinem Sohn nach Tübingen,

kann nur von oben uns noch wohlthun; sie ist selig bei Gott, wir aber trauern. Weine Dich aus, weine, sammle Dich, fasse Dich, und sobald Du das gethan hast, komme zu uns. — Mein Schmerz macht mich nicht unmuthig, schrieb Perthes einige Tage später an seine Tochter, ich möchte vielmehr Liebe geben und möchte helfen rund um mich her, so weit ich irgend reichen kann. Auch habe ich viele Ursache zum Dank; vierundzwanzig Jahre schenkte mir Gott, um sie mit diesem Reichthum an Liebe, Kraft und Geist zu durchleben. Gott sei gelobt dafür! Nun weiß sie, wo und wie ich sündigte, was sie hier so nicht wissen konnte, aber nun kennt sie auch ganz das Maß meiner Liebe. Wie viele Schranken, Hemmungen und Zufälligkeiten, groß und klein, stehen auf Erden im Wege und hindern den Menschen zu erkennen, was an Geistesliebe in anderen Menschen lebt. Daß sie nun mich kennt ganz und gar und mir hilft, mich an Gott zu halten zu aller Zeit und in seiner Gegenwart zu wandeln, das glaube ich, weil ich nicht anders kann, obschon ich weiß, daß die Offenbarung diesen Glauben durch keine bestimmten Aussagen stützt. — All mein Thun und Treiben, schrieb Perthes bald darauf an seine entfernten Kinder, hatte, so weit es nicht Berufssache war, seit vierundzwanzig Jahren allein Bezug auf Eure Mutter. Sie hat es nicht gewußt, wie sehr ich von ihr abhängig war, sie hat es nicht im einzelnen erkannt, sondern nur allgemein an der Innigkeit ihrer Liebe zu mir gefühlt, welche Opfer ich meiner Natur und meinem Temperament nach dieser Abhängigkeit in Liebe gebracht habe. Jetzt ist das alles fort, kein Band bindet mich; ich kann thun, was ich will. Nächst der Sehnsucht in dem Alleinsein drückt mich dieses widrige Gefühl der Freiheit am meisten. Ich kenne aus langer Erfahrung die Grundlosigkeit des Menschen, der allein sich selbst überlassen ist, und wenn Demuth die Hilfe des Helfers erzwingen kann, so darf ich hoffen, daß sie mir werde. Wäret Ihr Kinder nicht, so ginge mein Wunsch nach Jenseits, aber mein Weg ist noch nicht vollendet und ich muß in Kampf und That weiter vorwärts. — Es ist, heißt es in einem Briefe an den Sohn in Tübingen, sehr öde und tief traurig in meinem Herzen und oft gebricht es meiner Seele an Kraft, das Herz, das sich sehnt nach Mittheilung an ein liebendes Gemüth, zu beruhigen und es zu

stillen, so daß es sich begnügt, dem Unsichtbaren sich mitzutheilen. Dazu wird oft die Angst im Innern laut, daß mit der Linderung des brennenden Schmerzes durch die Zeit auch an dem inneren Leben der Liebe zu Eurer Mutter vieles dumpf und stumpf werden könnte. — Jetzt bin ich, heißt es dagegen einige Wochen später, ruhiger über den Uebergang von der Sehnsucht, die aus dem zeitlichen Entbehren stammt und nicht bleiben kann und nicht bleiben soll, zu dem Fortleben mit der Geliebten, die ich in nächster Nähe Gottes und unseres Herrn weiß und glaube. Den Frieden Gottes, der die einzige Ruhe unserer Seele ist, hoffe ich gefunden zu haben.

In einem Briefe an die Schwester Friedrich Heinrich Jacobi's, Helene, welche eine mütterliche Freundin Carolinens von deren Mädchenjahren an gewesen war, brachte sich Perthes die Größe des Segens, den er in Caroline besessen hatte, lebendig vor die Seele. Sie haben, meine mütterliche Freundin, schrieb er, den Werth meiner Caroline früh schon erkannt, aber Sie haben aus der Ferne nicht die hohe Ausbildung ihres Innern in den späteren Jahren erfahren können. Carolinens frommer, demüthiger Sinn, ihr einfaches und einfältiges Sein blieb unberührt durch die Jahre; die Innigkeit ihrer Liebe behielt die ganze frühere Stärke und Tiefe, breitete sich aber in immer größere Kreise aus und wurde segensvoll und wohlthuend für alles, was in ihren Bereich kam. Trost, Rath und That wurde allen, die sich ihr naheten, und dafür wurde ihr Gegenliebe zu Theil und eine Achtung, die an Ehrfurcht grenzte, von Männern und Frauen der verschiedensten Art und der verschiedensten Stände. Carolinens Phantasie war von einer mir in der Stärke nie vorgekommenen Lebhaftigkeit und rief eine seelenvolle Theilnahme an allem, was die Welt und deren Getriebe bot, hervor. Der Reichthum ihres Geistes hatte große Erfahrungen gemacht und tiefe Blicke in den Menschen und in die menschlichen Verhältnisse gethan, aber in ihrem Urtheile war überall Liebe und Milde; die Sicherheit des Glaubens hatte sie von aller Aengstlichkeit gegen den Buchstaben los gemacht und ihr menschlichen Meinungen und Ansichten gegenüber die vollste Freiheit und Unabhängigkeit gegeben; so sehr sie mich liebte, so frei und un-

abhängig stand sie doch meinem Geiste gegenüber. Vierundzwanzig Jahre, erfüllt mit Unruhen und Sorgen, zum Theil mit Kummer und Angst, hat sie mit mir durchlebt, aber glücklich war sie stets in diesem langen Zeitraum, denn jeder Augenblick war mit Liebe und lebendiger Theilnahme erfüllt; das Unabwendbare trug sie mit Hingebung; in den großen Momenten der Zeit hat sie Heldenmuth bewährt. Bei der tiefen Innigkeit ihres Gemüthes und bei der Kraft und dem Reichthum ihres Geistes war ihr die Armuth des Herzens, wie Taulerus und Thomas a Kempis sie preisen, zu eigen; sie hat sich dieselbe im Kampfe mit einer kraftvollen Natur, die Leidenschaft, Heftigkeit und Ehrgeiz wohl gekannt hatte, errungen durch die Wahrheit und Treue ihres Glaubens; von frühester Jugend an hatte sie im steten Umgang mit Gott gelebt und wahrhaft war sie, wie es selten Menschen sind. Dieses seltene große Gut ist nun für mich ins Grab gesunken, verlassen sehne ich mich und strecke die Arme aus; menschlich geredet, bin ich allein und doch ahne ich einen früher ungekannten Reichthum, seitdem diese Seele meiner Seele mir fessellos nahe ist überall. Doch davon läßt sich nicht reden, weil es, ausgesprochen, unwahr wird.

Doppelt schwer fühlte Perthes seit Carolinens Tode das nie ruhende Getriebe des Geschäftslebens, und für die Kinder ohne Mutter war ein einfacherer Haushalt und ein stilleres Leben fast nothwendig. Seit Jahren schon hatte er die Uebertragung der Hamburger Handlung auf Besser und die Verlegung seines eigenen Wohnsitzes nach Gotha vorbereitet. Dort in der Mitte Deutschlands wollte er ein Verlagsgeschäft gründen und künftig ausschließlich diesem weniger unruhigen und weniger aufreibenden Berufe leben. Nach Carolinens Tode faßte er den Entschluß, das lange gehegte Vorhaben zu beschleunigen. Nächste Ostern werden wir zu Euch kommen, schrieb er bereits in den ersten Tagen des Septembers nach Gotha, und, so Gott will, bei Euch bleiben. Es ist nicht ein Entschluß, den mir die Aufregung des Gefühls entrissen hat, sondern er ist ruhig überlegt, ist verständig und nothwendig. — Der ordentliche Haushalt könnte zwar, schrieb er etwas später, ordentlich fortgeführt werden; Ma-

thilde ist tüchtig und verständig genug. Sie hat weit über ihre Jahre mit Kraft, Besonnenheit und Tüchtigkeit während der Krankheit der Mutter geleistet, was Liebe ihr eingab, und die Mutter war laut dankbar bis in die letzten Stunden. Auch jetzt führt sie ihre schwere Aufgabe den kleineren Kindern und dem großen Haushalt gegenüber mit Besonnenheit, Entschlossenheit und Festigkeit durch, aber abgesehen von allem anderem würde ich, wenn ich bliebe, ein Unrecht gegen Mathilde begehen, ich würde ihre Jugend brechen und das siebenzehnjährige Mädchen hart und barsch durch das frühe Regimentführen machen.

Die Wintermonate von 1821 auf 1822 waren mit den Arbeiten erfüllt, die für Perthes nöthig waren, um sich aus dem Geschäfte zu lösen und die Uebersiedelung nach dem neuen Wohnort möglich zu machen. Mauke, welcher schon lange die Last und die Sorge des großen Geschäfts mitgetragen hatte, wurde als Theilnehmer in die Handlung aufgenommen und alle Verhältnisse in einen vorläufigen Stand gesetzt, aus welchem, wenn das Vorhaben in Gotha nicht mislang, leicht zu einem festen und dauernden Abschluß zu gelangen war. Es ist freilich ein Berg, der sich aufthürmt, schrieb Perthes im Februar 1822 an seine Tochter Agnes, wenn eine dreißigjährige Einlebung aufhören soll, aber nimmt man nur richtig jedes einzelne, das eine nach dem andern, vor, so geht alles. Und wie ist es, wenn man stirbt? Scheint nicht alles unauflösbar? meint man nicht, es müßte alles darunter und darüber gehen? und dennoch lebt alles fort, wie wenn das Rad, welches abgerollt ist, nie dagewesen wäre. Man hält sich selbst immer für zu wichtig in seinem Kreise, groß oder klein; nur abgeschnitten den Faden — man ist so unentbehrlich nicht. — Tiefer als das allmähliche Ausscheiden aus den Geschäften traf die Ablösung von allen den Verhältnissen das Herz, in denen Perthes vom Jünglinge zum Manne erwachsen und als Mann den vollen Schmerz und die volle Lust des Lebens erfahren, in denen er gelitten und geschaffen, gerungen und genossen hatte. Wie Weihnachten und Neujahr von mir durchlebt, schrieb er im Januar, erlasse mir zu sagen; es waren harte, sehr harte Tage, und sehr harte Tage stehen

mir noch bevor. Jeder Tritt, jede Bewegung, jeder Federzug, den ich thue, ruft mir in das Herz: zuletzt. Dreißig Jahre meines Lebens und Wirkens verlebte ich in diesen Umgebungen; hier wurde mir alles, was mir theuer war; hier wurde mir Beruf, Wirksamkeit und Achtung; hier hatte ich Caroline, hier fand ich Gott. Das Scheiden von Haus und Stadt, von Menschen und Verhältnissen, mit denen mein eigenes Leben zu einem einzigen Ganzen verwachsen war während so langer Zeit, ist kein Leichtes und hat mich tief ergriffen, und es ist sehr nöthig, daß ich mich fest und geschlossen halte; denn ich soll nicht nur mich selbst in diesem Schiffbruche halten, sondern auch anderen ein festes Herz zeigen, das aber auch wieder kein hartes und kaltes werden darf. Nach außen zügele ich mich streng, Gott wolle mir im Innern helfen. — Vor einer Stunde hat Eure Großmutter aus Wandsbeck, schrieb er Ende Februar, zum letztenmal unser Haus verlassen, wo sie so viele Tage der Freude, des Kummers, der Sorge, der Angst und des Schmerzes durchlebt hat. Hier starben zwei ihrer Enkel, von hier sah sie uns vertrieben in die weite Welt ziehen, in diesen Zimmern starb ihr Mann, starb ihre Tochter und in wenigen Wochen ist unsere Stätte nicht mehr zu finden. Wenn ein so tiefes Gefühl, das in gewöhnlichen Tagen sich fest verschließt, wenn ein solches Herz, das jugendliche Kraft im hohen Alter hat, sich dem tiefsten Schmerze laut und rücksichtslos ergibt, so ist es schwer, nicht alle Haltung zu verlieren. Es war eine der härtesten, schmerzenreichsten Stunden meines Lebens. — Wenige Tage vor dem Scheiden von Hamburg schrieb Perthes an die Gräfin Luise Stolberg als Abschiedswort: Die Tage sind da, in denen ich auf immer Haus und Ort verlassen soll, wo mir, so weit es hienieden möglich ist, der Segen eines inneren Lebens durch Liebe und Geist zu Theil geworden ist. Mein Herz ist in Jammer versunken und ich vertraue in Demuth, daß Kraft mir gegeben werde. Ihnen, meine geliebte, theure mütterliche Freundin, reiche ich noch einmal aus alten Verhältnissen und Umgebungen die Hand. Wie oft hat meine selige Caroline die Feder angesetzt, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen, aber sie vermochte es nicht; tief hatte sie Ihre Liebe erkannt

und mit Liebe gelohnt; das wissen Sie auch von mir. Lassen Sie uns festhalten am Glauben, bis auch wir versammelt sind in den Wohnungen des Friedens und des Schauens!

Am Mittwoch den 20. März 1822 verließ Perthes mit seinen vier Kindern Hamburg und langte am Montag den 25. März in Gotha an, wo, wie er hoffte, ein nicht unthätiges aber ruhiges und stilles Leben seiner wartete.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

